MAXIMILIEN DE SANTERRE

IHR NAME IST LEGION

ZWÖLF JAHRE UNTER BERUFSVERBRECHERN IN DER SOWJETUNION

VERLAG J. PFEIFFER · MÜNCHEN

Aus dem russischen Original übertragen von ARIADNA
Vom Verfasser autorisiert

Zweite Auflage, 6. bis 10. Tausend

Umschlagentwurf: Lea Auvo

Und Jesus fragte ihn und sprach:
Wie heißest du? Er sprach: Legion;
denn es waren viele Teufel in ihn gefahren.

LUKAS 8,30

Wir rühr'n uns nicht,
Wenn einst der grause Hunn
Die Leichen plündern wird,
Die Städte brennen,
In eure Kirchen seine Rosse stellen
Und braten wird der weißen Brüder Fleisch.

»SKYTHEN« VON ALEXANDER BLOK

Lieber Monsieur Walter!

Ihnen, der mir das Leben durch die wiedergeschenkte FREIHEIT gerettet hat, widme ich dieses Buch.
Denken Sie noch an die unendliche Polarnacht zurück? An die schaurigen Lieder des Schneesturms, an Kälte, Hunger, Stacheldraht, die humorlosen Tschekisten und das Geheul der Wachhunde? . . .
Denken Sie noch manchmal an das ewige Rauschen der Taiga und an die geheimnisvoll schweigende Tundra? . . .
Denken Sie noch an das Stück Schwarzbrot – die Tagesration, die wir brüderlich teilten? . . .
An das *Dawai, dawai!* der Brigadiere, die Schläge, an den Schmerz, den Kränkungen auslösen? . . .
Denken Sie an das Gespenst des Todes, das uns so lange Zeit folgte? Unsere zerfallene Hütte inmitten der sibirischen Taiga? An Kostja, den russischen Dieb, mit seiner Tätowierung »Admiral« auf der Stirn und unser lustiges Hündchen Zigan!?
Sie haben das alles bestimmt nicht vergessen! Und vor allen Dingen nicht jene Menschen, mit denen wir, durch das gleiche Schicksal aneinandergekettet, über die holprigen Wege Rußlands zogen, einem illusorischen Kommunismus entgegen.
Unser waren – Millionen! Gute und Böse, Starke und Schwache, Grausame und Gütige, doch alles – Unglückliche.
Mögen viele von uns wild, böse, krank oder lasterhaft gewesen sein, mögen Legionen von Teufeln in ihren Seelen gehaust haben, wir waren MENSCHEN und hatten schon allein dadurch das Recht auf ein besseres Leben.
Über diese Menschen berichte ich in meinem Buch, und ich wäre glücklich, wenn meine Leser nachdenken würden, wieviele Millionen Teufel sich wohl einen Platz in unseren Seelen suchen würden, sollte morgen auch über unsere Welt die Finsternis hereinbrechen, diese Finsternis, in der wir so viele schwere Jahre zubringen mußten.
Noch einmal merci Monsieur Walter! Von ganzem Herzen

München, Juli 1962 Ihr ergebener *M. de Santerre*

Handlungen und Personen sind nicht frei erfunden, sondern entsprechen bis in die kleinsten Einzelheiten all dem, was ich in der Sowjet-Union gesehen, gehört und erlebt habe.

Maximilien de Santerre

DER KRIEG GING WEITER ...

Moskau, den 26. Juni 1946.

Das Gericht zog sich zur Beratung zurück. Im leeren, stickigen Saal summten aufdringlich die Fliegen. War es die Hitze oder die Aufregung, mir lief der Schweiß in Strömen herunter. Skuratow saß aufrecht, mit verschlossenem Gesicht, in dem eine Spur Müdigkeit war und Verachtung unserer Umgebung gegenüber. Neben ihm mußte ich mich recht kläglich ausnehmen.

Nach kaum zehn Minuten betraten die Richter, ihre Zigaretten im Gehen ausdrückend, wieder den Saal. Der Vorsitzende hielt ein sichtlich vorher ausgefertigtes Dokument.
Sehr langsam, ausführlich, deutlich, mit einem gewissen bösen Unterton, verlas der Vorsitzende das Urteil.
Dann schloß er feierlich:

»TOD DURCH DEN STRANG!«

Ich konnte es einfach nicht fassen. »So ein Unsinn!« war mein erster Gedanke, »ich habe doch wohl nicht richtig gehört ...« Verstört blickte ich meinen Freund an. Skuratow war blaß geworden. Als sich unsere Augen trafen, lächelte er schuldbewußt und zuckte die Schultern, als wollte er sagen: »Inschallah! Nichts zu machen!«
»*Dawai, dawai!* Was haltet ihr Maulaffen feil!« stieß uns der Konvoi* hastig zum Ausgang.
Und wieder die Lubjanka – grau, stumm. Die stummen Wände erdrücken, genau wie die steinernen Gesichter der Aufseher. In der Todeszelle sind es von der Parascha, dem Notdurfteimer, bis zum Fenstergitter fünf Schritte.
»Gehängt – nicht gehängt?« quietschen kläglich die Fußbodenbretter.

* Bewachungsmannschaften

Gitter, Parascha und eine Unmenge aufdringlicher Gedanken.
Eins – zwei – drei – vier – fünf Schritte nach rechts: Absurd! Völliger Idiotismus. Es kann doch nicht sein! Gehängt! Warum gehängt? Was haben sie davon mich zu hängen? Es kann nicht sein. Absurd!
Eins – zwei – drei – vier – fünf Schritte nach links: Übrigens warum sollten sie mich eigentlich nicht hängen? Diese Bösewichte sind doch zu allem fähig! Aufgehängt und basta! Aus ist's mit dem Max! Man schmeißt ihn in ein Loch, ein bißchen Chlor darüber – und Friede seinen Gebeinen.
... drei – vier – fünf: Sie hängen dich. Das kann nicht sein! Nehmen dich aus der Schlinge, schmeißen dich ins Loch, ein bißchen Chlor drüber ... Und was ist mit der Sonne, dem Himmel, den Sternen? Was mit den Eltern, Bekannten? Was mit den Freunden und all meinen Plänen? Soll das alles ausgelöscht sein? ... Ist dies alles überhaupt jemals gewesen? ... In den Listen des MWD* wird neben meinem Namen ein Kreuzchen gemacht – und aus! Die Sache ist erledigt!
Ich laufe und laufe ... Laufe einen Tag, laufe zwei Tage. Ich habe das Zeitgefühl verloren. Ich laufe und laufe. Fünf Schritte hin – fünf Schritte her.
»Leise, leiser!« zischt der Aufseher.
»Leise, leiser!« flüstert der Arzt. Blickt aus gläsernen Augen und dreht das Hörrohr zwischen den Fingern.
»Bim-Bom! Bim-Bom!« dringt das Glockenspiel vom Kreml durch mein Fenster.
Die Gedanken verwirren sich – zerfließen. Bei jedem Geräusch an der Tür springe ich auf. Einmal verwirren sich die Gedanken – dann wieder werden sie seltsam klar, reliefartig. Man könnte sie mit den Händen greifen.
»Bom-Bom!« wiederholen nachts die Glocken. Auch sie klingen absurd – genau wie meine Geschichte.
Halbfranzose – Halbrusse. Mißglückter Maler und Abenteurer. Scharführer des Dritten Reiches, Pseudo-Leutnant der Roten Ar-

* Ministerium für Innere Angelegenheiten in der UdSSR

mee, angeblicher Agent des Französischen Nachrichtendienstes! Natürlich absurd!

Erschöpft falle ich auf die Pritsche. Mich überkommt Apathie. Die Gedanken fließen, monoton wie die Anklageschrift.
Die sorglose Kindheit und Schulzeit. Die Platanen auf dem Hof des College ... Toulouse, diese wunderbare Stadt an der »grünen Garonne« ... L'Ecole des Beaux-Arts, der Stadtpark und mein Traum, Maler zu werden ... Jäh unterbricht der Krieg diesen Traum. Dieser Krieg, den anfangs kein Mensch ernst nehmen wollte. »Une drôle de guerre« wurde er genannt. Aber bereits im Mai 1940 wäre es niemand mehr in Frankreich eingefallen, diesen Krieg als drollig zu bezeichnen. Die Ereignisse nahmen eine tragische Wendung, und nach zwei Wochen unvorstellbarer Panik kam es in Frankreich zu einer nie dagewesenen nationalen Katastrophe. Sang- und klanglos verschied die III. Republik und wurde vom l'Etat Français abgelöst, der die Politik der »Rénovation Nationale« proklamierte. An Stelle des alten jakobinischen Mottos: Liberté — Egalité — Fraternité, trat ein neues: Travail — Famille — Patrie. Und der Marschall Philippe Pétain ergriff das politische Ruder. Was man jetzt auch sagen möge, aber mir persönlich imponierte dieses Vorbild des altverdienten Soldaten, der aus Vaterlandsliebe die Schande einer ganzen Nation auf sich nahm. Und ich war nicht der einzige, der so dachte. Viele Franzosen verstanden, wie schwer es dem alten Helden von Verdun gefallen war, seinen grauen Kopf im Wald von Compiègne vor den deutschen Generalen zu beugen. Dort opferte der Marschall seinen glorreichen Namen, um zu retten, was noch zu retten war: Tausende französischer Häuser und Millionen von Menschenleben. Das Volk begriff es, und die Menge feierte ihren Retter, schrie: »Vive Pétain! Vive Pétain!« um vier Jahre später mit Fäusten drohend »Au poteau!« — Nieder mit Pétain — zu brüllen. C'est la vie! ...
In jener Zeit nun entstand der Begriff Kollaborateur. Kollaboration das heißt Mitarbeit — ein Wort, das infolge des politischen Wetterumschwungs zum Synonym des Verrats wurde.

Und ich wurde Kollaborateur. Ein besonders eifriger sogar, nachdem Hitler den Kreuzzug gegen den Bolschewismus verkündet hatte. Als Halbrussen schmerzte es mich, daß mein zweites Vaterland schon so viele Jahre unter dem Joch des Kommunismus litt und ich glaubte allzugern, daß die deutschen Divisionen nur darum gen Osten zogen, um das russische Volk zu befreien. Um jeden Preis müßte ich an dieser Befreiungsaktion teilnehmen. Nicht zuletzt wurde dieser Wunsch von den Riesenplakaten angefacht, die an allen Mauern unserer Stadt klebten. »TRÄUMST DU VON RUHM UND ABENTEUERN — KOMM ZU UNS IN DEN LVF*!« Stolz und unnahbar, mit umgehängter Maschinenpistole, stand wie aus Stein gehauen in Überlebensgröße der Legionär. Pathetisch deutete er auf den lodernden Osten: »Komm mit!« In den deutschen Wochenschauen rollte die stählerne Lawine der Panzer unter den Klängen schneidiger Märsche und dem Donnern der Kanonen: Vorwärts!

Damals fand ich diese Bilder faszinierend, hängte ohne lange zu überlegen mein Studium an den Nagel und meldete mich als Freiwilliger zur Deutschen Wehrmacht. Mit einigen Hemmungen, ehrlich gesagt, denn mein Äußeres entsprach nur sehr wenig dem damaligen Ideal eines Soldaten. Ich war leider nur einen Meter sechzig groß und auch nicht blond. Dazu kamen noch meine dunklen Augen von fast mongolischem Schnitt. Bei der Tauglichkeitsuntersuchung verzog einer der Deutschen sogar das Gesicht:
»Hättest mehr Suppe essen sollen!« meinte er.
»Macht nichts, wird auch angehn!« sagte sein weniger anspruchsvoller Vorgesetzter und klopfte mir auf die Schulter, »wirst bei uns erst mal Kraftfahrer.«

Das war im August 1942, als die Aktien des III. Reiches schon ein wenig gesunken waren und das deutsche Oberkommando allmählich zur Ansicht kam, daß man auch mit Schlitzaugen auf der deutschen Seite kämpfen konnte.

* LVF=Legion der französischen Freiwilligen gegen den Bolschewismus

Ohne große Formalitäten bekam ich Soldbuch und eine feldgraue Uniform, die ich sofort in die Schneiderwerkstatt trug, um sie meiner Größe anzupassen.
So wurde ich also Krieger der siegreichen Deutschen Wehrmacht. Um ganz ehrlich zu sein, muß ich zugeben, daß mich hauptsächlich meine Vorliebe für Abenteuer und Nervenkitzel in die Legion trieb. Mich kränkte es geradezu, daß zu einer Zeit, da die ganze Welt in Flammen stand, in unserer Stadt kein einziger Schuß – und sei's des kleinsten Kalibers – gefallen war. Unsere Provinz lebte, wie sie schon seit hundert Jahren gelebt hatte, und das machte mich direkt rasend. Ich wollte die Welt sehen, andere Menschen, andere Sitten, wollte das Leben mit all seinen Schwierigkeiten kennenlernen, so wie es wirklich ist und nicht, wie man es im Film vorgesetzt bekommt.

Zuerst ging alles auch glatt ... Recht glatt sogar. Ich wurde nach Berlin kommandiert und machte in Müggelheim meine Fahrprüfung für die Klasse II.
Die deutsche Sprache fiel mir nicht allzuschwer. Klipp und klar: »Ai Itler! Jawol! Zur Befel!« und als Ausrede: »Nix fersten!«
Weitere Kenntnisse verlangte man auch gar nicht, da stets Dolmetscher zur Verfügung standen und die unmittelbaren Vorgesetzten aus unserer Mitte stammten.
Die Deutschen benahmen sich in der Regel, wenn nicht immer freundlich, so doch sehr anständig. Und es wurde uns weitaus weniger abgefordert, als den eigenen Soldaten.
Nach Beendigung des Fahrlehrgangs kam ich zu einigen Einsätzen im Osten und machte später beim Bau des Atlantikwalls mit. Doch erhielt ich während meiner ganzen Dienstzeit nie die kleinste Gelegenheit, meinen Heldenmut zu beweisen oder mir ein besonderes Ansehen bei meinen Vorgesetzten zu verschaffen. Ganz von selbst geriet ich unter die Taugenichtse, kam öfter als empfohlen zu Appell und Zapfenstreich zu spät. Da fehlte

ein Knopf, dort die verlangten Nägel an den Schuhsohlen. Aus Unachtsamkeit, und in nicht ganz nüchternem Zustand, verursachte ich einen Unfall. Mein Glanzstück leistete ich, als ich bei einer Abkommandierung in der falschen Stadt landete, dort ein entzückendes Mädelchen kennenlernte und meine Kompanie vergaß. Ich bekam Ärger mit der Feldgendarmerie. Die nächste Etappe war ein Bunker aus Eisenbeton, von wo aus ich unweigerlich ins Strafbataillon oder ins KZ wandern mußte.

Es kam aber ganz anders. Nach einundzwanzig Tagen trocken Brot und Wasser wurde ich zu einem gewissen Hauptsturmführer Bender geführt – einem riesigen Deutschen mit rötlichen Haaren und lauter Schmissen im Gesicht.

»Ai Itler!« knalle ich mit den Absätzen.

»Heil Hitler!« knurrt der Deutsche zur Antwort. Dann hagelt es los, Blitz und Donner zugleich.

»Schweinerei! . . .« brüllt er.

»Jawol Auptsturmführer!«

»Deserteur! . . . Saboteur! . . .«

»Jawol Auptsturmführer!«

»Sowas gehört erschossen! . . .«

»Zur Befell Auptsturmführer!«

Als er sich etwas ausgetobt hat, will er wissen, was mich meine Soldatenpflicht vergessen ließ.

»Schönheit von deutsche Mädchen!« platze ich raus, da mir nichts anderes einfällt.

Das Gesicht des Vorgesetzten verzieht sich zu einem fragenden Lächeln. Nun nehme ich meine ganzen Sprachkenntnisse zusammen und erkläre, daß mich ein junges deutsches Mädchen rein um den Verstand gebracht habe, daß es meine erste Liebe sei, ich aber ein Südländer, folglich temperamentvoll und darum unfähig, dem Zauber des blonden Gretchens zu widerstehen.

Das erweichte den Riesen offensichtlich.

»Aber paß auf, daß es auch deine letzte Liebe bleibt!« warnte er mich. »Was bist du von Beruf?«

»Maler – Auptsturmführer!«

»Na schön, abtreten! Vorläufig. Werde mal sehen, was du für ein Maler bist.«

So erstaunlich es ist, aber Hauptsturmführer Bender sorgte dafür, daß die ganze Angelegenheit unter den Tisch fiel. Mehr noch, er schickte mich zu einem Führerlehrgang. Zum Dank malte ich nach einem Foto sein Porträt, mit dem er anscheinend sehr zufrieden war. Ich hatte mich nämlich aus Leibeskräften bemüht, meinen Retter in Haltung und Ausdruck dem Führer ähnlich zu machen.

Nach Beendigung des Lehrganges wurde ich im Range eines Scharführers als Ausbilder nach Frankreich abkommandiert.

Schlimm war nur, daß man eines schönen Tages unsere Einheit in die SS-Division Charlemagne einreihte, ohne nach unserer Einwilligung zu fragen.

Da ich dieser Ehre gern entgangen wäre, wies ich mehrfach auf meinen kleinen Wuchs hin. Erfolglos!

»Nur keine Hemmungen!« ermunterte mich unser Spieß. »Du bist groß genug, um ehrenvoll für den Führer zu sterben!«

Ein schwacher Trost! Da ich mir beim Führer kein Eisernes Kreuz verdient hatte, konnte ich auf ein hölzernes auch gern verzichten. Außerdem war es Anfang 1944 und dem letzten Dummkopf wurde klar, daß diese ganze Geschichte nicht gut ausgehen konnte.

Tatsächlich kam es zu einer zweiten Front und damit zum Anfang vom Ende. Obwohl sich keiner von uns Legionären verpflichtet hatte, gegen Amerikaner und Engländer zu kämpfen, verfrachtete man uns schleunigst nach der Normandie.

Der Gegner hatte alle Vorteile auf seiner Seite. Nicht genug, daß wir gegen Fallschirmjäger kämpfen mußten, bedrängten uns auch noch französische Partisanen von allen Seiten.

Den Deutschen erging es ja noch einigermaßen: sie gerieten in Gefangenschaft. Aber wir Kollaborateure konnten bei unseren Landsleuten nicht auf Gnade rechnen. Der bloße Anblick unserer Kragenspiegel mit den SS-Runen machte die Partisanen geradezu tollwütig, und sie hätten uns am liebsten die Spiegel mitsamt der Haut heruntergerissen.

In den ersten Julitagen wurde unsere Kompanie von der Hauptarmee abgeschnitten und von uns blieb gerade noch eine Handvoll übrig. Der Kompanieführer und sein Stellvertreter waren gefallen, die Zugführer verwundet. Es folgte das Kommando: »Rette sich wer kann!« und jeder erhielt die Möglichkeit, den Krieg auf eigene Faust zu beenden.

Mir persönlich kam ein Partisan zuhilfe, genauer gesagt — seine Uniform und seine Papiere. Der Brave war tot, so daß er das eine wie das andere wohl entbehren konnte.

Ohne großes Bedauern nahm ich Abschied von meiner feldgrauen Uniform, die ich fast zwei Jahre getragen hatte und schlüpfte in die Lederjacke und die zerrissenen Hosen des Toten. Ich tat das ohne böse Absicht, aus reinem Selbsterhaltungstrieb und ahnte in jenem Augenblick nicht im Entferntesten, daß diese, durch Verzweiflung diktierte Handlung mein Schicksal für viele Jahre bestimmen und mich in die ungewöhnlichsten Abenteuer stürzen würde. Tatsächlich begann seit jenem denkwürdigen Augenblick mein Leben einem Film zu gleichen, den ein irrsinniger oder betrunkener Kameramann aufgenommen hat.

Obwohl die Kapuze noch keinen Mönch macht, wurde ich von den Partisanen als einer der Ihren aufgenommen. Mit Patronengürteln behangen, die Trikolore am Arm, hielt ich in den Reihen der Befreier, gleich hinter der Division des Generals Leclerc, am 23. August 1944 triumphalen Einzug in Paris.

Etwas später geriet ich schon ganz zufällig in den Dienst des SSM* (Deuxième Bureau), das ich, offen gestanden, mehr fürchtete, als der Teufel den Weihrauch, und wurde bald auf Befehl dieses »Zweiten Büros« nach England geschickt, wo ich in einer Spionage-Schule einen Lehrgang absolvieren sollte — sicherlich um danach ins deutsche Hinterland eingeschleust zu werden.

Schwer zu sagen, wie weit ich es als französischer Agent gebracht

* *SSM*=Service de Sécurité Militaire=französischer militärischer Sicherheitsdienst

hätte, wär ich nicht rechtzeitig vom Intelligence-Service entlarvt worden.
Diesmal schon als »deutscher Spion« wurde ich in Handschellen zum Kontinent zurückgebracht, um für einige Zeit in einem Keller des DGSS* Aufenthalt zu nehmen. Dort mußte ich mir viele bittere Wahrheiten anhören und machte mit dem, was man bei uns »Passage à tabac« nennt, einer besonderen Methode zur Erstellung der Wahrheit mittels Fäusten und anderen harten Gegenständen, unliebsame Bekanntschaft.
Nun wäre kaum schwierig gewesen, den Tag, an dem mein Begräbnis auf Kosten der Provisorischen Regierung de Gaulles stattgefunden hätte, vorauszusagen, wäre es mir nicht gelungen, beizeiten durch die Lappen zu gehen.
Ohne Geld und Papiere führte ich längere Zeit das Dasein eines Clochard, verbarg mich in den Kneipen am Montmartre, unter Gangstern und Dirnen. In diesen Monaten fühlte ich bei jedem Schritt, wie mir der Boden förmlich unter den Füßen brannte. Ich erwog schon ernsthaft, mich selbst der Polizei zu stellen, als ich zufällig meinen ehemaligen Sonderführer Skuratow traf, mit dem ich zusammen in Berlin gedient hatte.

Ein toller Kerl, dieser Skuratow. Groß, schlank, mit schöngeschnittenen Zügen und grauen, ausdrucksvollen Augen, war Serge der Liebling aller Frauen. Er stammte aus einer bekannten russischen Emigrantenfamilie und besaß außer seiner blendenden Erscheinung und guten Manieren Tollkühnheit, ungewöhnliches Organisationstalent und eine schier unbegrenzte Phantasie.
In Berlin hatte Skuratow einmal zu mir gesagt: »Der Krieg ist von vornherein verloren. Es ist wie ein Witz, aber Hitler handelt genau so, wie Stalin sich's wünscht!«
»Ja, aber warum dienen Sie bei den Deutschen?« wollte ich wissen.
»Sicherlich aus Tradition. Unsere Familie hat ein Motto: ›Wenn's

DGSS=Direction Générale des Services Spéciaux=Hauptverwaltung des französischen Sicherheitsdienstes

sein muß, sogar mit dem Teufel — aber gegen die Bolschewisten‹!«

Wie groß war nun mein Erstaunen, daß ich ausgerechnet Skuratow in der nagelneuen, gutsitzenden Uniform eines sowjetischen Kapitäns sehen mußte.
»Was soll der Karneval — oder sind Sie wirklich zu den Sowjets übergegangen?«
»Unsinn! Reine Taktik!« lachte Skuratow.
»Welche Taktik?«
»Ganz einfach, ich führe den Krieg auf meine eigenen Kosten weiter. Warum soll ich kein sowjetischer Offizier sein, wenn Sie, wie ich hörte, doch kürzlich noch ein verdienter französischer Partisan waren?« antwortete der ehemalige Sonderführer ironisch. »Aber wenn Sie den Mund halten können ...«
Nach fünf Minuten war mir alles klar. Auch Skuratow hatte es nicht riskiert, sich der Gnade des Siegers auszuliefern: »Man soll sich nicht vor seinen Alten in die Hölle drängeln!« meinte er.
Die Tatsache nutzend, daß es in Frankreich keine sowjetischen Kommandanturen gab, hatte sich Serge eine russische Uniform und die notwendigen Dokumente beschafft und in ziemlich kurzer Zeit eine Gruppe meist ehemaliger Wlassowsoldaten um sich geschart. Alles Mordskerle, die mit dem Teufel auf du und du standen und die man eher hätte vierteilen können, als sie dazu zu bringen, in die »geliebte sowjetische« Heimat zurückzukehren.
Das ganze Vorhaben war klug durchdacht und auf eine kriegsmäßige Basis gestellt: Waffen aller Gattungen und Kaliber ... ein Auto mit rotem Wimpel und dem Kennzeichen CD* ... einige Schlupfwinkel ... (gerade noch, daß Kanonen fehlten!).
»Und wie stellen sich die französischen Behörden dazu?« fragte ich.
»Die stecken selbst bis über die Ohren in Sorgen! Seit dem Um-

* CD = Corps Diplomatique

bruch sind doch alle mit persönlichen Abrechnungen beschäftigt. Die Polizei ist desorganisiert – bis die Reihe an uns ist, sind wir längst über alle Berge!«

»Worauf verlassen Sie sich denn?«

»Eigentlich auf nichts Bestimmtes, vielleicht ein wenig auf mein Glück und das da –« Skuratow klopfte bedeutungsvoll auf die Pistolentasche. »Außerdem habe ich eine gute Nase und wenn mich nicht alles täuscht, werden sich die Alliierten bald mit ihren östlichen Verbündeten in die Haare geraten. Heute liefert man uns noch packweise an die Bolschewisten aus. Aber wenn die Amis keine Vollidioten sind, werden sie sehr bald begreifen, daß wir, die Antikommunisten, ihre wirklichen Freunde sind!«

Skuratow besaß einen Optimismus, wie er nur Selbstmördern eigen ist.

»Wenn der Kopf ab ist, weint man doch den Haaren nicht nach! Wir sind Leute, die nichts mehr zu verlieren haben. Darin liegt unsere Kraft. Der ›Braune Maquis‹ ist keine Zeitungsente. Heute gibt's in Europa eine Menge von Leuten, die mit dem Ausgang des Krieges unzufrieden sind. Übrigens ist es Blödsinn, von einem Kriegsende zu faseln! Der Krieg geht weiter! Nur in einer anderen Form. Aber lassen wir diese Abstraktionen – mit ein wenig Glück bekommen wir genügend Geld zusammen, um, sagen wir mal, auf einige Zeit nach Amerika zu verduften. Hätten Sie keine Lust zu einer Vergnügungsreise nach Südamerika, cher ami?« Skuratow hielt mir die Hand hin. »Machen Sie mit, wir brauchen solche wie Sie! Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, liebten Sie doch starke Emotionen – oder? Bei uns werden Sie gut bedient!«

Aus falschem Stolz verschwieg ich, daß mir in letzter Zeit die starken Emotionen zum Halse heraushingen. Ich dachte ein wenig nach und sagte:

»Lassen Sie mir Bedenkzeit, Skuratow.«

Der Russe aber goß mir ein Glas Wodka ein und stieß bereits auf unsere Zusammenarbeit an.

Nach einigen Tagen erhielt ich wieder einmal eine neue Uniform. Diesmal war sie olivfarben, mit breiten goldenen Achselstücken, sterngeschmückter Mütze und einem mächtigen amerikanischen Colt. Dazu die entsprechenden Papiere, nach allen Regeln der Kunst mit hammer-sicheligen Stempeln versehen: *»Leutnant der Roten Armee Wjatscheslaw Pawlowitsch Slawjansky, geboren in Brest-Litowsk 1924, 1,60 groß usw. . . . Dolmetscher bei der sowjetischen Militärmission in Paris. Unterschrift: Chef der sowjetischen Militärmission in Frankreich, Held der Sowjet-Union, Generalmajor Dragun.«*

»Na also!« meinte Skuratow befriedigt, als er mich in der neuen Verwandlung sah, »jetzt runzeln Sie mal die Brauen, strecken Sie das Kinn vor, und niemand wird daran zweifeln, daß Sie ein Iwan sind, frisch aus Moskau importiert. Und noch ein Rat: drehen Sie sich bei Rechtswendungen nicht etwa auf dem linken Absatz herum. Geübte Augen könnten erkennen, daß Sie ein übriggebliebener Fritz sind. Und vermeiden Sie Handküsse, das ist bei Moskauern nicht mehr üblich.«

Ich besah mich im Spiegel, ordnete die Falten meiner Gymnastjorka und zog den Colt höher, der jetzt nach russischer Manier auf der rechten Seite hing.

»Schön«, dachte ich, »versuchen wir jetzt mal unter der Flagge der Iwans zu segeln.«

Und wieder ging alles glatt. Zunächst einmal. Die Siege der Roten Armee blendeten die Franzosen dermaßen, daß wir nur in unserer Uniform zu erscheinen brauchten — und schon bereitete man uns stürmische Ovationen, drückte unsere Hände, während die Pariserinnen schöne Augen machten und sehr, sehr nett mit uns waren. Die Amerikaner gestatteten, äußerst liebenswürdig und ganz offiziell, das Betanken unserer Fahrzeuge in ihren Militärdepots. Die Gendarmen standen stramm und bedachten uns mit einem freundschaftlichen Lächeln. Sogar Meetings wurden zu unseren Ehren veranstaltet: Orchester

spielten, rote Fahnen wehten, die Franzosen schrien im Chor: »Vive Stalin! Vive Stalingrad!« oder sangen mit erhobenen Fäusten die Internationale »Debout les damnés de la terre ...« Irgendwie mußte man ja leben, und so veranstalteten wir ab und zu eine kleine Sammlung für den Aufbau Stalingrads. Wir hatten auch noch andere, nicht ganz legale Geldquellen. Vom rein moralischen Standpunkt war das nicht sehr korrekt – aber was sollte man tun? »A la guerre comme à la guerre!« ... Der Krieg ging eben weiter ...

Ja, der Krieg ging weiter. Kalt und gnadenlos. Ein Kampf im Schatten. Ohne Fahnen, ohne Trommelwirbel und Ordensverleihungen. Um so schrecklicher, weil nicht die geringste Aussicht auf Sieg bestand.

Es dauerte tatsächlich auch nicht lange und alle Hüter der neuen Ordnung begannen Jagd auf uns zu machen: Sûreté Nationale, die französische P.J.*, die amerikanische MP, der französische Sicherheitsdienst SSM, der Intelligence Service und, last not least, die echte sowjetische Militärmission in Frankreich. Aber dennoch war es manchmal zum Brüllen – nun erst war es ein richtiger »drolliger Krieg« ...

Eines Tages besuchten Skuratow und ich ein bekanntes Café am Richelieu Drouot, wo ein hervorragendes russisches Balalaikaorchester spielte. Beide in Uniform, da uns dort ein Lieferant für, angeblich zum Export in die Sowjet-Union bestimmten, Kognak treffen wollte.

Kaum haben wir Platz genommen, fallen uns auch schon am Nebentisch zwei Schlafzimmerschränke in Halbzivil auf. In Lederjacken, übermäßig ausladenden Reithosen und Harmonikastiefeln, sitzen da doch zwei Towarischtschi – den Visagen nach echte Sowjets.

Auch die beiden richten sofort ihr Augenmerk auf uns, flü-

* P. J. = Police Judiciaire = französische Kriminalpolizei

stern, stehen auf und kommen mit wiegenden Schritten an unseren Tisch.
»*Sdrastwuitje Towarischtschi!*«
»Guten Tag«, antworten wir ohne besondere Begeisterung.
Ganz ungeniert nehmen beide an unserem Tisch Platz.
»Aha — Landsleute?« wirft der eine die Angel aus.
»Landsleute schon, schließlich laufen wir in demselben Land herum«, antwortet Skuratow zurückhaltend.
»Und aus welcher Gegend denn?«
Auf eine ziemlich unklare Antwort hin, fragt der Russe weiter:
»Dürften wir mal mit einem Auge Ihre Papiere sehen, Genossen?«
Skuratow hebt die Brauen und setzt ein empörtes Gesicht auf.
»Was für eine ungehörige Neugierde! Und überhaupt — woher nehmen Zivilisten die Frechheit, einen Kapitän der Roten Armee kontrollieren zu wollen?«
Wortlos holt der Kerl eine Bescheinigung heraus, hält sie uns unter die Nase: »Mitarbeiter der Militärmission, NKWD* — Major soundso.« Und unter der Lederjacke des Majors erscheint die Mündung einer imposanten Taschenkanone.
»Nur keine Aufregung, *Towarischtschi!* Bleiben Sie ruhig auf Ihren Plätzen, und du Artjom, geh los und ruf an, wo's nötig ist!«
Skuratow reagierte blitzartig. Der sowjetische Major hatte kaum seinen Befehl gegeben, da flog er auf den Fußboden. Ein Schuß krachte in die Decke. Mit dem Tisch klirrten die Gläser herunter. Ein erbitterter Faustkampf begann.
Die Musiker warfen ihre Balalaikas hin und stürzten herbei, um uns zu trennen.
»Aber was macht ihr da! Landsleute, und wollen sich die Porträts einschlagen! Laßt das doch, man muß sich ja vor den Europäern schämen!« schrien sie im Chor.
Die französische Polizei erschien und schleppte uns alle ohne

* Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten, heute MWD

viel Federlesens auf das nächste Kommissariat. Dort kam es zu einer regelrechten Calderon-Szene.
»Verhaftet die Schufte!« brüllen die Sowjets. »Sie haben falsche Papiere und konterrevolutionäre Visagen!«
Da die »Genossen« miserabel französisch sprechen, drohen sie verzweifelt mit den Fäusten und versuchen, uns wieder zu Leibe zu rücken.
»Was nehmen Sie sich gegen den Adjutanten General Draguns heraus?« entrüstet sich Skuratow, »Sehen Sie denn nicht, daß es schlecht verkappte Banditen sind, typische Gangster?«
Dem Polizeikommissar dreht sich bei diesem Theater der Kopf. Nach einer salomonischen Lösung suchend, hebt er die Hände und wiederholt mit flehender Stimme:
»Messieurs, messieurs, camarades, s'il vous plait, s'il vous plait . . .«
Da begibt sich mein Freund, stolz wie ein Spanier, zum Telefon und nimmt den Hörer ab.
»Ich rufe jetzt den General in der Mission an, dann werdet ihr mal sehen, mit welchem Holz unsereiner feuert!«
Und fünf Minuten drauf stürzen sechs unserer Jungens, mit Maschinenpistolen und Handgranaten bis an die Zähne bewaffnet ins Zimmer. Dem Kommissar bricht der Schweiß aus. Es fehlte nicht viel, und das ganze Kommissariat wäre in die Luft geflogen. Kurzum, Monsieur le Commissaire selbst war heilfroh, als er uns zu unserem Wagen hinausbegleiten konnte.
»Ich bin glücklich, Ihnen einen kleinen Dienst erwiesen zu haben, mon capitaine!« beteuerte er und legte die Hand an sein Käppi.
»Ich werde das Meine tun, damit Sie befördert werden, Monsieur le commissaire«, bedankte sich Skuratow, »und diese Halunken halten Sie bitte hinter dreifachen Sicherheitschlössern, bis wir sie abholen.«

Derartige Zwischenfälle verschönerten irgendwie unseren düsteren Alltag, denn die Lage an unseren Fronten war katastrophal. Längst hatten die Widerstandsnester der Wehrmacht in

Brest, Dunkerque und La Rochelle kapituliert. Über Berlin wehten rote Fahnen, Atombomben hatten Japan in die Knie gezwungen, wir aber hofften immer noch auf ein Wunder, obwohl wir uns der Sinnlosigkeit dessen durchaus bewußt waren. Selten verging ein Tag ohne Zusammenstöße mit der Polizei, ohne Feuerwechsel auf offener Straße. Immer seltener konnten wir in der gleichen Wohnung übernachten.
Immer öfter fehlte einer der Kameraden, der nun keine Fahrkarte mehr nach Übersee brauchte. Wir waren vogelfrei und mußten uns mit dem Unabwendbaren abfinden.

Und dann war es so weit! Blitzschnell und schmerzlos wie ein meisterhaft geführter Messerstich in den Rücken, erledigten uns die Sowjets. Ende des Sommers schoben sie uns als trojanische Stute ihre Agentin, ein bezauberndes Weiblein, unter, und am 25. September 1945 setzte uns die sowjetische Spionageabwehr schachmatt.
Wie Schuljungen gerieten wir in die Falle: Ein Schlag mit dem Gummiknüppel auf den Hinterkopf — und an Händen und Füßen gefesselt, kam ich erst im Luftschutzkeller des exterritorialen Repatriierungslagers Bauregard zur Besinnung. Vor mir stand grimmig lächelnd ein echter sowjetischer Offizier.
»Na also, *job twoju matj*, haben wir dich endlich, *Towarischtsch* Leutnant?«

In den Kellerräumen des unweit von Versailles gelegenen Repatriierungslagers verbrachte ich ungefähr zwei Monate. In sehr beherrschtem Ton wurden einige Vernehmungen durchgeführt. Wer ich sei? Was ich sei? AUF WESSEN ANWEISUNG ich sowjetische Uniform getragen, und was mich zu meiner Zersetzungstätigkeit gegen die Sowjet-Union bewogen habe?
Bei den Verhören benahm man sich höflich, fast freundschaftlich. Am 19. November brachte man Skuratow und mich in halbbetäubtem Zustand an Bord eines sowjetischen Flugzeugs und flog uns nach Moskau.

IM SIEBENTEN HIMMEL

Es war schon dunkel. Der eisige Wind trieb ganze Wände stechenden Schnees über den Zentralflughafen vor sich her. Rundherum schien alles düster und leer. Eisüberzogene Flugzeuge duckten sich wie schlafende Trauervögel an den Boden. Von weitem schimmerten durch den Schneenebel die Lichter des Flughafens und der rote Abglanz des nächtlichen Moskau, jener Stadt, deren Name allein eine abergläubische Furcht in mir hervorrief.

Kaum waren wir die Rolltreppe herunter gestiegen, löste sich aus einer heranfegenden Schneewand die Gestalt eines Obersten in langem Uniformmantel mit hoher Persianermütze. Zwei Soldaten in Schafspelzen mit vorgehaltenen Maschinenpistolen folgten ihm.

»Das sind sie!« meldete unser Begleitoffizier und überreichte dem Oberst ein dickes, mit roten Siegeln übersätes Paket. Der Oberst musterte uns kritisch.

»Willkommen auf sowjetischem Boden!« sagte er mit bösem Auflachen, *»Dawai!* Voran!«

Laut klappte hinter meinem Rücken die Tür des Gefängniswagens zu, der Motor brummte auf, und meine ziellose Reise begann. Die erste Etappe war die LUBJANKA, einst ein Hotel der Versicherungsgesellschaft ROSSIJA – nach der Revolution das berüchtigtste politische Gefängnis der UdSSR.

Ich wurde ins Bad gebracht, rasiert. Man trennte die Nähte meiner Kleidungsstücke auf, kontrollierte auch jede Körperöffnung, konfiszierte alle Metallgegenstände, fotografierte mich von allen Seiten, forderte mich auf, mit beiden Händen »Klavier zu spielen«* und brachte mich in eine Einzelzelle ohne Fenster, die sogenannte Box.

Seltsam, hinter Schloß und Riegel, ungeachtet eines düsteren

* »Klavierspielen« bedeutet Abnahme der Fingerabdrücke

Vorgefühls, atmete ich mit einer gewissen Erleichterung auf. Schon weil ich hoffte, zumindest hier richtig ausschlafen zu können.

»*Nitschewo* —«, dachte ich bei mir, »so oder so muß ja die Geschichte irgendwie enden. Und ist es im Grunde nicht egal, ob man in Paris oder Moskau stirbt? Hier wird wenigstens alles still abgehen, ruhig und friedlich, ohne diese ekelhafte westliche Publicity!«

Auf der schmutziggelben, granitumrandeten Fassade der Lubjanka hätten unter dem Wappen des Ministeriums für Innere Angelegenheiten die Worte Dantes eingemeißelt sein müssen: »Die ihr hier eintretet — laßt alle Hoffnung dahinfahren!«

In diesem eigenartigen Gefängnis, der Endstation für die Konterrevolutionäre aller Länder, herrscht Tag und Nacht Grabesstille. Drinnen ist alles grau: grau die Zellen, die Gänge, das Inventar, sogar die Gesichter der Aufseher sind grau und genauso unbeseelt und taub wie Einrichtung und Wände. Jede Minute blinkt in der eisenbeschlagenen Tür der Woltschjok, eine winzige, verglaste, zur Beobachtung der Zelleninsassen bestimmte Öffnung auf.

Meine Hoffnung, ausschlafen zu können, erwies sich als trügerisch. Auf der Lubjanka ist es streng untersagt, am Tage zu schlafen. Nachts aber schleppte man mich regelmäßig zum Verhör.

Leise klirrte der Riegel, auf Zehenspitzen betrat der Aufseher die Zelle.

»Fertigmachen zum Verhör!« flüsterte er.

Dann wurde ich, gleich einem Erzbischof, unter die Arme gefaßt und durch das Labyrinth der Gänge zur Untersuchungsabteilung geleitet. An den Kreuzungen blinkten geheimnisvoll rote und grüne Signallichter. Sie sollten zufällige Begegnung mit anderen Untersuchungshäftlingen unmöglich machen.

Dort oben, im siebten Stock, wo man sich mit »besonders wichtigen« Angelegenheiten beschäftigt, war die Umgebung ebenfalls bedrückend. Ein vergittertes Fenster, düstere Wände, ein dickbäuchiger Safe, abgeschabte, wachstuchbespannte Möbel. Hinter dem Schreibtisch saß gewöhnlich ein mürrischer Tschekist. Hinter ihm hing ein Porträt Stalins oder Berijas. Daneben Plakate mit den Aussprüchen des Gründers der TSCHEKA*, des Polen Felix Edmundowitsch Dserschinsky:
»EIN TSCHEKIST BRAUCHT EINEN KALTEN KOPF, EIN HEISSES HERZ UND SAUBERE HÄNDE!« oder »EIN HARTHERZIGER MENSCH KANN NICHT IN DER TSCHEKA ARBEITEN!« Unterschrieben: »Felix, das goldene Herz.«
Für jeden, der über Person und Leben dieses Massenmörders Dserschinsky Bescheid weiß, klingt dies wie Hohn.

Nach dem Eintritt hatte man sich auf einen Hocker zu setzen und die ewigen, stereotypen Fragen zu beantworten: Wann geboren? Wo geboren? Wozu geboren? In wessen Auftrag haben Sie sich mit antisowjetischer Tätigkeit befaßt?
Vom Standpunkt der Tschekisten ist jeder Ausländer, der in der Lubjanka landet, unbedingt ein Spion. Ihnen das Gegenteil zu beweisen, ist menschenunmöglich. Die Tschekisten haben eine eigene, eine besondere Logik: Sitzt du in der Lubjanka — bist du ein Volksfeind und Konterrevolutionär. Kommst du aber aus dem Ausland dorthin — bist du ein Spion und unbedingt Faschist. Ein Axiom, das oft mit bemerkenswerter Spitzfindigkeit unterlegt wird.
Gerät da ein sowjetischer Bürger, dem man Illoyalität unterstellt, in die Lubjanka.
»Wo warst du während des Krieges?« wird er gefragt.
Angenommen, er antwortet:
»In Moskau.«

* Abkürzung für »Tschereswytschainaja Kommissija«, d. h. »Außerordentliche Kommission«, sowjetische Geheimpolizei, die 1917 entstand. 1922 wurde sie abgelöst durch die GPU. Später in NKWD und MWD umbenannt

»Aha, alles klar! Hast also hier auf die Deutschen gewartet, Verräter . . .«

Wenn aber in einem anderen Fall der Häftling auf die gleiche Frage erklären muß, daß er aus Moskau evakuiert worden sei, heißt es:

»Aha — also evakuiert! Hast die Hauptstadt deines Vaterlandes der Willkür des Schicksals überlassen. Alles klar — Verräter!«

Ganz wider Erwarten folterte man mich nicht. Man steckte mir keine Nadeln unter die Nägel, kitzelte mich weder mit Elektrizität, noch schlug man mit Bambus auf meine bloßen Fersen. Nein, alles ging viel *kulturischer* vor sich. Ich wurde einer Art Gehirnwäsche unterzogen. Genauer gesagt, die Tschekisten wandten die Ermattungsstrategie an und bekamen mich auf diese Weise ganz hübsch klein.

Diese Methode der Wahrheitsforschung ist viel wirkungsvoller als jede chinesische Folter. Alles ist so durchdacht und ausgeklügelt, daß jegliche Willenskraft und Selbstbeherrschung beim Häftling vernichtet wird — man tötet ihn moralisch. Dazu sind alle Mittel recht: vom kunstgerechten Zähneeinschlagen bis zu den herrlichsten Versprechungen — Milchflüsse mit Honigufern. In dieser Beziehung sind die Tschekisten wirklich Virtuosen.

Gestern erst hieß es: »Hundesohn! Dieser, jener, Schweinehund! Wir werden dich Faschistengezücht zu Pulver mahlen, daß von dir kein nasser Fleck mehr übrigbleibt!«

Nach genau vierundzwanzig Stunden kommt eine andere Variation: »Aber liebster Freund, bedenken Sie nur, lohnt es sich denn, seine Jugend zu verderben? Was ist Ihnen lieber — zwanzig Jahre im Salzbergwerk oder sechs Monate Sanatorium am Schwarzen Meer? . . .«

Die wirksamsten Mittel jedoch blieben Hunger und Schlafentzug. In allen Jahren meiner »Praxis« habe ich keinen einzigen

Menschen getroffen, der diese »Gehirnwäsche« ausgehalten hätte, ohne die ihm vorgelegte Anklageschrift zu unterschreiben. Bald konnte ich mich überzeugen, daß die Untersuchung nicht die Erstellung der Wahrheit, sondern hauptsächlich die Anhäufung von Belastungsmaterial in den Protokollen anstrebte, um daraufhin dem Untersuchungshäftling »die volle Garnrolle anzudrehn«*, wie es dort heißt.
Dieses Kuriosum ist nicht einmal auf die Grausamkeit der Tschekisten zurückzuführen, sondern auf die Fehlerhaftigkeit des sowjetischen Systems an sich, welches den Untersuchungsrichter materiell an der Verurteilung seines Untersuchungshäftlings interessiert.
Genau wie alle anderen sowjetischen Angestellten, arbeiten auch die Tschekisten nach einem Plan. Ihnen sind Normen gesetzt, besser gesagt Termine, die sie einhalten müssen. Für jeden Verurteilten erhält der Richter eine Prämie und wird schneller befördert. So kommt es, daß die Untersuchungsrichter ihre Arbeit mit dem Eifer guter Handwerker verrichten. Ihrem Charakter entsprechend, tun es die einen mit der Rohheit eines Holzknechtes, die anderen mit der Sorgfalt eines Uhrmachers. Das Resultat bleibt das gleiche: der Angeklagte bekommt die »volle Garnrolle angedreht«. Das bedeutet, daß am Quartalsende recht viele Namen mit »Schwälbchen« angehakt sind und der Untersuchungsrichter die entsprechende Dividende erhält.
Diese Sachlage kam mir sogar zustatten, da ich eigentlich nicht die geringste Absicht hatte, die Wahrheit zu gestehen. Um Nerven zu sparen, wählte ich bald den Weg des »offenen Bekenntnisses«, mit anderen Worten, ich tischte meinem Untersuchungsrichter die ungewöhnlichsten Fabeln auf. So erzählte ich z. B., daß man mich fast von Kindesbeinen an zur Diversionstätigkeit gegen die UdSSR vorbereitet habe. (Da man in der Lubjanka sogar die Pfadfinder zu den Diversionsorganisationen zählt, war das nicht einmal gelogen). Um meinen Untersuchungsrichter zu beruhigen und weil ich meine Zähne noch

* Höchstes Strafmaß. Zu jener Zeit 25 Jahre

brauchte, berichtete ich u. a., daß mich irgendein Monsieur X aus dem Deuxième Bureau mit einem wichtigen Auftrag zu Lord Ypsilon vom Intelligence Service geschickt und dieser mich seinerseits Mister Zett vom CIC empfohlen habe, und wie wir dann alle gemeinsam in ein Unterseeboot stiegen, um die Ufer der Sowjet-Union nach dem günstigsten Platz für eine Landung abzusuchen. ...

Daraufhin tauchte dann, genau wie im Märchen, ein »Tischlein-deck-dich« vor mir auf, mit Sahne, frischen Brötchen und einer Schachtel »Kasbek«. Das Gesicht meines Untersuchungsrichters erstrahlte in einem sonnigen Lächeln, und mit erstaunlicher Begeisterung und knirschender Feder schrieb er alle meine Geständnisse nieder. Ich aber log ohne die geringsten Gewissensbisse, da ich zu Recht annahm, jede meiner Fabeln sei für mich günstiger als die Wahrheit.

Vielleicht wäre auch alles gut gegangen, wenn sich meine Geständnisse mit denen Skuratows gedeckt hätten! So aber wechselte nur der Untersuchungsrichter und wieder begann die alte Leier: Wo geboren, wann geboren ...

Fast unmerklich floß die Zeit. Es wurde Frühling. Das NKWD wurde in MWD umgetauft, was aber keinerlei Einfluß auf die Manieren der Mitarbeiter dieses würdigen Ministeriums hatte. Ganz plötzlich verließen mich die Kräfte und ich konnte nicht einmal mehr etwas zusammenphantasieren. Der Mangel an Nahrung und Schlaf hatte mich dermaßen geschwächt, daß ich eines Abends von einem ganz leichten Schlag umfiel und nicht mehr aufstehen konnte. Dies geschah gerade in jener Nacht, als ich es nicht mehr aushielt und meinem Untersuchungsrichter die ganze Wahrheit gestand.

Lange und sehr aufmerksam hörte er zu — aber diesmal gab es weder Sahne noch Zigaretten.

Als ich geendet hatte, blickte er mich einige Augenblicke schweigend an, seine Augenbrauen zogen sich zusammen.

Plötzlich sprang er auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Lüge! Lüge!« brüllte er außer sich, »was du mir jetzt auftischst, ist das blödeste von all deinen Märchen!«
Hier nun erhielt ich das oben erwähnte K. O. Es ist aber auch möglich, daß ich vor Erstaunen umfiel.

Nach diesem Vorfall weigerte ich mich, überhaupt irgendwelche Geständnisse abzulegen. Ich hatte es satt. Diese Reaktion verfehlte nicht ihre Wirkung. Ich wurde in eine Gemeinschaftszelle verlegt und erhielt zur Wiederherstellung der angeschlagenen Gesundheit als Zusatzverpflegung zweihundert Gramm Weißbrot, fünf Gramm Zucker und einen Nachschlag Grütze. Mehr als ein halbes Jahr hatte ich keinen Menschen zu Gesicht bekommen und kein anderes Thema als meine angebliche Spionagetätigkeit gekannt. Verständlich, daß ich mich über meine neuen Bekannten freute.
Es waren ihrer fünf: Rafael Moissejewitsch Holodow, ein schlanker gutaussehender Mann, mit intelligentem Gesicht und guten Manieren. Ein recht bekannter Schauspieler des Leningrader »Satyren-Theaters«.
Andrei Makarowitsch Gudkow – gar nicht gut aussehend und ziemlich unsympathisch, dazu völlig vom Gefühl eigener Wichtigkeit durchdrungen. Ein Parteibonze aus Rjasan.
Fjodor Stepanowitsch Winogradow, ein netter junger Militärchirurg, aus Woronesch, seltsamerweise mit der Uniform eines amerikanischen Offiziers bekleidet.
Jan Rokotow, ein Bürschchen von siebzehn Jahren mit Silberblick. Prototyp des Moskauer Stiljaga, was so etwas wie Modeaffe oder Stenz bedeutet.
Und Herr Adamjan, ein Armenier aus Rumänien, ein sehr solider Onkel, von Beruf Bohrungsingenieur.
Die Ureinwohner empfingen mich recht freundlich. Jedoch meine Mitteilung, unlängst aus Paris eingetroffen zu sein, rief kein sonderliches Erstaunen hervor.

»Mich haben sie in Zürich geschnappt«, sagte der junge Arzt.
»Mich in Bukarest!« bemerkte der Bohrungsingenieur.
Überhaupt war die Lubjanka zu jener Zeit Treffpunkt der High Society: der Kaiser der Mandschurei, General Antonescu, Sultan Klitsch-Gerei, eine Reihe deutscher Generale, Ataman Krassnow, General Wlassow — alle wurden sie nachts ohne Rücksicht auf Titel und Rang in den siebten Stock geschleift.

Dennoch war die Lubjanka ein sehr langweiliges Gefängnis. Allein der vielseitige Rafael Moissejewitsch brachte etwas Abwechslung in die Eintönigkeit. Leise erzählte uns der Schauspieler eine Menge amüsanter Anekdoten und Witze. Der beste Witz aber war wohl sein eigenes Leben, denn Rafael Moissejewitsch, ein reinrassiger Jude, wurde der Kollaboration mit den Faschisten und — des Antisemitismus angeklagt.
»Wenn ich diesen Unfug schon höre, beginne ich wie ein Samowar zu kochen. Platzen könnte man vor Wut!« empörte er sich. »Und das mir, der ich mit dem großen Stanislawsky und Meyerhold per ›Du‹ war, mir, der seine besten Kräfte zum Aufbau des jungen, revolutionären Theaters hingegeben hat!«
Ironie des Schicksals! Während einer Fronttournee war Holodows Truppe, mit allem Requisit, in die Hände der Deutschen gefallen. Schauspieler bleiben Schauspieler — irgendwie muß man weiterleben und sich folglich, dem Geschmack des neuen Publikums entsprechend, umstellen. Anscheinend war Holodow bei seinen Kollegen beliebt, niemand verriet ihn. Die Deutschen jedoch erwiesen sich als schlechte Ethnologen — sie hielten den Juden für einen Kaukasier. In dieser Rolle kam Holodow über den ganzen Krieg.
»Das war wie im Flugzeug damals«, erklärte er bildhaft, »man zittert, es ist zum Kotzen, aber weglaufen kann man nicht!«
Seine Truppe war dem Europäischen Künstlerdienst angegliedert worden, und laut Anweisung der Oberleitung hatte Holodow Sketsche und Parodien, in denen seine Glaubensgenossen verspottet wurden, aufzuführen.
»Sie ahnen nicht, welche Folter!« klagte der Schauspieler. »Ich

spiele und lache, während mir das Herz blutet. Ich leide für die tausendjährige Verfolgung unseres Volkes — die Deutschen aber, diese Holzköpfe, wiehern wie Pferde, applaudieren: Schau mal an, wie gut er die Juden nachäfft! ! ... Sogar zu einer Auszeichnung wollte man mich vorschlagen ... Nein, Sie können sich nicht vorstellen, was das für eine Folter war ...«

Alle bedauern den armen Schauspieler, dem das Schicksal so böse mitgespielt hat, können aber nicht ohne Lachen seine Jeremiaden anhören. Ungerührt bleibt nur Gudkow, der alles mit tierischem Ernst aufnimmt.

Gudkow war furchtbar stolz, nie im Besatzungsgebiet gewesen zu sein. An der Front war er allerdings auch nie. Wollte es angeblich sehr gern, aber man hatte ihn nicht hingelassen ... Dem stand — sehn Sie mal an — seine höchst wichtige Position mit schwerwiegender Verantwortung im Wege. Während er nun unter dieser schwerwiegenden Verantwortung ächzte, unterlief ihm ein kleiner Fehler, der sich erst nach Kriegsende auswirkte. Da stellte sich nämlich heraus, daß einige für die Front bestimmte Lebensmittelzüge in unbekannter Richtung spurlos verschwunden waren. Und nun konnte und konnte sich Gudkow absolut nicht besinnen, in welche Richtung er damals die Züge abgeschickt hatte. Zu seinem Pech konnte er auch nicht erklären, woher die Mittel für den Bau seiner Villa auf der Krim stammten.

»*Nitschewo* —« versuchte sich der Schieber zu trösten, »jedermann kennt meine Ergebenheit für die kommunistische Partei. Wenn mein Gesuch dem Genossen Woroschilow in die Hände kommt, ist alles in Ordnung. Schließlich kennt Kliment Jefremowitsch meinen seligen Vater noch vom Bürgerkrieg her ...«

Sei es, daß Gudkows Gesuch nicht an die richtige Adresse gelangte, oder daß sich der Vorsitzende des Obersten Sowjetrats nicht mehr an seinen Freund aus dem Bürgerkrieg erinnern konnte — Tatsache ist, daß Gudkow erschossen wurde.

Doktor Winogradow hatte ganz andere Sorgen. 1942 war seine ganze Division eingekesselt worden. Seine ganze Schuld bestand

darin, daß er in der Gefangenschaft weiter als Arzt praktiziert hatte, um das Schicksal seiner Landsleute zu erleichtern — vom Standpunkt der Tschekisten, ein großes Verbrechen. »Sie sind ein Volksfeind und Verräter!« behauptete der Untersuchungsrichter.
»Ich erfüllte meine ärztliche Pflicht!« verteidigte sich Winogradow.
»Damit trugen Sie zur Festigung der feindlichen Armee bei!«
»Erbarmen — wieso denn nur?«
Es folgte eine sehr bildhafte und ausführliche Erklärung:
»Also hören Sie: Im feindlichen Hinterland kämpfen unsere tapferen Partisanen. Ihr Leben wagend, sprengen sie eine deutsche Brücke ...«
»Na und? Mögen sie lange leben dafür!«
»Nein, warten Sie! Zur gleichen Zeit hockt bei den Deutschen, in gemütlich warmen Baracken, ein Haufen Verräter und Feiglinge herum, welche die Schande der Gefangennahme einem heldenhaften Tod vorgezogen haben ... Von Zeit zu Zeit werden solche Leute krank. Und diese Kerle haben Sie gesund gemacht! Gesund gemacht, damit diese am nächsten Tag frisch und munter losmarschieren konnten, um die gesprengte Brücke wieder aufzubauen. Und noch einen Tag darauf rollen deutsche Panzer über diese Brücke nach Osten, vernichten unsere Städte und Dörfer, zermalmen unsere Frauen und Kinder! Ist es Ihnen jetzt klar, warum Sie ein Volksfeind und Verräter sind, Doktor Winogradow?«
Die Sache verschlimmerte sich dadurch, daß man gegen Kriegsende Dr. Winogradow in einem Lager in der Schweiz interniert hatte. Daher stammte auch seine amerikanische Uniform. Folglich war Doktor Winogradow nicht nur Volksfeind, sondern auch Spion. Resultat: fünfzehn Jahre Strafarbeitslager.

Die Geschichte Jan Rokotows klang wesentlich vergnüglicher. Rokotows Mamachen war Gebiets-Staatsanwältin. Dies ausnützend, war es Jan eingefallen, sich als NKWD-Geheimagent auszugeben. So gewann er unter seinen Kameraden eine größere

Autorität und auch die Mädchen wurden viel freundlicher zu ihm. Bei den einen machte Jan Schulden, um dann die anderen damit großzügig freizuhalten. Schön und billig! Aufgeflogen war das Staatsanwaltssöhnchen, als er bei einem Saufabend, um sich wichtig zu machen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit von den Ungeheuerlichkeiten berichtete, die sich hinter den Mauern des NKWD, d. h. eben in der Lubjanka, taten. Unglücklicherweise befand sich unter den Anwesenden ein echter Tschekist in Zivil. Damit war Jans Karriere als Geheimagent beendet und er erhielt die Möglichkeit, selbst zu überprüfen, inwiefern seine Phantasien mit der Wirklichkeit übereinstimmten.

»Schade, daß alles so gekommen ist!« seufzte Jan oft, »sonst hätte ich meinen Führerschein gemacht und wäre Taxichauffeur geworden . . .«

Es stellte sich heraus, daß jeder Stiljaga davon träumt, Taxichauffeur zu werden. Ein Traum, der keineswegs mit den Aufgaben des öffentlichen Verkehrs, oder gar mit dem Heldentum der Arbeit zusammenhängt. Nein! Für die Unkosten kommen die lieben Eltern auf, das Taxi aber ist zum Spazierenfahren der Saufbrüder und jeweiligen Freundinnen bestimmt. Damals gelang es Jan — sicher dank Mamachens Bemühungen — heil aus dieser schmutzigen Geschichte herauszukommen. Er wurde mit Bewährungsfrist freigelassen.

Den besten Eindruck machte damals auf mich Herr Adamjan aus Rumänien. Von würdigem Aussehen und gütiger Freundlichkeit, imponierte mir der Ingenieur schon dadurch, daß er mehrere europäische Sprachen fließend beherrschte.

Gegen Ende des Krieges hatte Herr Adamjan einen verantwortlichen Posten bei einer Ölgesellschaft in Ploeschti bekleidet. »Gerade noch, daß ich meine Frau und die Kinder nach Frankreich schicken konnte«, teilte der Ingenieur seine Sorgen mit mir. »Ich hatte ja kein Recht, die Ölquellen einfach im Stich zu lassen. Die Aktionäre machten sich in Nizza und Paris schöne

Tage, auf mir aber lastete die ganze Verantwortung für Werte und Menschen ...«

So erwartete Herr Adamjan, völlig unpolitisch eingestellt, mit ruhigem Gewissen den Einzug der neuen Herren, der Bolschewisten.

»Ich habe ihnen alles ganz gewissenhaft übergeben, bis zum letzten Schräubchen! So eine Schweinerei! ... Les salauds! Das sind ja noch schlimmere Canaillen, als die Eisengardisten!« schimpfte der Ingenieur auf französisch.

Mir tat der alte Herr leid und ich bemühte mich, ihn zu trösten.

»Daß die Kommunisten Schweine sind, ist jedem klar!« sagte ich eines Tages leise zu ihm, »aber seien sie doch um Himmels willen bloß vorsichtig mit Ihren Reden! Dieser Kerl drüben ist mir gar nicht geheuer!« und ich blickte zu Gudkow. Der Ingenieur machte große Augen.

»Halten Sie's wirklich für möglich?«

»Natürlich, glauben Sie meiner Erfahrung ...«, fügte ich im Ton eines Kenners hinzu.

Wie gut das Verrätertum in der Zelle entwickelt war, davon konnte ich mich einen Monat später überzeugen, als man mich wieder zum Verhör rief.

Alles, was ich dem freundlichen Ingenieur im Vertrauen erzählt hatte, wiederholte mir mein Untersuchungsrichter Wort für Wort. Verfluchter Spitzel! Nur gut, daß ich ihm, meiner damaligen Gewohnheit gemäß, lauter Lügen aufgetischt hatte. Allerdings hege ich seitdem ein Vorurteil gegen alle Armenier aus Rumänien, besonders aber, wenn sie obendrein noch irgendwelche Beziehungen zu Erdöl haben.

Dann kam ich wieder in Einzelhaft. Für lange. Und nachts — Verhöre, Verhöre, unentwegt Verhöre ohne Ende, manchmal ganze Tage und Nächte hindurch. Sogenannte Fließband-Verhöre. Oft arteten sie ins Absurde aus.

»Was ist das für ein Notizbuch? Was sind das für Namen, was

bedeuten die unverständlichen Abkürzungen und Nummern?«
»Telefonnummern meiner Pariser Bekannten«, erklärte ich.
»Also hatten Sie auch Telefon?«
»Natürlich.«
»So so! Und dann wollen Sie noch behaupten, nicht beim Nachrichtendienst gearbeitet zu haben. Unverschämtheit! Dann sagen Sie mir doch mal, wozu ein friedlicher, unschuldiger Bürger ein Telefon braucht?«

Oder:

»Nein, erklären Sie mir doch bloß, wie Sie ohne Erlaubnis des französischen Spionagedienstes sich Firmenbogen und den sowjetischen Missionsstempel in der Druckerei bestellen konnten? Genau so frech gelogen ist auch, daß Ihnen jeder beliebige Schneider ohne weiteres eine sowjetische Uniform anfertigen würde.«
Zu beteuern, daß in Paris für Geld nicht nur eine sowjetische Uniform, sondern auch ein Paß auf den Namen Jossif Wissarionowitsch Stalin zu haben sei — war sinnlos.

Endlich, Ende Juni 1946 wurde ich zum letzten Mal in den siebten Stock gebracht. In den »Siebenten Himmel« wie wir die Untersuchungsabteilung nannten. Zum letzten Mal schrieb ich mich in das berühmte »Eiserne Buch« ein, das eine unikale bibliographische Seltenheit darstellt, denn in ihm sind alle Unterschriften der Lubjanka-Prominenz enthalten.
Im Arbeitszimmer meines Untersuchungsrichters saß außer dem Chef der Untersuchungsabteilung ein schwerer Mann in schwarzer Uniform, mit quergestreiften silbernen Achselstücken — der Staatsanwalt. Nachdem er mich neugierig gemustert hat:
»Aha, das also ist er, der pseudo-sowjetische Leutnant?«
»Jawohl, Genosse Prokuror!« beeilt sich mein Untersuchungsrichter, »ein erstaunlich störrisches und unverständiges Subjekt, wenn ich bemerken darf.«
Der Staatsanwalt blickt mich vorwurfsvoll an.
»Und solch Taugenichts und Gauner schämt sich gar nicht, so

gewissenlos die ruhmreiche, sowjetische Uniform mißbraucht und geschändet zu haben?«
Ich bemühe mich, nicht nur Scham, sondern auch tiefe Reue auf meinem Gesicht auszudrücken.
»Unterschreiben Sie hier!« befiehlt mein Untersuchungsrichter in einem Ton, der jeden Widerspruch ausschließt.
Es war der § 206 des sowjetischen Strafgesetzbuches, mit dem alle Untersuchungen abgeschlossen werden. Dazu eine Erklärung, daß alle Protokolle nach meinen eigenen Worten niedergeschrieben, und daß während der Untersuchung weder physische noch moralische Beeinflussungen angewandt worden seien.
»Das entspricht aber nicht ganz der Wahrheit—« wage ich zu bemerken.
Hier nun macht mein Untersuchungsrichter einen Schritt auf mich zu, seine Fäuste ballen sich und das Gesicht wird düster wie eine Gewitterwolke. Der dicke Staatsanwalt wendet sich taktvoll ab und ich halte es für das Ratsamste, zu unterschreiben.
»Ihre Ansprüche und Reklamationen dürfen Sie ohne weiteres beim Gericht darlegen«, tröstet mich in väterlichem Ton der Chef der Untersuchungsabteilung.

An einem frühen Julimorgen werde ich gewaschen, frisch rasiert und mit Handschellen geschmückt in den Innenhof der Lubjanka gebracht. Dort erwartet mich neben dem Gefängniswagen meine »Ehrenwache« — zwei MWD-Soldaten mit vorgehängten Maschinenpistolen.
Der Gefängniswagen, in Rußland »Schwarzer Rabe« genannt, war im Gegenteil schneeweiß und mit der Aufschrift BROT-BROT versehen. Ein kleines Requisit aus dem düster-blutigen bolschewistischen Riesentheater.
In der Tscherkassky-Gasse tagte in einem großen Gebäude mit abgeblätterter Fassade das Oberste Kollegium des Militärtribunals.

Alles war höchst feierlich: überdimensionale Porträts der Führer in schreienden Farben, rote Bänder, goldbestickte Fahnen, Inschriften:

»VORWÄRTS ZUM SIEGE DES KOMMUNISMUS!«

»ES LEBE DIE SOWJETISCHE KONSTITUTION — DAS UNTERPFAND DES GLÜCKS UND DER SICHERHEIT ALLER WERKTÄTIGEN DER UDSSR!«

Doch all das rückte in den Hintergrund, als ich Skuratow sah. Er war stark abgemagert und schien müde, wahrte aber dennoch seine straffe Haltung. Serge lächelte mir zu und ging mit festen Schritten zu der Anklagebank.
Unsere Wache ließ uns kein Wort wechseln. Aber das war auch überflüssig. Der traurige Ausdruck in den grauen Augen meines Freundes gab zu verstehen, daß er nichts Gutes erwartete.
»Kopf hoch, mon vieux —« konnte mir Serge endlich auf französisch zuflüstern, »ich tu alles, um wenigstens deinen Kopf zu retten.«
»Ruhe!« kläffte die Wache hinter uns. Haßerfüllt blickten die Soldaten, als wollten sie uns auf den leisesten Wink der Richter auf der Stelle abknallen.
»Das Gericht kommt!« Ein leichter Kolbenstoß in den Rücken bedeutete uns, aufzustehen.
Im Gänsemarsch erschienen drei Uniformierte, Aktendeckel in der Hand, und nahmen geschäftig an dem rotbezogenen Tisch Platz. An die Schmalseite setzte sich eine dürre, ebenfalls uniformierte Sekretärin.
Die ganze Prozedur begann mit der Lesung einer furchtbar langen und erstaunlich eintönigen Anklageschrift. Hier wurden alle Todsünden und läßlichen Sünden aufgezählt: Spionage, konterrevolutionärer Terror, antisowjetische Agitation, Diversion, Sabotage und so fort.
Das alles völlig im Ernst.
Es folgten die Fragen: »Bekennen Sie sich schuldig?«
»Natürlich nicht!« protestierten wir einstimmig, »wenigstens nicht im Sinne der Anklage ...«
»Traurig genug,« bedauerte der Vorsitzende mürrisch, »alle

Beweise sprechen gegen Sie! Außerdem ist alles durch Ihre eigenen Aussagen erhärtet!«

Der Erklärung, daß diese Aussagen mit Fäusten aus uns herausgeklopft waren, wurde seitens des Gerichts keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt.

»Ruhe!« befahl der Vorsitzende, »beantworten Sie lediglich die an Sie gestellten Fragen!«

Die Richter flüsterten eine Weile miteinander und dann erhielten wir das letzte Wort.

Hier nun wollte ich mit meiner rednerischen Begabung glänzen.

»Sehr geehrte Bürger Richter«, begann ich, »nicht daß ich etwas gegen meine Untersuchungsrichter und deren Methoden einzuwenden hätte, aber zu meiner Verteidigung muß ich dennoch sagen —«

»Fassen Sie sich kürzer!« unterbrach mich der Vorsitzende.

»Eine gegen die Sowjet-Union gerichtete Spionagetätigkeit konnte ich schon darum nicht ausüben, weil —«

»Kürzer!«

Ich wurde nervös und platzte heraus:

»Das Ganze ist eine dumme Komödie. Die Protokolle enthalten kein einziges wahres Wort.«

»Setzen! Der Nächste!«

Serge stand auf, reckte sich. Ein hochmütiges Lächeln lag um seinen Mund.

»Ich bekenne, daß ich ein Feind des sowjetischen Regimes war und bin!« sagte er fest. »Das bedeutet nicht, daß ich meine Heimat und mein Volk nicht liebe, im Gegenteil —«

»Kommen Sie zur Sache!«

»Ich bitte das Gericht um ein mildes Urteil für meinen Freund, der nur durch meine Schuld auf die Anklagebank gekommen ist«, lautete Serges letztes Wort.

Das Gericht hatte sich zur Beratung zurückgezogen. TOD DURCH DEN STRANG hatte der Richter langsam gesagt, mit Genuß, als ziehe er selbst mir die Schlinge zu ... Aber das klingt doch

dumm. Klingt nach »finsterem Mittelalter«. Fragt sich wofür? Für den mißglückten Kreuzzug? Dafür, daß ich Feldgrau getragen habe und danach die olivfarbene Jacke mit den goldenen Achselstücken? Dafür, daß ich zurückgeschossen habe, wenn man mich beschoß? Mit Kognak handelte und Sammlungen für den Wiederaufbau Stalingrads veranstaltete? Aber dafür wird man doch nicht gehängt! Das ist doch lächerlich! Das war doch bloß Scherz!
Man könnte schreien — vor Verzweiflung und Wut. Weinen, sagen: »Genossen Bolschewiki, seid mir nicht böse! Genossen Tschekisten, habt ihr denn kein bißchen Sinn für Humor? Das war doch alles nicht ernst gemeint. Ein Spiel — ein dummer Scherz! Wollen wir nicht das Spiel von vorne anfangen, Genossen? Dann wollen wir uns aber vorher über die Spielregeln einigen! Man kann doch nicht einen Menschen umbringen, bloß weil er einen dummen Scherz gemacht hat!« Ich laufe und laufe. Ich habe das Gefühl für die Zeit verloren. Ich laufe: fünf Schritte hin — fünf Schritte her.
»Leise, leiser!« zischt der Aufseher. Blickt aus gläsernen Augen. »Bim-Bom! Bim-Bom!« mahnt das Glockenspiel vom Kreml. Einmal verwirren sich die Gedanken, dann wieder werden sie seltsam klar, reliefartig. Man könnte sie mit den Händen greifen. Ich erkenne die Wiese, auf der ich als Kind Margueriten pflückte ... Die gestreiften Leibchen, die ich so gehaßt habe ... Gesichter aus dem Familienalbum, so vertraut und freundlich, lächelnd ... Mein erstes Buch ... Die ersten Farben ... Der erste Schultag ... Die erste Kommunion ... Der erste Liebesbrief ... Die erste Zigarette ... Die letzte Zigarette und der Galgen ... Die Platanen auf dem Hof des College ... An Platanen wird niemand gehängt ... Ein Tadel im Betragen — ein kleiner, gebeugter Jesuit droht mit dem Finger: »Mit dir wird's ein böses Ende nehmen!« ... aber doch nicht gleich ein so böses — ... Die Eltern klagen ... — jetzt hätten sie wirklich Grund — ... Es klagt der dicke Zeichenlehrer: »Sie haben einen zu unruhigen Strich. Man vermißt die Disziplin!« ... — die hat mir schon immer gefehlt ...

»Komm mit!« ruft pathetisch das Plakat. »Erst siegen – dann reisen!« ... »Genieße den Krieg, der Frieden wird furchtbar! – Und lang!« steht mit Kohle auf der Mauer eines zertrümmerten Bunkers ... »Wir führen Krieg auf eigene Rechnung«, lächelt Skuratow, »haben Sie Lust zu einer Vergnügungsreise nach Südamerika?« ... »Willkommen! Auf sowjetischem Boden!« grinst der Oberst.

»Bom-Bom-Bom!« klingt das Trauergeläut durch die Stille der Moskauer Nacht. Die Gedanken verwirren sich – zerfließen. Man muß sich zusammennehmen. Inschallah, wie Skuratow sagt ...

Von Tag zu Tag wurde es schlimmer. Und dann ging eines nachts die Tür auf. Ich sprang hoch und wußte: »Es ist so weit!«

»Mach dich fertig – komm!«

Es kann nicht sein! Es kann doch nicht sein! Zwei Tschekisten fassen mich unter die Arme.

»*Dawai, dawai* – komm schon!«

Ein Gang – der zweite. Eine niedrige Eisentür und ein schmaler Hof, in zitterndes elektrisches Licht getaucht. Ein schmaler Hof, Soldaten und der Galgen.

Meine Beine versagen. Man schleppt mich weiter. ...

Ich stehe unter der Schlinge und kann nichts fassen.

»Du bist begnadigt!« schreit der Tschekist zum zweiten Mal ...

Wieder in meiner Zelle, konnte ich es immer noch nicht fassen. Ich fiel auf die Pritsche und weinte. Zum ersten Male nach vielen Jahren betete ich:

»Vater unser, der Du bist im Himmel ...«

MAX IM WUNDERLAND

Einige Tage später wurde ich in die Butyrki gebracht.
Butyrki – ein riesiger, noch zu Katharinas d. Gr. Zeiten erbauter Gebäudekomplex, der einer mittelalterlichen Festung gleicht. Neben den Höfen für den täglichen Spaziergang erhebt sich der Pugatschjow-Turm, in dem der berühmte aufständische Pseudo-Zar, der den russischen Thron erzittern ließ, festgesetzt war. Rundherum dicke Granitmauern, lange Gänge mit schweren Rundbögen. Die Luft – stickig, getränkt von Feuchtigkeit, vom Geruch kalten Tabaks und ungewaschener Menschenleiber. Butyrki, im Gegensatz zur Lubjanka für Tausende von Gefangenen berechnet, ist eine gigantische Imkerei.

Manchmal übertönte irgendeine grelle Stimme das eintönige Summen, drang von einem Gefängnistrakt in den anderen:
»Hei Petjka – ist Wanjka bei euch?«
»Wanjka ist in der 457sten! Aber Fedjka, den haben sie gestern Abend liquidiert. Hat eins verpaßt bekommen, der Arme! . . .«
»Wenn du beim Spaziergang Maschka siehst, sag ihr, daß ich nur Zehn gekriegt hab. Die wird sich aber freuen! . . .«
»Schmeißt uns mal Machorka rüber. Wir haben seit gestern keinen Rauch mehr vor der Nase gehabt!«
Schlüsselklirrend, schläfrig wie wintermüde Fliegen, mit den gleichen hölzernen Gesichtern wie in der Lubjanka, krochen die Aufseher herum.
Nach dem Baden wurde ich wieder einmal gefilzt und in eine Zelle im dritten Stock gebracht, auf deren Schwelle ich vor Erstaunen fast zu Stein erstarrte. Dort herrschte ein wahrer »Turmbau zu Babel«. In der Zelle, die für fünfundzwanzig Menschen bestimmt sein mochte, befanden sich über hundert. Alle Rassen, Konfessionen, Nationalitäten und sozialen Schichten schienen vertreten.
Ein hagerer Professor aus Leipzig lag neben einem vor Hunger

aufgedunsenen Kalmücken. Ein winziger, angestrengt lächelnder Japaner versuchte einem langen Finnen etwas höchst Wichtiges mit den Händen klar zu machen. Ein Gauner aus Odessa disputierte angeregt mit einem Juden aus Warschau. Ein Sohn des Propheten, dem ein schmutziger Fußlappen als Turban diente, machte schweigend seine Verneigungen gen Mekka, während ein händelsuchender russischer Soldat in durchschwitzter Gymnastjorka an die eisenbeschlagene Tür donnerte und seine konfiszierten Sachen zurückverlangte. Im Halbdunkel und Gestank kroch, stieß, wimmelte und stritt dies alles, erinnerte an einen Haufen räudiger, in eine Falle geratener Ratten. Die Losung: »Verdammte aller Länder vereinigt euch!« hatte hier in abstoßendster Weise Gestalt angenommen.
Kaum hatte ich die Zelle betreten, war ich bereits von der Masse aufgesogen. Meine einzige Befürchtung war, zertreten zu werden. Von allen Seiten kamen die Fragen:
»Woher?«
»Was, aus Frankreich?«
»Wieviel verpaßt bekommen? ... 58 – 6?* ... Ach fünfundzwanzig Jahre, das sind kleine Fische! Sag dankeschön, daß man dir keine Kugel gab. Aber hast du wenigstens Machorka dabei?«
Nachdem man erfahren hatte, daß ich weder Tabak noch trockenes Brot besaß, erlosch das allgemeine Interesse sofort.
Seltsamerweise stellte sich mein Pritschennachbar als ehemaliger Mitarbeiter des SMERSCH, des militärischen Abwehrdienstes heraus. Ein wahrer Hüne, mit Fäusten wie Vorschlaghämmer. Er hieß, glaube ich, Nikolai Kasatkin und stammte aus Weißrußland. Nachdem wir uns miteinander bekannt gemacht hatten, klopfte mir Nikolai gönnerhaft auf die Schultern.
»Macht nichts, Franz«, sagte er gemütlich, »kommt alles im Leben vor. Wärst du mir ein bißchen früher zwischen die Finger geraten, hätte ich dich vielleicht selbst in den Himmel befördert. Aber jetzt leb nur ruhig weiter, hier wird dir keiner ein böses Wörtchen sagen.«

* § 58 - 6 = konterrevolutionäre Spionage.

Nikolais Liebenswürdigkeit ging so weit, sogar seinen Uniformmantel mit mir zu teilen. »Sonst scheuerst du dir zu früh dein Fell durch, wirst es noch brauchen«, erklärte der Weißrusse. »So so, beinahe hätten sie dich also gehängt! *Nitschewo!* Beinahe — das gilt nicht. Was aber die ›ganze Rolle‹ anbetrifft, das ist schon schlimmer. Mit deinen Maßen hältst du keine fünf Jahre durch!«

»Und warum haben sie eigentlich dich verknackt?« wollte ich wissen.

Nikolai winkte lächelnd ab.

»Wirst zu früh alt, wenn du alles weißt. Sicher ist, daß ich meine ›Zehn‹ nicht abreißen werde. Weißt du überhaupt über die internationale Lage Bescheid?«

Wenn es nicht um seine persönlichen Angelegenheiten ging, konnte Nikolai sehr redselig werden. Und er begann mir das zu halten, was beim Militär als Polit-Instruktionsstunde bekannt ist.

»Denk dir bloß, da fletscht doch wieder mal dieser alte Fuchs, dieser Gauner Churchill die Zähne gegen uns. Es heißt, daß er dort bei sich eine Rede gehalten hat. Hat ordentlich das Maul vor seinen Lords aufgerissen. Will doch das Dreckschwein einen neuen Krieg gegen uns anzetteln! Faschistenvisage! ... Wenn das wirklich stimmt, ist's prächtig, dann wird unsereiner bald wieder zum Schutz unserer sozialistischen Heimat gebraucht.« Nikolai machte eine Pause, als ob er nachdenken müsse und erklärte dann mit sichtlichem Stolz: »Unsereiner — damit meine ich uns, die ehrlichen sowjetischen Menschen. Was aber euch Faschisten anbetrifft, so wird die Sache nach Petroleum stinken. Dann werdet ihr alle unbedingt abgeschrieben.«

Nikolai sagte es nicht böse, ungefähr in einem Ton, als wollte er mir mitteilen, daß man im Herbst die fettesten Gänse im Kolchos schlachten müsse.

Ohne jedoch viel älter geworden zu sein, erfuhr ich, daß Kasatkin als aktiver Major beim SMERSCH nach Kriegsende in einem sächsischen Städtchen sich selbst zum Kaiser und Gott, dem

Lenker aller Geschicke des Landkreises ausgerufen hatte. Er schlug seine Residenz in einem Schloß auf, umgab sich mit einer Unmenge Diener, stellte einen nicht übermäßig großen Harem zusammen und begann, mit Strömen von Wein und Spiritus den Sieg zu begießen.

Jedes Zeichen von Unzufriedenheit erstickte Genosse Vorgesetzter im Keime und strafte eigenhändig. Irgendwelche einheimische Kommunisten kamen auf den Einfall, sich über das Benehmen des sowjetischen »Befreiers« zu entrüsten. Da erschoß Kasatkin auch die Kommunisten.

Die Gerüchte über die »ultra-patriotischen« Heldentaten des Majors drangen anscheinend bis nach Moskau, denn als Resultat wurde Kasatkin aus der Armee entlassen und erhielt für den »Mißbrauch von Amtsgewalt« zehn Jahre.

Daß er mehr Deutsche ins Jenseits befördert hatte, als planmäßig vorgesehen war, verheimlichte der Major keineswegs, sondern brüstete sich sogar damit.

»Für mich sind alle Fritzen Geschmeiß!« erklärte er. »Die Schweine haben unsere Hütte verbrannt und mein Schwesterchen mit Gewalt zur Arbeit in die Fremde getrieben. Außerdem sind sie meiner – rein proletarischen Ansicht nach – alle samt und sonders Kapitalisten. Geht pflügen und setzt sich doch so ein Hundesohn dazu einen Hut auf – wo hat man sowas schon gesehen?«

Nicht alle teilten Kasatkins Meinung. Die Mutigeren widersprachen. »Lieber geh ich doch mit Hut aufs Feld, als barfuß und hungrig! . . .«

Andere, Vorsichtigere murmelten:

»Dir haben sie anscheinend zu wenig verpaßt, wenn du hier noch die Klappe für die Sowjetmacht aufreißt.«

Übrigens hatte sich Kasatkin verrechnet. Er war einer der ersten, die unterwegs, auf der Etappe ins Lager, an Ruhr starben. Man munkelte allerdings, daß ihm einer der Nachbarn dabei behilflich gewesen sei, ins Jenseits abzufahren, munkelte vielleicht sogar mit Recht, weil man ihn nämlich mit einem fest um seinen Hals geschlungenen Handtuch auffand.

Im allgemeinen jedoch waren die Politischen ziemlich harmlos. Die Ausländer, vor allem die Deutschen, schienen bemüht, sich abzusondern. Der überwiegende Teil war sichtlich demoralisiert und niedergeschlagen. Sie versuchten, möglichst wenig aufzufallen, blickten, horchten um sich und konnten nur mit Mühe die Wirklichkeit der chaotischen Umgebung fassen.
»Schrecklich! Unwahrscheinlich!« klagte der betagte Otto Christian Fischer; seinen Worten nach einst Direktor der Deutschen Bank in Berlin. »Ich habe Dostojewsky gelesen, kenne Gorki und Tolstoi, habe mich immer für die komplizierte slawische Seele interessiert. Aber das, was wir jetzt hier zu sehen bekommen, übersteigt alles. Diese Menschen sind ja durchwegs Raskolnikows! Haben Sie die ›Dämonen‹ gelesen? Ist das etwa keine Prophezeiung? Das also ist das Resultat, wenn man der berühmten slawischen Seele die Zügel läßt!«
Neben uns saß ein gebückter Greis, der ausgezeichnet französisch sprach, ein bereits zum zweiten oder dritten Male verurteilter Professor. Unerwartet heftig unterbrach er den Deutschen.
»Ja, ja! Jeder der Dostojewsky gelesen hat, erinnert sich an seine ›Dämonen‹«, sagte er erregt. »Aber erinnert sich auch jemand daran, wer eigentlich den Dämon aus der Flasche herausgelassen hat? Wer hat die Vorhut Satans im plombierten Waggon nach Rußland gebracht? Wer in Europa hat sich am meisten über die Salven vom Kreuzer ›Aurora‹ gefreut, die das Signal zur Vernichtung der russischen Kultur, der russischen Intelligenz, der russischen Geistlichkeit und Kirche waren?«
Der Professor geriet in Eifer, zitierte Alexander Blok:

»Jahrhundertelang habt ihr nach Osten gelugt,
Die Perlen dort zu Hauf zu schichten,
Ihr habt, die Ihr nur Hohn im Herzen trugt
Kanonen gegen uns gerichtet.

Jetzt erhaltet ihr die Zinsen. Ihr habt ja den Wind gesät, meine Herren Europäer!« Der Alte hustete, keuchte und blickte trotzdem mit Siegermiene um sich.

Der Deutsche, mit der Geschichte der russischen Revolution anscheinend vertraut, senkte den Kopf.
»Ja, ja, wir haben auch an vielem Schuld«, murmelte er.
Gleich neben uns wurde die schwere Lage in den Kolchosen besprochen. Man redete davon, daß Marschall Schukow in Ungnade gefallen sei, berichtete Schauermärchen über die sogenannten Blatnoi — organisierte Verbrecherbanden, welche die politischen Gefangenen während der Etappen in die Lager terrorisieren würden. Und gerade mit diesen Leuten sollte ich bald darauf Bekanntschaft machen.

Schon damals konnte man mich nicht gerade als Musterhäftling bezeichnen. Öfter als mir lieb war, geriet ich in Konflikte mit der Gefängnisleitung, Konflikte, die sich schmerzhaft auf meinen Magen und meine Rippen auswirkten.
So geschah es, daß man mich aus dem Karzer, in dem ich fünf Tage wegen der Beschimpfung eines Aufsehers zugebracht hatte, auf Anordnung des Korpusältesten nach »Indien« schleppte. »Indien«, der Trakt, in dem die gefährlichsten und unverträglichsten Verbrecher gehalten werden.
In den Butyrki befand sich »Indien« in dem Gebäude, das zur Zarenzeit als Kapelle gedient hatte.
»Damit du ein wenig zu Verstand kommst!« erklärte mir der Wachhabende.
Für einen »Fraier«, wie alle genannt werden, die nicht in die Geheimnisse der Verbrecherwelt eingeweiht sind, bedeutete diese Anordnung eine furchtbare Bestrafung.
Als wir uns der Kirche, einem runden Gebäude mit abgerissener Kuppel näherten, scholl uns aus den Fensterschildern ein sogar für die Butyrki ungewöhnlicher Lärm entgegen. Ein Gang — ein zweiter, ein Spalier von Zellen, und hinter meinem Rükken krachte die eisenbeschlagene Tür zu.
Die neue Zelle war lang und schmal und ebenfalls bis zum Bersten überfüllt. Von den durchgehenden zweistöckigen Pritschen

richteten sich forschende, nichts Gutes verheißende Blicke auf mich.
Das also waren die Blatnoi!
Zum größten Teil waren sie in ekelhafte, stinkende Lumpen gehüllt, aus denen über und über mit Tätowierungen bedeckte Hände und Füße hervorschauten. Manche saßen mit untergeschlagenen Beinen und waren völlig nackt.
Am meisten verblüfften mich damals die Gesichter dieser Leute: Eine vollständige Typengalerie für Doktor Lombroso!
Aus grauen Gesichtern blitzten drohend die Augen. Nicht Menschenaugen — Augen gefangener Raubtiere.
Bei meinem Erscheinen wurde es in der Zelle schlagartig ruhig. Ich war verwirrt, allein schon durch das noch recht anständige Hemd, das als Fußabtreter vor der Schwelle lag und über welches ich vorsichtig hinüberstieg.
Durch diese — mir ganz natürlich scheinende Handlungsweise kam ich zum ersten Male mit dem Gesetz der Blatnoi in Berührung und gab mich als Fraier zu erkennen. Wäre ich nämlich ein Dieb gewesen, hätte ich mir die Schuhe an diesem Hemd — und sei's von Seide gewesen — abtreten und: »Seid gegrüßt, Brüder Diebe!« ausrufen müssen.
Statt dessen ging ich zaghaft zu den Pritschen, legte mein Bündel auf den Fußboden und sagte einfach: »Guten Tag!«
Niemand würdigte mich einer Antwort. Etliche zerlumpte Gestalten sprangen von den Pritschen, kamen heran, musterten mich kritisch und schienen vom Schnitt meines Anzugs und meinen Wildlederschuhen mit der dicken Kreppsohle überrascht. Obwohl meine Sachen schon stark mitgenommen waren, konnte man ihre ausländische Herkunft auf den ersten Blick erkennen.
»Was ist denn das für ein Vogel?«
»Wo kommst du her, *Muschik*?« fragte einer der Barfüßigen herausfordernd.
»Vor kurzem aus der Lubjanka!« wollte ich mich wichtig machen. Eine schlechtere Empfehlung hätte ich mir nicht ausdenken können.

»Aha, also ein Faschist! Und wo hast du früher gelebt?«
»In Frankreich«, antwortete ich schon etwas bescheidener. Worauf einstimmig und sofort entschieden wurde, daß ich ein Spion sei. Ich suchte noch nach einer passenden Verteidigung, als mir bereits ein Ultimatum gestellt wurde:
»Also paß auf, *Muschik*, schäl dich mal freiwillig aus deiner Kledage. Kriegst Ersatz dafür, bleibst schon nicht nackt. Und wenn nicht, dann drehn wir dir, Faschistengezücht, das Fell nach außen um!«
Ich wollte lauthals für die Unantastbarkeit des Privateigentums eintreten — aber bevor ich das erste Wort herausbrachte, überschüttete mich bereits ein Hagel von Faustschlägen.
Im Handumdrehn lag ich auf dem Boden und erhielt den Rest der Prügel von bloßen Fersen und harten Absätzen. In der Blatnoisprache heißt das Verfahren »im Chor durchdrehen«.
Dabei wurde ich mit einem weiteren Gesetz der Blatnoi bekannt: »Schlag den Liegenden, damit er nicht mehr aufsteht!«
Seelenruhig beobachtete der Aufseher durch das Guckloch den Vorgang. Diesmal hatte ich Verstand genug, mich in mein Schicksal zu finden, was mir nicht mal besonders schwer fiel, da ich keinen großen Wert auf meine Sachen legte.
Zum Zeichen meiner Erniedrigung wurde mir der Platz direkt neben der Parascha zugewiesen. Dort machte ich es mir in meinen Lumpen möglichst bequem und begann schweigend, das seltsame Publikum zu beobachten.

Bald begriff ich, warum die Zellen, in denen die Blatnoi sitzen, »Indien« genannt werden. Weil in diesen nämlich Tag und Nacht die reinsten Wunder geschehen. Mir fiel der mittelalterliche Wunderhof aus den Romanen Michel Zevacos und Alexander Dumas ein: Gassen und Spelunken, in denen sich damals der Abschaum versammelte — Halsabschneider, Diebe, sehende Blinde und Gauner aller Arten.
Etwas Analoges geschah hier mitten im zwanzigsten Jahrhun-

dert. In Indien herrschten 24 Stunden am Tage Lärm und Geschrei. Nicht das geringste Zeichen von Langeweile und Bedrücktheit. Im Gegenteil: Gesang, Tanz, brüllendes Gelächter, angeregte Diskussionen, von vielstöckigen, nicht wiederzugebenden, aber sehr bildhaften Flüchen unterstützt. Dazu unendlich lange Erzählungen. Erzählungen, in denen die Wahrheit nur schlecht von krankhaften Fieberträumen zu unterscheiden war.

Ein Dieb, mager wie ein Skelett, der sich kaum auf den Füßen halten kann, in Lumpen, mit entzündeten Augen erzählt, und die ganze Zelle lauscht so angespannt, daß man das Summen einer Fliege hören könnte.

»... ja Brüderchen, da haben wir also ein Verpflegungslager in Arbeit. Das Verpflegungslager aber gehört zum Obersten Stab des NKWD. Der Narbige – das ist also der, den voriges Jahr die Polente absichtlich überfahren hat – der steht Schmiere. Und wir kriechen mit unseren Taschenkanonen in die Wachstube. Der Wächter hat kaum einen Piepser gelassen, als Faulzahn – das ist also der, den sie neulich in Workuta abgemurkst haben – ihm sein Messer zwischen die Rippen gesetzt hat. Und aus ist's mit dem Wächter! Jetzt bearbeiten wir die zweite Tür. Geschafft! Hinein ins Lager! ... Und was meint ihr Brüderchen, was wir da sehen? Mäntel! Rundherum hängen Mäntel! Und alle aus Leder, daß sie man nur so glänzen! Die Lederstiefel – die strahlen förmlich! ... Wir gehen weiter: die reinen Wunder! ... Wodka in ganzen Fässern, daneben Kisten. Da hast du Schokolade und Marmelade, amerikanisches Schweinefleisch und alle möglichen Kekse – alles ausländische! Würste, Schinken baumeln von der Decke. Gerade, daß Vogelmilch fehlt. Uns fielen vor all der Prächtigkeit schier die Augen aus dem Kopf. Gut, daß Onkel Wanja dabei war – das ist also der Dieb noch aus der Zarenzeit, von dem die Eule so oft erzählt. Der also brüllt uns an: ›Was haltet ihr Maulaffen feil, *job twoju matj!* Her mit dem Wagen, alles aufladen!‹ ... Gerade wie wir aufladen, hören wir einen Schuß. Und wie es dann losging – von allen Seiten zugleich, daß die Kugeln nur so zischten! ... Die Tschekisten, hol sie die Pest – hatten den Braten gerochen!

Onkel Wanja, der schon beim Zaren gestohlen hat, den haben sie auf der Stelle umgelegt. Na, und Faulzahn und ich, wir haben noch unsere Stelzen weggetragen. Ich brüllte: ›Schmeiß die Mäntel weg!‹ ... Aber nein! Als ob er sich dran festgebissen hätte! Faulzahn wollte zu gern eben auch mal einen Lederraglan tragen! Geschafft haben wir's aber! Allerdings kriegte Faulzahn eine Kugel in den Hals. Zwei Tage haben wir mit dem Messer rumgebohrt, bis wir sie raushatten. *Nitschewo*, konnte dann später doch ohne fremde Hilfe gehen. Den Hals, den hat er allerdings nicht mehr drehen können. Aber das braucht er jetzt auch nicht mehr, wo er sich doch im Gefängnis beide Augen ausgeätzt hat ... Immerhin, drei Monate ist er im Raglan, wie ein Volkskommissar auf der Petrowka, herumstolziert. Die Weiber flogen ihm nur so zu! Aber das ist ja scheißegal – eigentlich wollte ich euch erzählen, welchen Leichenschmaus wir mit den Brüderchen für Onkel Wanja veranstaltet haben. Drei Tage lang haben wir den Wodka wie Wasser gesoffen. Der zaristische Dieb wird sich im Jenseits bestimmt gefreut haben. Hatten uns so einen Rausch angesoffen, daß wir einen armen Teufel aus 'nem Begräbnisinstitut für einen Milizionär gehalten haben. Der Bär hat ihn mit seinem Messer durchsäbelt. Hat's dann aber – nüchtern geworden – furchtbar bereut. Schad um den Fraier, hat ganz umsonst leiden müssen!«
Die Erzählung ist zu Ende. Zuerst schweigen alle, gedenken wohl Onkel Wanjas. Dann beginnt die Diskussion: Ob ein Dieb in betrunkenem Zustand ein Recht habe, den Angestellten eines Begräbnisinstituts zu erstechen, wenn dieser Ähnlichkeit mit einem Polizisten aufweise.
Man stritt lange und entschied endlich, daß er wohl das Recht habe – wenn es nachts und bei schlechter Sicht geschehe.
Was habe denn auch so einer nachts auf der Straße zu suchen!?
»Ich hab auch mal aus Versehen einem alten Weiblein die Augen ausgepiekt«, setzt ein junger, schmächtiger Blatnoi dazwischen. Lange wird auch dieser Fall diskutiert. Dann stellt sich heraus, daß besagtes Weiblein schon sehr, sehr alt gewesen sei ... »Wäre sowieso bald abgeschrammt!« ... »Ja, und das Leben wäre zudem

auch derart geworden, daß sowieso nichts Gutes zu sehen gewesen wäre!«

Ich saß neben der Parascha und traute meinen Ohren nicht. Mir fielen die Worte des Deutschen ein. Nein, das waren keine Raskolnikows. Das alles war viel schlimmer und böser.
Die Erzählungen sind beendet und wieder beginnt »Indien« einem Hexensabbat zu gleichen. Einige spielen Karten, andere tanzen und singen. Jeder fühlt sich hier daheim. Im »Vaterhause«, wie die Blatnoi jedes Gefängnis nennen.
Den Neuling verblüfft der praktische Sinn der Blatnoi und ihre Fähigkeit, sich dem Gefängnisleben anzupassen. »Nacktheit ist ein begabter Erfinder!« sagt ein russisches Sprichwort. Da es keine Streichhölzer gibt, zupft man Watte aus dem Buschlat, der damit gefütterten Jacke, und rollt sie. Mit dem Deckel der Parascha oder noch einfacher, mit einer Schuhsohle reibt man das Knäuel einige Minuten, und schon beginnt die Watte zu qualmen, Funken sprühen — sie brennt.
Ein plattgedrückter, abgeschliffener Metallknopf wird zur Rasierklinge. Aus Fischgräten entstehen Nähnadeln. Aus Metall-Löffeln — Messer. Die Tusche für die Tätowierungen wird aus dem Ruß einer verbrannten Gummisohle gewonnen, die Spielkarten aus Zeitungsbogen, die mit Brot übereinandergeklebt werden und fabrikmäßig hergestellten in nichts nachstehen.
Den Fraier setzt die Umgangsform von Blatnoi und Gefängnisleitung in Erstaunen. Die Blatnoi duzen die Chefs, diese aber bedienen sich oft der Blatnoisprache und genieren sich nicht, die kräftigsten Ausdrücke zu gebrauchen. Paradox ist wohl die Tatsache, daß oft nicht die Blatnoi die Wächter fürchten, sondern diese ihren Gefangenen mit einer gewissen Vorsicht begegnen und stets zu irgendwelchen Kompromissen bereit sind.
Eines Morgens stritten sich die Blatnoi bei der Rationsausgabe mit dem Verteiler.
Auf den Lärm hin eilt der Korpusälteste herbei und nimmt seinen Untergebenen in Schutz. Sofort richtet sich die Wut der Blatnoi gegen den Tschekisten.

»Blutsauger! Päderast! Sohn einer räudigen Hündin! Vampir! Tut dir vielleicht der staatseigene Zucker leid? Oder willst du Hund dich selbst an unserem Zucker mästen?« Und so weiter ... In einem Anfall von Raserei steckt ein langer Blatnoi den Kopf durch die Futterklappe und spuckt dem Korpusältesten mitten ins Gesicht.

»Da Saustück, dann nimm auch noch meine Siph dazu!« Bleich vor Wut wischt sich der Tschekist den Speichel ab, ringt mit unmenschlicher Anstrengung um Selbstbeherrschung. Dann – seiner Stimme einen honigsüßen Klang verleihend, redet er den Blatnoi zu, mit dem Lärm aufzuhören. Und gibt den verlangten Zucker aus.

Am nächsten Tag wird der Lange unter einem Vorwand herausgeholt und in den Karzer gesteckt. Die Kunde eilt von Zelle zu Zelle. In wenigen Minuten steht ganz »Indien« wie auf Kommando kopf.

Sie donnern gegen die eisernen Türen. Sie nehmen die Pritschen auseinander. Einige arbeiten an den Gittern, andere demolieren die Wände oder brüllen nur wie angestochene Schweine. Im Nu hat sich die »Kirche« in ein Tollhaus verwandelt. In der Blatnoisprache heißt das Ganze »Katzenkonzert«, welches aber oft genug in einen offenen Aufruhr ausartet.

Nach einigen Minuten klirren auf dem Gang eisenbeschlagene Stiefel heran. Die Gefängnisleitung gerät in Panik.

»Jungens, ja warum denn?« ertönen die Stimmen der Tschekisten, »ja wofür denn? Hört doch auf! Ihr macht ja alles noch schlimmer.«

Die Drohung verdoppelt die Wut der Blatnoi. Es bricht ein solches Geheul los, daß die Fensterscheiben zittern. Daraufhin erscheinen der Staatsanwalt, der Gefängnisdirektor, der politische Leiter und einige Ärzte. Die Verhandlungen beginnen, nach denen der Blatnoi, Ursache des ganzen Zaubers, mit Siegermiene in die Zelle zurückkehrt.

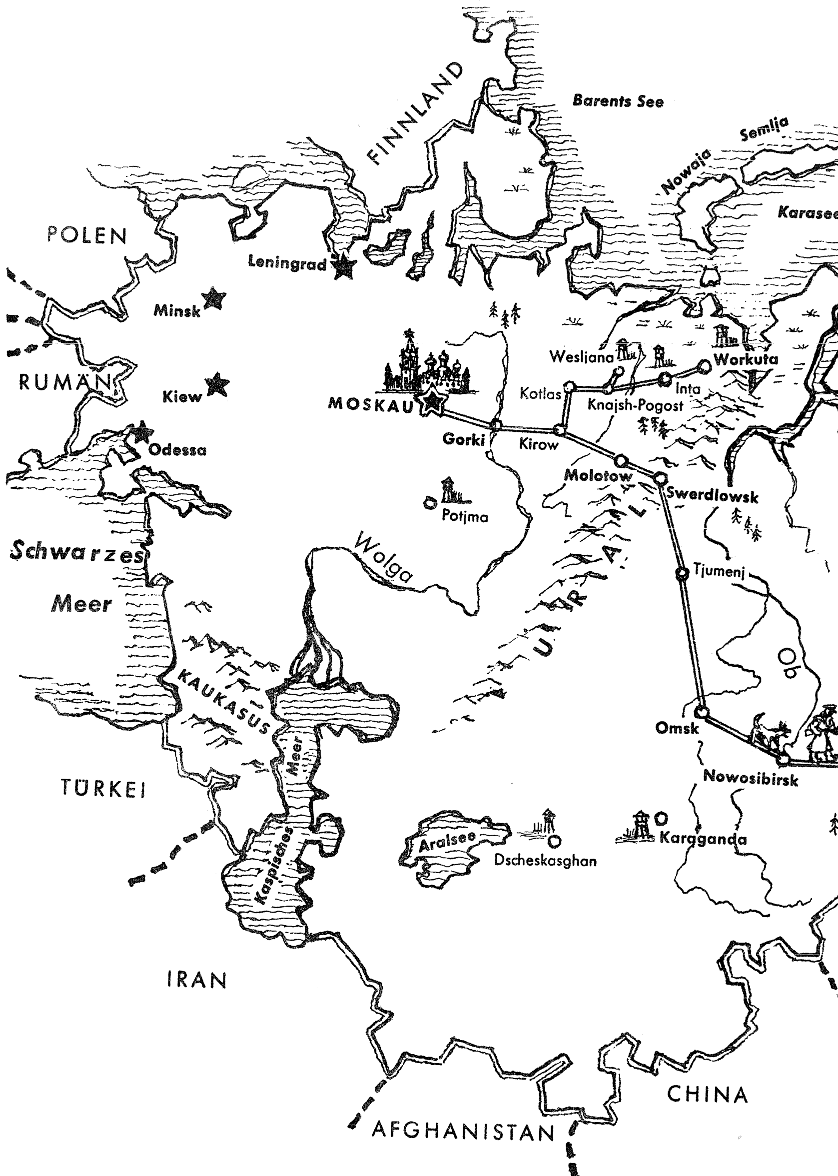
In den Butyrki hörte ich zum ersten Male das geheimnisvolle und allmächtige Wort SAKON*. Ich stelle auch fest, daß ein

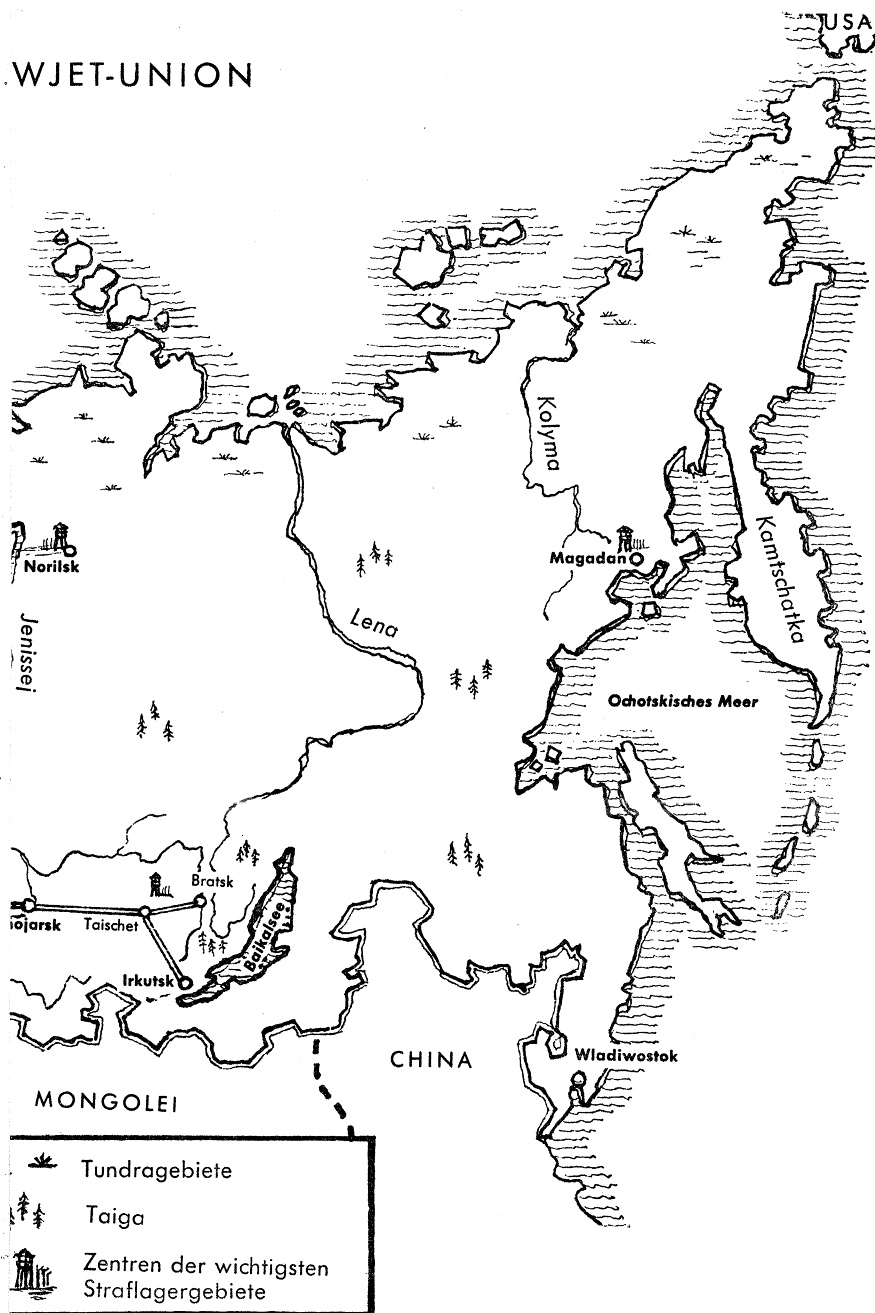
* Gesetz.

kleiner Teil der Blatnoi, eben die Sakonniki, die Gesetzlichen, weitaus besser und reinlicher als ihre Mitbrüder gekleidet waren. Bei der Verteilung von Tabakwaren, Verpflegung und Paketen, erhielten diese Auserwählten den Löwenanteil. Und schon damals begriff ich, daß sich hinter dem Durcheinander und der Anarchie in »Indien« strenge Regeln verbargen, die das Leben und Betragen dieser Halsabschneider lenkten.
In den Butyrki wurde ich auch Augenzeuge der furchtbaren Anwendung dieses gnadenlosen Gesetzes.
Zwei Tage und Nächte herrschte in der Zelle eine unheilvolle Stille. Aus der Ecke, wo die Sakonniki hockten, drangen Bruchstücke eines rätselhaften Gesprächs. Da fand das Tolkowische, eine Art Geheimberatung, statt, in der über das Schicksal eines Diebes bestimmt wurde.
Ein hagerer, blatternarbiger Bursche, mit dem für die Blatnoi typischen schweren Blick, unterlag den grimmigen Anschuldigungen seiner Kameraden. Es schien, daß die »Diebesehre« des Blatternarbigen stark angezweifelt wurde. Aus dunkler Vergangenheit holte man die kleinste Einzelheit hervor, deutete jede Bewegung und jedes zufällig hingeworfene Wort. Der Angeklagte schlug sich an die Brust und beschwor mit Schaum vor dem Mund seine Unschuld. Schwor beim Allmächtigen, daß er von frühester Kindheit kein anderes Leben gekannt habe als nur das »Diebesleben«, und nie anders als nach dem Blatnoi-Gesetz gelebt habe.
Am dritten Tag fiel das Urteil. Mit größerer Stimmenmehrheit entschieden die Sakonniki, daß ihr Kamerad kein »ehrlicher Dieb«, sondern ein gemeiner SUKI* sei. Ein rachitisches Kerlchen schlug dem Blatternarbigen mitten ins Gesicht, als wollte er damit das Urteil beglaubigen.
»Dreh dich um, Hündin!«
Der Blatternarbige machte einen verzweifelten Versuch sich zur Tür zu retten, aber im gleichen Augenblick fiel ein Handtuch wie eine Schlinge um seinen Hals. Zwei der Banditen zogen langsam die Enden auseinander.

* Hündin.

KARTE DER


FINNLAND
Barents See
Nowaja
Semlja
Karasee
POLEN
Leningrad
Minsk
RUMÄN
Kiew
Odessa
MOSKAU
Wesljana
Workuta
Kotlas
Inta
Knajsh-Pogost
Gorki
Kirow
Molotow
Swerdlowsk
Potjma
Wolga
URAL
Tjumenj
Ob
Schwarzes
Meer
KAUKASUS
Omsk
Nowosibirsk
TÜRKEI
Kaspisches
Meer
Aralsee
Dscheskasghan
Karaganda
IRAN
CHINA
AFGHANISTAN



WJET-UNION
USA
Kolyma
Kamtschatka
Norilsk
Magadan
Jenissei
Lena
Ochotskisches Meer
Bratsk
Taischet
Irkutsk
Baikalsee
CHINA
Wladiwostok
MONGOLEI
Tundragebiete
Taiga
Zentren der wichtigsten Straflagergebiete

Minutenlanges Todesröcheln. Die Augen traten aus den Höhlen. Der Körper fiel zu Boden.
Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wofür man den Blatternarbigen damals anklagte. Hatte man herausbekommen, daß er im Lager Kommandant oder Feuerwehrmann gewesen war? Vielleicht hatte er auch die Verhöre der Tscheka nicht ausgehalten und war geständig geworden? Vielleicht hatte er einer Frau Wodka eingegossen, bevor er seinen Kameraden bediente! Oder hatte er mal spaßeshalber einem Tschekisten die Hand gegeben? Unwichtig! Tatsache ist, daß dieser Blatnoi gegen eine der Forderungen des großen, gnadenlosen Diebesgesetzes verstoßen hatte und nun mit seinem Leben dafür büßen mußte.
Todesstille herrschte, als der eine Mörder zur Tür ging und dagegen schlug:
»Nehmt den Klotz raus!«
Schlüssel rasselten, die Wächter kamen herein.
Ein kurzer Wortwechsel:
»*Job twoju matj*, habt ihr denn gar kein Gewissen – einen lebenden Menschen zu Tode zu würgen ...«
Eine kurze Moralpredigt folgte, dann schleppten sie die Leiche an den Füßen heraus, der Riegel knallte und damit war der Fall erledigt. In »Indien« erhob sich sofort ein fröhlicher Lärm, während die Sachen des Toten, genau wie vorher die meinen, von den Sakonniki ausgespielt wurden.

Kurz vor der Etappe mochten die Tschekisten entschieden haben, daß ich für's erste Mal genug »zu Verstand gekommen sei« und verlegten mich in die Zelle der Politischen zurück. Dort harrte meiner eine Überraschung, die mich fast umwarf. Kaum bin ich in der Zelle, taucht unter den Pritschen ein schwarzer Vollbart auf:
»Max, pas possible!«
Hinter dem Bart kommt eine lange Gestalt im Schafspelz hervor, die mir um den Hals fällt.

Ich will meinen Augen nicht trauen, als ich unter dem dichten Bart und dem zerrissenen Schafspelz meinen Freund Skuratow erkenne.
»Merde alors! C'est formidable!«
»Großartig! Phantastisch!«
»Ist das ein Ding – wieder zusammen!«
»Haben sie dich auch ›nur beinahe‹ gehängt?«
Wir machten es uns in einer Ecke auf dem Schafspelz bequem. Skuratow griff in die Tasche, holte würdevoll einen Beutel voll Machorka und reichte mir ein Stück Zeitungspapier.
»Dann wollen wir uns mal eine von den russischen Giftnudeln drehen, zur Feier unseres Wiedersehens!«
Minuten später tauschten wir, von beißenden Machorkawolken umgeben, unsere Erlebnisse aus.
»Ein Wunder, daß man uns am Leben ließ!«
»Glattes Wunder!«
»Nur haben wir sowieso nichts Gutes zu erwarten!«
»Stimmt, aber solange wir Beine haben, ist auch Hoffnung. Es gibt kein Gefängnis, aus dem man nicht türmen könnte.«
»Sicher, und außerdem rettet uns vielleicht ein Krieg! Wer weiß! Unterdessen können wir uns ja mal zur Abwechslung für die Lebensbedingungen der Eisbären interessieren.«
Sofort war der alte Kontakt hergestellt. Mehr noch: ganz selbstverständlich waren wir zum Du übergegangen. Einstimmig wurde beschlossen, nicht den Kopf hängen zu lassen! Komme was wolle! Überhaupt war Skuratow in dieser Beziehung hundertprozentiger Russe und folgte fatalistisch dem Motto: »Vielleicht bringt uns der Pferdefüßige doch noch irgendwohin!« Serge war auch praktischer als ich. Bei der ersten Gelegenheit hatte er seinen Pariser Maßanzug gegen Wattehosen, Buschlat und Schafspelz eingetauscht.
»Nach der Krim wird man uns ja wohl kaum bringen!« meinte er fröhlich.
Mit erstaunlicher Gewandtheit hatte sich Serge der neuen Umgebung angepaßt. Von der früheren Eleganz war keine Spur übriggeblieben: In seinem struppigen Pelz, mit dem dichten

Bart ähnelte er sehr den Muschiks aus den Illustrationen zu Leskows Bauerngeschichten.
Um so eigenartiger klangen dann Sätze wie: »Denkst du noch an die Soupers bei ›Poccardi‹?«
Während wir an dem trockenen Brot herumkauten, von Austern und Hummer à l'americaine sprachen, umschwirrten uns Gerüchte von einer bevorstehenden Etappe.

ETAPPE — ETAPPE! Dieses kurze Wort ist für jeden erfahrenen Häftling ein Begriff, der eine Unmenge aller nur erdenklichen Unannehmlichkeiten enthält. Etappe — das sind Unruhen, Ängste und Schwierigkeiten. Etappe — ist eine Fahrt ins Ungewisse. An jeder Biegung — neue Ängste, neue Schläge, neue Verhöhnungen unter dem Heulen der Wachhunde und den Schimpfworten des Konvois. Etappe ist stets die Erwartung von etwas Schrecklichem, für viele eine Fahrt ohne Wiederkehr.
Einige Stunden vor dem Abtransport begann eine Mammutfilzung. Alle Metallgegenstände — und sei es eine Sicherheitsnadel — wurden uns abgenommen. Bleistiftstummel, Papierfetzen, Brustkreuz und Medaillon — alles diente zum Vorwand, dem Besitzer dieser verbotenen Dinge kräftig eins in die Rippen zu versetzen.
Dann, im Dunkel der Nacht, wurden wir in die »Raben« gestopft und aus dem Gefängnis gefahren. Die Verladung erfolgte auf irgendwelchen verlorenen Abstellgleisen am Stadtrand Moskaus.
Als festes Spalier umringten uns die Soldaten des MWD, die Gewehre im Anschlag.
An langen Leinen tobten die Hunde. Mit Listen und Taschenlampen rannten Offiziere hin und her.
»*Dawai! Dawai!*« trieben sie uns zur Eile an.
Quietschend schlossen sich die Schiebetüren der Viehwaggons, an denen große Kreidebuchstaben warnten:
»NICHT HERANKOMMEN — FASCHISTEN! VATERLANDSVERRÄTER! KOMM NICHT HERAN!«

Und dennoch drängten sich dort, wo die Lichter Moskaus den Horizont mit einem blutigen Abglanz überflammten, Menschen hinter dem Soldatenspalier, versuchten zwischen den aufgesteckten Seitengewehren hindurchzublicken: In Tücher gehüllte Frauen und Mütter der einheimischen Häftlinge. Tränenerstickte Stimmen drangen zu uns:

»Pawluscha, du mein Eigenster, wo bist du? Wo bringt man dich bloß hin?«

»Leb wohl, Nikolai! Schreib uns! Wir werden dich nicht im Stich lassen!«

»Los, auseinandergehen!« knurrte der Konvoi, schwang drohend die Gewehre.

»Los, geht auseinander! Tut's im Guten, Leute! Oder willst du selbst ins Kittchen, Alte?«

Nicht jedes alte Weiblein wich zurück.

»Schlimmer als Herodes seid ihr, Verdammte! Tragt ihr denn kein Kreuz auf der Brust, Ungeheuer? Laßt doch eine Mutter zum letzten Male ihren Sohn anschauen. Seit Kriegsbeginn hab ich ihn nicht gesehen ... « protestierte eine brüchige Stimme.

Über die Köpfe der Soldaten kamen Brotlaibe geflogen, Machorka-Päckchen, Zwiebeln und als seltenes Geschenk — ein Stückchen gesalzenen Specks.

»Dawai! Dawai!« schrien die Offiziere, »Salnikow, Sidorenko, Skuratow, Schulz, Sjuraschvili ...«

Jeder trat heran, brabbelte Vornamen, Vatersnamen, Jahrgang, Paragraph, Straffrist, Beendigung der Straffrist herunter, wonach er in den Waggon hinaufkriechen durfte. Los! ! Dem einen und anderen half auch ein Tschekistenstiefel nach.

Dann war ich an der Reihe.

»Slawjansky!«

»Hier! Alias Santerre, alias der und der, Paragraph 58-6, 25 Jahre, Ende der Straffrist: 1971!«

»Uch, verdammter Faschist!« kam es, zusammen mit einem kräftigen Tritt in den Hintern.

»Der Teufel hol sie!« dachte ich, froh, im gleichen Waggon mit Serge gelandet zu sein.

Eingeprägt hat sich mir damals ein Vorfall. Unter großen Anstrengungen war es mir gelungen, mich zum Fenster durchzuwinden, um wenigstens einen Atemzug frischer Luft zu bekommen. Draußen herrschte immer noch das unbeschreibliche Durcheinander von *Dawai-dawai!* und Fußtritten.
Plötzlich sehe ich ein altes, armselig gekleidetes Mütterchen die Waggonreihen entlanghasten.
Die Alte läuft, stolpert über die Schwellen und hält in den Händen eine Tüte.
Etwa fünfzig Meter hinter ihr rennt schimpfend ein Soldat.
»*Stoi! Stoi!* Halt, sag ich dir, alte Hexe! Halt, oder ich schieße!«
Doch die alte Frau beachtet ihn überhaupt nicht.
Mit hochgewandtem Kopf, tränenblind, läuft sie weiter, ruft immerzu, ruft atemlos, mit erstickter Stimme:
»Arkadi, Arkascha, Söhnchen, Arkascha! . . .«
Die Blatnoi reißen mich mit Gewalt vom Fenster.
»Hei, Großmütterchen, welchen Arkascha suchst du?«
Den und den – aus dem und dem Dorf und Bezirk – klingt die alte Stimme herauf.
Die Blatnoi nutzen das sofort aus.
»Ja, der ist hier, Mamachen! Hast's richtig erraten! Her mit dem Paket!« Gierige Hände strecken sich durch das Gitter. Die alte Frau steht zweifelnd.
Aber auch jetzt wissen sich die Blatnoi zu helfen.
»Wanjka«, schreit einer, »zeig deine Schnauze am Gitter, du hast die anständigste!«
Wanjka steckt seine Schnauze durchs Gitter und wimmert kläglich: »Ach du mein Mütterlein, ach du meine Eigenste!«
Die alte Frau kann gerade noch die Tüte durch die Stäbe zwängen, da hat sie der Soldat auch schon eingeholt.
»Ach du verdammte Hexe! . . .«
Die Blatnoi aber freuen sich, teilen Machorka und Brot unter sich.
»Konnte das alte Scheusal nicht was Besseres ranschaffen!« entrüsten sie sich lachend.
»Ekelhaft!« sage ich leise zu Skuratow.
Phlegmatisch zuckt er die Schultern.

»Natürlich —« gibt er zu, »aber jedenfalls ist das alte Weiblein jetzt ein wenig glücklicher. Diese Illusion wird sie auf lange behalten, nicht wahr? Und überhaupt, wo bitte hätte man wohl den richtigen Arkascha hernehmen sollen?«

Im Laufe der Nacht wurden etwa fünfzehnhundert Männer und fünfhundert Frauen verladen. Erst als das Morgenrot durch die Gitter schaute, fuhren wir ab.

Klagend heulte die Lokomotive, die Puffer klirrten aufeinander, wir wurden erst zur einen, dann zur anderen Seite geworfen und die Räder begannen sich zu drehen.

»›Abfahren!‹ rief der Papagei, als ihn die Katze packte!« grinste Serge.

Ich weiß nicht, wie ein Papagei sich in unserer Lage gefühlt hätte, wir aber unterschieden uns in nichts von Heringen im Faß: Hände, Füße, Köpfe und Bündel hatten sich in ein unentwirrbares Knäuel verwandelt. Es war schwer festzustellen, ob einem die eigenen Gliedmaßen überhaupt noch gehörten.

Im Hochsommer bedeutet eine Etappe unerträgliche Dumpfheit, Ströme von Schweiß, Geruch menschlichen Unrats und qualvollen Durst.

Und trotzdem ließen viele den Kopf nicht hängen. Aus den Waggons klangen Lieder:

> »Vor Sibirien habe ich keine Angst!
> Auch Sibirien, auch Sibirien ist noch russisch' Land . . .«

Als wir uns Gorki, dem einstigen Nishnij Nowgorod, einer der ältesten russischen Städte näherten, wurden froh-erregte Stimmen laut:

»Brüderchen! Schaut her — die Wolga! Mütterchen Wolga! Seht hin, staunt bloß, wie lang und breit sie ist! Himmel, man sieht ja kein Ende, kein Ufer . . .«

An den Fenstern entstand ein Gedränge. Von den Russen rührte sich, glaube ich, nur Skuratow nicht vom Fleck.
»In der Beziehung bin ich ein schlechter Patriot«, bemerkte er, »mir wäre jetzt die Seine viel lieber.«
Die meisten aber brüsteten sich, Hunger und Durst vergessend, mit diesem mächtigen Strom, als ob sie sagen wollen:
»Ja, unglücklich sind wir und zerlumpt, aber seht, was wir für Ströme haben! Habt ihr in Europa zum Beispiel solche Flüsse?«
Aus Sicherheitsgründen klopfte der Konvoi an den Haltestellen jeden Waggon mit großen Hämmern ab. Mit den gleichen Hämmern erfolgte morgens und abends bei der Prowerka die Zählung an unseren Rippen, wenn man uns von der einen Hälfte des Waggons in die andere trieb. Dabei kam es zu einer förmlichen Stapelung menschlicher Leiber, bei welcher denen, die unten zu liegen kamen, die Knochen knackten.
Die Verpflegung war ekelhaft: täglich ein kleines Faß Wasser für den ganzen Waggon. Eine Tonschüssel voll Zucker, ein Brotlaib auf drei Personen und jedem ein stinkender Hering. Verschlimmert wurde das alles noch durch die Blatnoi, welche die Monopole der Wasser- und Zuckerverteilung ausübten. In der Praxis bedeutete es, daß der Zucker vollständig in ihre Hände überging, während man sich das Wasser fast auf den Knien Schluck um Schluck erbetteln mußte.
Am fünften Tag kamen die ersten Gerüchte über Ruhrerkrankungen auf. Am achten — wurden die Leichen schon einfach die Böschung heruntergeworfen. Kurzum, es war keine Vergnügungsreise.

Nach langen Aufenthalten auf den Abstellgleisen verschiedener Städte, passierten wir am zehnten Tage die Grenzen der Komi-ASSR, einer ihrem Umfang nach riesigen, reich mit Wäldern, Pelztieren und Erzen gesegneten Republik, die von einem äußerst primitiven Volk, den Komjaken, bewohnt wird.

Man erzählt, zur Zarenzeit habe in Knajsch-Pogost ein Pfahl gestanden mit der Inschrift: »HIER BEGINNT EIN GOTTVERGESSENES UND VON DEN MENSCHEN VERWÜNSCHTES LAND.«
Nun aber schien Gott uns vergessen zu haben, während der Fluch über dem ganzen Land lag.
Unser Zug hielt an der Station Wesljana, die nur aus einigen windschiefen Hütten und Baracken bestand. Daneben türmten sich riesige Holzstapel — Frucht der Sklavenarbeit von abertausenden von Gefangenen. Und rundherum breitete sich, grenzenlos wie ein Meer, unter nördlich bleichem Himmel, die Taiga. Wir wurden ausgeladen, gezählt, beschimpft und auf einem zerfahrenen Bohlenweg zur Peresilka, dem Durchgangslager getrieben.
Oft begegneten uns altersschwache Lastwagen und Leute in wattierter Kleidung. Der Anblick unserer Gefangenenkolonne war ihnen anscheinend nichts Ungewohntes, denn sie beachteten uns überhaupt nicht. Ihre Gesichter schienen mürrisch, angespannt und auf allen lag der unauslöschliche Stempel des Nordens.
Im Durchgangslager sollten wir unsere Quarantäne verbringen, um dann auf die verschiedenen Arbeitslager verteilt zu werden. In der von einem hohen Palisadenzaun umgebenen Zone wurden uns brechreizerregend schmutzige Holzbaracken zugewiesen. Miriaden Wanzen ausgenommen, die in den durchgehenden Pritschen hausten, waren die Baracken völlig leer und so ungemütlich, daß jeder Pferdestall dagegen komfortabel gewirkt hätte.
Doch nach all dem, was wir schon erlebt hatten, war es an der Zeit, unsere europäischen Ansprüche zu senken. Die Macht der Notwendigkeit kann auch aus einem Schweinestall ein gemütliches Zuhause machen. Das Schlimmste war aber, daß — bevor einer von uns Fraiern etwas begriff, eine ganz scheußliche Geschichte losging.
Die Blatnoi umzingelten in Gruppen, mit Finnendolchen und Rasierklingen bewaffnet, jeden Fraier, der auch nur einen einigermaßen anständigen Lumpen an sich hatte.

»Los, *Muschik,* zieh die Stiefel aus, die drücken dich ja in den Knien!«
»Hei Väterchen, leer mal den Sack da, vielleicht hast du was Gutes drin versteckt!« oder:
»Los Bursche, raus aus der Jacke, sonst wird's dir zu heiß!«
Und Muschik, Väterchen und Bursche zogen — sich hilflos umschauend — schweren Herzens Stiefel und Jacke aus, leerten den Inhalt ihres Sackes auf den Boden.
Jeder Widerstand hatte einen Messerstich zwischen die Rippen oder in die Augen zur Folge.
In den Frauenbaracken aber war erst richtig der Teufel los.
Zuerst ertönten von dort verzweifelte Schreie, die bald von lauten Liedern und wildem Harmonika- und Balalaikaspiel übertönt wurden. Die konvoilosen Gefangenen schleppten unterdessen eimerweise Wodka in die Zone. Es kam zu wüsten Ausschweifungen — »die Blatnoi spazieren auf der Bank«. Den Sinn dieses Ausdrucks wiederzugeben ist fast unmöglich, denn hier sprengt Bestialität den Rahmen des menschlichen Verstandes, wird zur pathologischen Erscheinung, in der sich Elemente des Schmutzes, des ungeheuerlichsten Sadismus und viehischer Ausschweifung mischen.

Völlig erschüttert saßen wir, an die hundert Politische, in der fast finsteren Baracke. Manche flüsterten schüchtern. Die meisten schwiegen düster, einige beteten auf den Knien und alle, schien es, schämten sich, einander in die Augen zu sehen.
Plötzlich wurde die Tür aufgestoßen. Auf der Schwelle erschien ein völlig betrunkener Blatnoi. In einer Hand die Balalaika, in der anderen die halbgelösten Zöpfe eines jungen Mädchens, das er hinter sich herzerrte.
Bei diesem Anblick erstarrten wir alle. Das Mädchen sah furchtbar aus. Halbnackt, auch stark betrunken, stand es kaum auf den Beinen, gab sich aber die größte Mühe, recht fröhlich zu wirken.

»Na, *Muschiki,* was laßt ihr die Nase hängen?« lallte der Betrunkene, »oder trauert ihr euren Lumpen nach, Mistzeug?«
Grabesstille.
»Also hört zu, jetzt könnt ihr mal das freigebige Diebesherz kennenlernen! Hier hab ich euch was zum Amüsieren mitgebracht. Nehmt's, geniert euch nicht! Ist ein prima Weibsstück — hält noch glatt ein Dutzend aus!«
Der Blatnoi stieß das Mädchen vor. »Zeig mal Maschka, was die Mädels aus Kiew können! Los, heb die Beinchen! Tanz! Zeig den Fraiern deine Kunst!«
Der Blatnoi schlug auf die Saiten der Balalaika und grölte los:

»Die Reih war an den Zwanzigsten gekommen, da da!
Der Ljubuschka war jede Lust genommen . . .
Wir hab'n sie herumgebüttet, und das Ganze ausgeschüttet.
Sag doch bloß, das Leben ist nicht schön! Da! Da!«

Das Mädchen schwankte hin und her, konnte anscheinend nichts mehr begreifen. Da holte der Kerl aus und schlug ihr die Balalaika mit Gewalt über den Kopf.
»Was stehst du da, Hündin, tanz, wenn dir ein Blatnoi befiehlt!«
Er hatte kaum ausgesprochen, als ein Gefangener vorstürzte und ihn mit einem Fluch ansprang.
Ein Faustschlag — und der Betrunkene lag mit seiner Balalaika auf dem Boden.
»Du wagst es, Hand gegen einen Blatnoi zu heben?« schäumte er und wollte sich auf den Gefangenen stürzen.
Doch da eilten von allen Seiten die Muschiki hinzu, bemühten sich, ihn zu beruhigen.
Er riß sich los, taumelte brüllend aus der Baracke.
»Brüderchen — hierher! Zu Hilfe, man schlägt einen Blatnoi . . .«
Wenige Minuten später stürmten die Kriminellen wie ein Rudel tollwütiger Hunde in unsere Baracke. Ein kurzes Handgemenge, in dem sie natürlich Oberhand gewannen, und der Bursche, der es gewagt hatte, seine Hand gegen einen Blatnoi zu erheben, lag mit auseinandergeworfenen Armen in einer Blutlache.

Den zerzausten Kopf in die Hände vergraben, schluchzte, über ihn gebeugt, verzweifelt das Mädchen.
Später erzählte man, sie sei Tänzerin der Kiewer Oper gewesen, und der Bursche, der ihretwegen sein Leben lassen mußte, entweder ihr Bräutigam oder Freund. An sich etwas durchaus Mögliches.

Auch Skuratow und ich blieben nicht ungeschoren. Allerdings hatte ich schon nichts mehr, was den Blatnoi in die Augen stechen konnte. Serges Schafspelz, seine gestopften Hosen und alten Stiefel besaßen auch keinen Reiz für die Kriminellen; in dieser Beziehung bekamen wir keine Unannehmlichkeiten. Aber meinem Freund war es gelungen, sein perlmutterbelegtes Zigarettenetui und Feuerzeug, kleine Pariser Kunstwerke, durch alle Filzungen hindurchzubringen. Dieses Zigarettenetui hatten wir beim Sanitäter der Peresilka gegen einen Laib Brot und ein Kilogramm Zucker eingetauscht. Wir waren von diesem Geschäft hell begeistert und schwelgten im voraus in den Genüssen. Zogen uns also bescheiden in eine Ecke zurück, um einen Schmaus, die Tjurja, den Traum aller Gefangenen, nämlich in Zuckerwasser aufgeweichtes Brot, zu bereiten. Da ertönte im entscheidenden Augenblick eine Stimme:
»Hei Fraier, das ist für euch beide zu viel. Ihr werdet Durchfall bekommen —« und das Brot verschwand vor unserer Nase.
Wir drehen uns um. Da stehen drei Kriminelle und freuen sich ihrer Entdeckung.
»Gebt den Zucker her!« schreit uns einer an.
»Nein! Nur über meine Leiche!« denke ich, stecke mir blitzschnell das Zuckersäckchen in den Brustausschnitt und flüchte unter die Pritschen.
Aber das half mir wenig. Während zwei Blatnoi Serge fertigmachten, zerrte mich der Größte an den Füßen hervor und begann meinen Schatz förmlich aus mir herauszuschütteln.
Ich weiß nicht, wie lange mein Kopf die rauhe Berührung mit

dem Fußboden ausgehalten hätte, wäre nicht plötzlich ein unerwarteter Retter aufgetaucht.
Ein schlanker Bursche, fast noch ein Halbwüchsiger, mit erstaunlich hellen, hartblickenden Augen in dem bräunlichen Gesicht. Allem Anschein nach ebenfalls ein Blatnoi.
»Warum der Lärm — und keine Toten?« fragte er spöttisch. Im gleichen Augenblick wurde ich losgelassen und krachte auf den Boden.
»Wer hat euch Schakale losgebunden?« wandte sich der Bursche nun schon direkt an seine Genossen. »Wieso nehmt ihr einem Fraier das letzte Stück Brot weg? Reicht euch Saukerlen nicht die Grütze aus der Küche?«
Da ihn die gemurmelte Antwort anscheinend nicht befriedigte, holte der Bursche aus und versetzte dem stärksten der Drei eine klingende Ohrfeige.
»Haut ab, schäbige Hunde. Ich werd euch Gesindel schon lehren, unter der Blatnoimarke Fraier auszunehmen!«
Ohne Widerrede — Zucker und Brot völlig vergessend — verschwanden die Drei aus der Baracke. Das war um so erstaunlicher, da der Geschlagene, seinem Körperbau nach, unseren Verteidiger hätte zu Staub zerreiben können.
»Futtert weiter, *Muschiki*«, sagte unser Beschützer, »und habt nicht vor jedem Krümellecker Schiß.«
Mit der erzielten Wirkung sichtlich zufrieden, drehte sich der Bursche um, steckte die Hände in die Hosentaschen und marschierte pfeifend davon.

Später wurden wir gut Freund mit ihm, und ich erfuhr seine Lebensgeschichte. Der Blatnoi, mit Diebesnamen Almas*, war der Sohn eines zaristischen Offiziers, der zu den Bolschewisten übergewechselt war. Nachdem sich der Vater im Bürgerkrieg ausgezeichnet hatte, besuchte er die Militärakademie und

* Almas = auf russisch Diamant

wurde 1937 einer der Wachkommandanten des Kremls. Damit aber fand auch seine Karriere den Abschluß: Er wurde der Teilnahme an der Verschwörung des Marschalls Tuchatschewsky angeklagt und verscholl. Verhaftet und nach den Solowki gebracht wurde auch Almas Mutter. Der Siebenjährige blieb in der Obhut der Großmutter zurück. Richtiger wäre gesagt, daß die alte, kranke Frau der Obhut ihres kleinen Enkels überlassen blieb. Obdachlos wanderten beide lange Zeit durch das Land. Um nicht Hungers zu sterben, mußte der Junge stehlen. Man ertappte ihn dabei, er kam in ein Erziehungsheim und sah seine Großmutter nicht mehr wieder. Nachdem er die Verbrecherlaufbahn eingeschlagen hatte, glich sein Leben einem Kaleidoskop; nur waren die Farben keine fröhlichen: Razzien, Fahrten auf Waggondächern, nächtliche Raubüberfälle, Ruhezeiten in den Durchgangsgefängnissen, und von neuem die Jagd nach dem täglichen Stück Brot: Nächte in Kanalisationsrohren, Herumbummeln auf den Märkten, wo man am leichtesten in fremde Taschen langen konnte.

Mit der Zeit erlangte Almas den Ruf eines Meisters bei Einbrüchen. Durch Kühnheit, Entschlossenheit und Gradlinigkeit gewann er unter seinesgleichen eine große Autorität und wurde Sakonnik, mehr noch, ein fanatischer Eiferer und Hüter des Blatnoi-Gesetzes.

Sein Eintreten war lediglich darum erfolgt, weil dieses Gesetz verbietet, jemandem — und sei dieser auch nur ein Fraier — Brot wegzunehmen.

Teils aus Dankbarkeit, teils aus diplomatischen Gründen beschlossen wir, dem jungen Blatnoi unseren letzten Wertgegenstand, Serges Feuerzeug zu verehren.

Almas war sichtlich geschmeichelt. Das Geschenk gefiel ihm sehr, schon weil ein reizendes Frauenköpfchen die emaillierte Fläche schmückte.

»Teufel — das versteh ich! Das ist aber eine nette Dirne!« lobte er die Arbeit der französischen Meister.

Ziemlich umständlich war es allerdings, ihm beizubringen, wie und unter welchen Voraussetzungen ein Feuerzeug funktioniert.

Nachdem wir die technischen Schwierigkeiten bewältigt hatten, lief Almas sofort los, um Benzin aufzutreiben. Und eine Stunde darauf stolzierte er in der Zone herum und bot jedem, der ihm begegnete, Feuer an.

Am Abend aber erschien er mit langem Gesicht.

»Hei Franzosen, was ist das wieder für eine Cholera? Euer Dings da funktioniert ja gar nicht!« beschwerte er sich.

Es stellte sich heraus, daß der Feuerstein verbraucht war. Wieder folgten technische Erläuterungen, wonach unser neuer Freund in nicht wiederzugebenden Ausdrücken seine Meinung über die französische Kleinindustrie kundtat.

In jener Gegend zu einem Feuerstein zu kommen, war unmöglich. Schon Streichhölzer waren eine Seltenheit. Weit verbreitet war die sogenannte Katjuscha*, eine äußerst primitive Vorrichtung, bestehend aus einem langen, dicken, aus Watte gedrehten Docht und einem Stück Eisen, mit dem man aus Leibeskräften auf ein Kieselsteinchen einschlagen, sich aber gleichzeitig bemühen muß, mit dem Wattedocht die Funken aufzufangen und sie anzublasen. Kurzum, ein Apparat, wie aus der Steinzeit. Hierzu eine Anekdote, die damals in der ganzen Sowjet-Union die Runde machte:

Trifft sich doch auf einer internationalen Konferenz Stalin mit Churchill. Jeder will natürlich seine Technik ins beste Licht rücken. Sie treffen sich also, setzen sich, sprechen ein bißchen miteinander und wollen endlich eine anstecken. Zuerst holt Churchill, ganz lässig, sein Feuerzeug heraus — »Tschirk« — und bietet Stalin Feuer an. Stalin raucht ruhig an, dann pustet er — »Pff!« — Natürlich erlischt das Flämmchen. Nun greift der Herr des Kremls in seine Tasche und holt eine riesige »Katjuscha« heraus. »Tschirk-tschirk« geht es, und wieder »Tschirk-tschirk!« Endlich hat er Feuer und bietet es dem Engländer an. Dieser lächelt nur spöttisch — was für eine primitive Technik! Doch als sich nun Churchill seine Zigarre angesteckt hat, sagt Stalin zu

* Katjuscha ist ebenfalls die Bezeichnung für eine Waffe, welche von den Deutschen »Stalinorgel« genannt wurde

ihm: »Hör mal, Winston, jetzt versuch du mal mein Feuerzeug auszublasen!« ... Da begann Churchill also zu pusten. Aber je stärker er pustete, desto kräftiger loderte der Docht. Endlich ging ihm die Puste aus, er mußte also doch vor der russischen Technik die Waffen strecken!
Diese Geschichte versetzte viele sowjetische Menschen in helle Begeisterung. Die prokommunistisch Eingestellten pflegten dann hinzuzufügen:
»Und so wird es diesen Lorden niemals gelingen, den Brand der Weltrevolution zu ersticken.«
Almas Enttäuschung dauerte übrigens nicht lange. Er bohrte in das Feuerzeug ein Loch, zog eine Schnur hindurch und hängte es sich um den Hals. Auch ein Medaillon!

Die Quarantäne in den Durchgangslagern soll in der Regel einundzwanzig Tage betragen und ist im Prinzip dazu bestimmt, den Häftling nach der Untersuchungshaft und den zermürbenden Etappen zu Kräften kommen zu lassen, damit er dann seine Verfehlungen durch ehrliche Arbeit gutmachen kann. Während der Quarantäne findet die medizinische Untersuchung, die Kommissowka statt. Jeder Gefangene wird in eine bestimmte Arbeitskategorie eingestuft, auf Grund deren man ihn später zu schweren oder leichten Arbeiten einsetzt.
Da es in Ustwymlag aber überhaupt keine leichten Arbeiten gab, war die Kommissowka eine reine Formsache.
Hände vorhanden — ja! Beine vorhanden — ja! hieß es. Sitzt der Kopf am Platz — also gesund! Der Nächste!
Bald nach der Kommissowka kamen von den benachbarten Arbeitslagern die sogenannten Käufer. Wir wurden reihenweise nackt aufgestellt und man besah uns, wie Pferde auf dem Jahrmarkt — eigentlich Sklavenmarkt:
»Zeig mal die Zähne! Dreh dich um. Hock dich hin! Heb das Bein! Zeig den Bizeps!«
Der Form halber fragte man nach Paragraphen, Alter, Geburts-

ort und Beruf. Seltener schon interessierte der Grund der Verurteilung.
Wie oft habe ich gehört, daß man irgendein harmloses Männchen fragte:
»Wofür hat man dich denn zu deinen Fünfundzwanzig verdonnert, Papachen?«
»Für nichts und wieder nichts, Bürger Natschalnik*, einfach so, auf reinen Verdacht hin!« antwortet der Alte mit kläglicher Stimme.
Sofort wird der Tschekist düster, hebt drohend den Finger: »Laß mir lieber solche Märchen sein, alter Rettich, für ›nichts und wieder nichts‹ kriegt man nie mehr als zehn! Du aber hast sicher etwas gegen die Sowjetmacht angezettelt.«
Mir persönlich gelang es nicht, vor den Käufern zu glänzen: weder Wuchs noch Statur entsprachen ihrem Geschmack.
Während man mich von allen Seiten beschaute und befühlte, hörte ich immer nur verächtliches Prusten und stets die gleichen Bemerkungen:
»Aha, *job twoju matj,* ein Franzus, ein Froschfresser, also! Stimmt es, daß man bei euch den Schnupfen für gefährlicher hält, als die Siph?« . . .
»Maler, *job twoju matj,* unsere Hütten können wir selber kalken! Wirst umsatteln müssen, wirst jetzt mit Schaufel und Spitzhacke zeichnen!«
»Wirst noch sehen, was es einbringt, gegen die Sowjet-Union zu spionieren!«
Die Tschekisten freuten sich wie Kinder über ihre »Geistesblitze«, aber keiner der Käufer trug mich in seine Liste ein.
Gegen Ende der Quarantäne waren nur sehr wenige Politische im Durchgangslager übriggeblieben. Mit diesen aber auch die gefährlichsten und widerspenstigsten Blatnoi. Serge und ich erfuhren, daß man uns alle in die Listen für die Straflager eingetragen hatte.

* Vorgesetzter

IM FLEISCHWOLF

Zu jener Zeit war die »Neunte Kolonne« das schlimmste aller Straflager des Hohen Nordens. Die Neunte wurde in Liedern besungen. Auf der Neunten wütete der Tschekist Petjka Ludanow, der Schrecken aller Blatnoi, Arbeitsverweigerer und Flüchtlinge. Es hieß, daß von der Neunten niemand lebend herauskäme. Ich habe niemals feststellen können, für welche besonderen Heldentaten die Tschekisten mich in die Liste der hundertprozentigen Todeskandidaten eingetragen hatten. Möglicherweise wegen der nicht gerade rühmlichen Charakteristik meiner Untersuchungsabteilung.

Die Kriminellen kamen auf Grund einer Sonderverfügung für irgendwelche Vergehen auf sechs Monate dorthin. Das ließ sich immerhin noch ertragen.

Nach einem traurigen Abschied von Skuratow wurde ich mit etwa vierzig Blatnoi aus dem Wachtor geführt. Draußen erwartete uns der Konvoi.

Der Natschalnik hielt eine kurze Ansprache, die mit den Worten schloß:

»... ein Schritt nach rechts — ein Schritt nach links wird als Flucht ausgelegt. Der Konvoi macht dann ohne Warnung von der Waffe Gebrauch. Verstanden?«

»Verstanden!« kam es im ungleichmäßigen Chor, und wir zogen los — zur Neunten.

»In den Kurort, zu Petjka, dem Blatternarbigen, zu Besuch«, spotteten die Blatnoi, »dorthin, wo man immer tanzt und singt!«

Der Weg ins Straflager führte durch die Taiga.

So dicht ist die Taiga, daß niemals ein Sonnenstrahl die Wipfel der riesigen, über zwanzig Meter hohen Tannen und Fichten durchdringt. Ab und zu nur schimmern die Silberstämme schlanker Birken hindurch, beleben ein wenig das düstere Bild. Ein

leichter Wind tanzte über die Kronen der Riesen. Als dunkle Mauer standen beiderseits des Weges die mächtigen Stämme und ein ständiges Rauschen umgab uns.
Mir fielen die Worte eines alten Sibiriers ein:
»Dem, der sie liebt, ist die Taiga ein treuer Freund! Aber dem, der sie nicht versteht, wird sie zum gnadenlosen Feind!«
Ich nun verstand die Taiga nicht. Sie erschreckte mich durch ihre Größe und wilde Schönheit und ich fühlte, daß sie mir immer feindlich und fremd bleiben würde.
Die Blatnoi dagegen ließen den Kopf nicht hängen. Die Hände in den Hosentaschen, vergnügt miteinander plaudernd, erweckten sie eher den Eindruck von Spaziergängern. Von Zeit zu Zeit machten sie Halt, um zu rauchen, mit dem Konvoi zu zanken, in den Erinnerungen an die Herrlichkeiten des Durchgangslagers zu schwelgen und dann langsam weiterzuschlendern.
So ging es an die vierzig Kilometer ins Innere der Taiga.
Fast den ganzen Weg hielt sich Almas neben mir und tröstete:
»Natürlich schade, daß man dich von deinem Freund getrennt hat, feiner Kerl ist's, dem Aussehen nach. Aber der hat's jetzt auch nicht besser. Auf der ›Ersten‹, wo er hinkommt, bestehen die gleichen Chancen auf den ›hölzernen Buschlat*‹. Überhaupt ist es blöd im Lager ohne gute Kameraden. Zu zweit stirbt es sich doch irgendwie fröhlicher!«
Die anderen scherzten:
»*Nitschewo,* Franzus, wenn du erst mal die Ludanow-Suppe gelöffelt hast, wirst du gleich wissen, was die Sowjetische Macht ist und womit man sie frißt . . .«
»Wenn du's schaffst, lebendig durch Ludanows Fleischwolf zu kommen, wirst du noch sehr, sehr lange leben . . .«
Die Tatsache, daß ich als einziger Politischer für den Kurort von Petjka Ludanow bestimmt war, sprach bereits für mich. Ich begann bei den Blatnoi an Autorität zu gewinnen: Also war ich eben doch wohl kein einfacher Fraier.

* Buschlat – Wattejacke, hölzerner Buschlat=Sarg

Müde und hungrig wie die Wölfe langten wir spät nachts an der Wache des Straflagers an. Da es kein elektrisches Licht gab, brannten riesige Scheiterhaufen den hohen Palisadenzaun entlang.

Am Stacheldraht liefen an langen Leinen die Wachhunde, die unser Erscheinen mit einem Ungutes verheißenden Gebell begrüßten.

Zu beiden Seiten des Lagertors hingen, vom Flammenschein hell erleuchtet, zwei große Schilder:

»IN DER UDSSR GILT DIE ARBEIT ALS EHRENSACHE UND HELDENTUM

STALIN«

Und: »ARBEITE TÜCHTIG — ODER KREPIER FRÜHZEITIG!

PJOTR LUDANOW«

Nach einiger Zeit öffneten sich die Wachtore. Von einigen Tschekisten gefolgt, erschien der Hausherr selbst. Mit kurzen, energischen Schritten kam die gedrungene, ganz in Leder gekleidete Gestalt auf uns zu. Im blutigen Abglanz der Scheiterhaufen schien sogar sein Gesicht aus Leder. Das also war der berühmte Petjka Ludanow — der Schrecken des Hohen Nordens.

An dem enggeschnallten Riemen hing in der offenen Pistolentasche eine Mauser von riesigem Kaliber.

Der Tschekist blieb etwa fünf Schritte vor uns stehen, stemmte sich beide Fäuste in die Seiten — eine Bewegung, die mir allzu theatralisch vorkam.

»Na, meine Falken —« begrüßte uns eine heisere Stimme, »also seid ihr doch endlich zur Erholung gekommen?« Mit halb zugekniffenen Augen musterte Ludanow unsere Reihen, als suche er nach bekannten Gesichtern. »Also hört mal zu, Kinderchen«, fuhr er im Tonfall eines Fabrikredners fort, »wie ich sehe, sind wir ganz unter uns, und ihr brennt doch sicherlich darauf, bevor ihr durch die Wache geht, ein paar väterliche Ratschläge von mir zu bekommen . . . So vernehmt denn, daß es bei Ludanow keine Blatnoi und keine Arbeitsverweigerer gibt! Ein Flüchtling ist von vornherein ein toter Mann und Kranke gibt's bei mir auch nicht! Das fürs Erste. Fürs Zweite aber merkt euch, daß auf der Neunten ein gewisser Petjka Ludanow Herr und Gebieter

ist und sein Wort — Gesetz! Damit euch das aber noch klarer wird, schaut mal dort jene Fichte an!« Mit ausladender Geste deutete der Tschekist auf die rauschende Taiga. »Dort nämlich, an jener Fichte hört die sowjetische Macht auf! Hier kommandiere ich die Parade und das hier ist mein Stellvertreter für die Etappen zum sechsten Kilometer*!« Ludanow klopfte grinsend auf seine Mauser. »Mit Klagen und Beschwerden wendet euch am besten an Wolf und Bär. Und jetzt soll der, der meine Worte nicht kapiert hat, vortreten!«

Mit der Schnelligkeit eines Filmcowboys hatte Ludanow seine Pistole herausgerissen. »Wer ist noch Blatnoi? Wer hat keine Lust zu arbeiten? Wer hat dies fröhliche Leben satt — vortreten!!«

Weder der Totengräberhumor des Natschalniks, noch seine Drohungen machten besonderen Eindruck auf die Kriminellen.

»Hör auf, Petjka, eine alte Witwe mit 'nem dicken Würstchen zu schrecken!« kamen Stimmen. »Laß uns in die Zone, wir kennen doch deine Liedchen schon!«

»Natschalnik, die Arbeit ist kein Wolf, läuft dir nicht in den Wald davon. Über Arbeit können wir morgen auch noch reden!«

»Laß uns endlich rein! Wir haben unsere Beine nicht in der Lotterie gewonnen!«

Neben Ludanow stand mit gelangweilter Miene ein mittelgroßer, breitschultriger Mann in Zivil. Aus dem unbeweglichen, wie aus Bronze gegossenen Gesicht blickten unter dunklen Brauen zwei pechschwarze Augen voller Haß und Verachtung.

Und allein der Ausdruck dieser Augen war weitaus beängstigender als der rasende Ludanow selbst.

»Lapo!« flüsterten die Blatnoi untereinander. Zigeuner Lapo, der meist gehaßte und grausamste Kommandant des Hohen Nordens, Lapo, der böse Geist Ludanows.

Die Neunte Strafkolonne war tatsächlich ein außergewöhnliches Lager. In dem umfangreichen, vom »Institut zur Erfor-

* Laut Richtlinien des MWD dürfen Friedhöfe nicht näher als fünf Kilometer von den Lagern entfernt angelegt werden. Daher »sechster Kilometer« = Friedhof

schung der Sowjet-Union« herausgegebenen Werk von Boris Jakowlew »Die Konzentrationslager in der UdSSR« steht: »Neuntes Straflager: keine Angaben.«

Ich glaube zu Recht, der einzige ehemalige Sträfling dieses Lagers zu sein, der im Westen lebt.

Die Neunte bestand aus einem großen Areal, etwa 300 mal 350 Meter. Hier befanden sich Bäckerei, Küche, Wäscherei, Schuster- und Schneiderwerkstatt, in denen die Konvoilosen, aus der Zahl der kurzfristig Verurteilten, arbeiteten. In der Mitte dieser Zone war eine zweite, mit den Baracken der ehrlichen, »zur Einsicht gekommenen« Arbeiter, welche hofften, nicht unter die zu geraten, welche man mit den Beinen voraus aus der Zone trug. In dieser zweiten Zone wiederum befand sich der RUR* für die sogenannten Schwankenden und in diesem endlich der BUR**, für diejenigen, die am allerwenigsten zu der Hoffnung auf Umerziehung Anlaß gaben. Dieses ganze Kombinat des kalten Grausens war von Palisaden, Barrieren und Stacheldraht umgeben. Alle vierzig Meter Wachttürme, von denen nachts ein ununterbrochenes Geklingel ertönte — eine Sicherheitsmaßnahme, welche die Posten am Einschlafen hindern sollte. Und schließlich als sicherste Wächter: aberhunderte von Kilometern voller Sümpfe und undurchdringlichem Urwald.

In dieser Nacht nun wurden wir mit Petjkas Segen im BUR untergebracht. Unsere Behausung war ein dunkles, stinkendes Loch, eine Erdhütte, durch Bretterverschläge aufgeteilt. In den Gängen brannten einige Petroleumfunzeln aus Konservenbüchsen. Zwei Benzinkanister dienten als Öfen. Die Pritschen waren durchgehend und kahl. Im Vergleich damit war die Lubjanka das reinste Luxushotel gewesen.

Die Ureinwohner, d. h. diejenigen, die schon vor uns im BUR

* Rayon des verstärkten Regimes

** Baracke des verstärkten Regimes

lagen, verhielten sich bei unserem Erscheinen völlig gleichgültig. Einige nur hoben kurz den Kopf und schliefen sofort weiter. Ich aber wollte meinen Augen nicht trauen, als ich Frauen unter ihnen entdeckte. Unter unvorstellbar schmutzigen Lumpen zusammengekauert, schliefen sie tief und fest. Doch der Ausdruck von Verzweiflung, von nie wieder gutzumachendem Leid wich nicht einmal im Schlaf von ihren Gesichtern.
Obwohl ich mich restlos ausgepumpt fühlte, vermochte ich in jener Nacht kein Auge zu schließen. Wir hatten Ende August — und ich war gerade zweiundzwanzig Jahre alt geworden.

Der Stundenplan auf der Neunten war in höchstem Grade vereinfacht. Um fünf Uhr früh wurde eine an der Wache aufgehängte Eisenbahnschiene angeschlagen und alles sprang wie auf Kommando von den Pritschen, um in den Eßraum zu stürzen. Dort spielte sich dann etwas ab, was stark an Rugby erinnerte, wobei jeder bemüht war, seine Tagesration Brot und einen Blechnapf voll ekelerregender Suppe aus Gerste oder Hafer zu ergattern.
Da bei diesem Spiel keine Regeln eingehalten wurden, gelang dies bei weitem nicht allen. Man brauchte sich nur durch etwas ablenken zu lassen, oder den Griff ums Brot zu lockern, und schon löste sich alles in Luft auf — in einer Luft, die mit dem Geruch faulenden Kohls, dreistöckigen Flüchen, Schreien, Tränen und Zähneknirschen gesättigt war.
Unterdessen rannte, von Lapo angeführt, ein Rudel mit Stökken bewaffneter Aufseher durch das Lager, um einen vollständigen Raswod ohne »Zurückbleibende« zu gewährleisten.
Zigeuner Lapo, der zugleich Inspektor für Kultur und Erziehung war, betätigte sich dabei mit einem Knüttel, auf dem die Buchstaben KWTSCH* eingeritzt waren.
Endlich fügten sich alle »Einsichtsvollen«, d. h. jene, die über-

* Kultur-erzieherische Abteilung

haupt noch Kraft zur Arbeit aufbrachten, den überzeugenden Argumenten von Fäusten und Stöcken, formierten sich zu Brigaden und zogen in den Wald davon.
Die »Nicht-Einsichtsvollen« aber wehrten sich verzweifelt, verkrochen sich oder fielen einfach zu Boden und reagierten auf kein noch so schlagendes Argument. Dann kam es zum Dowod, dem zusätzlichen Herausführen der Arbeitskräfte.
Lapo selbst hämmerte auf die Eisenbahnschiene. Auf dieses Signal hin wurde jeder Arbeitsverweigerer einzeln von den Kommandanten an den Beinen zur Wache geschleift und aus der Zone herausgeworfen. Diese Prozedur hieß: »Müllkehrenderweise zur Wache fliegen.«
Dann – je nach Jahreszeit – wurden die Verweigerer packweise auf Fuhrwerke oder Schlitten geladen. Manchmal schlang man der Bequemlichkeit halber einige Male ein Seil um das Menschenpaket und fuhr es in den Wald.
Als besondere Auszeichnung galt, wenn jemand mit den Füßen an den Schwanz eines Pferdes gebunden wurde, das dann in munterem Trab, den »Nicht-Einsichtsvollen« zum Arbeitsplatz brachte. Dies nannte man bei uns »mit der Kohlrübe Stubben zählen«.
Im Wald übernahm dann der Konvoi die Herrschaft. Je nach Geschmack und Laune zogen die Soldaten den Arbeitsverweigerer nackt aus, stellten ihn vor ihre Maschinenpistole auf einen Baumstumpf und sahen dann zu, wie der Unglückliche lebendigen Leibes von den Mücken gefressen wurde, oder aber sich in einen Eiszapfen verwandelte – Variationen, die schon nicht mehr vom Konvoi, sondern von der Jahreszeit abhingen.
So ging es Tag für Tag, bis der Mensch nach zwei, drei Monaten diesen »Sport« nicht mehr aushielt und sich das Recht auf einen »hölzernen Buschlat« erwarb. An sich ein nicht ganz zutreffender Ausdruck, da man die Toten nicht in Särgen beerdigte, sondern sie in die Taiga hinausfuhr und wie Aas in die Grube warf.
Die Zeit und die aufreibende Zwangsarbeit machten jedoch aus allen »Einsichtsvollen« allmählich »Nicht-Einsichtsvolle« – und das alte Liedchen fing von vorne an ...

Daher war es nicht verwunderlich, daß regelmäßig neue Etappen zur Neunten kamen, während kaum jemand von dort zurückkehrte. Besser hätte »Ludanows Fleischwolf« wirklich nicht konstruiert sein können. Mit solchen rationalisierten Methoden gelang es dem Genossen, den Staatsplan zwei- bis dreifach zu erfüllen, weshalb er auch bereits mehrere Male hohe Auszeichnungen für seine »Fähigkeiten« erhalten hatte: Auf seiner Brust prangte das Abzeichen »ehrenvoller Tschekist«. Er war schon in Moskau gewesen, um die höchste aller Auszeichnungen der UdSSR, den Leninorden entgegenzunehmen. Sein Chef Berija hatte dem Massenmörder Ludanow eine Uhr mit Widmung geschenkt: »Dem treuen Sohn der Partei, dem verdienten Arbeiter der Tscheka, Pjotr Semjonowitsch Ludanow, für sein ruhmvolles sozialistisches Wirken!«
»Ein Tschekist muß einen klaren Kopf, ein heißes Herz und saubere Hände haben!« sagte ja schon Dserschinsky.

Sehr schnell begriff ich den Mechanismus von »Ludanows Fleischwolf« und rechnete mir aus, daß ich die Kalorien, die bei der Waldarbeit verbraucht wurden, unmöglich durch die, in der kläglichen Tagesration enthaltenen, ersetzen konnte. Die Zusatzverpflegung für übererfüllte Norm: Hundert und zweihundert Gramm Brot, dazu der Nachschlag Grütze, waren eine gemeine, beinahe rein optische Täuschung. Zum ersten Male im Leben – war ich dem Himmel für meinen Habitus dankbar. Was früher als größte Beleidigung geklungen hatte, nämlich »halbe Portion« wurde jetzt meine Rettung. Um am Leben zu bleiben, brauchte ich tatsächlich nur die Hälfte dessen, was jeder der mich umgebenden großen Kerle unbedingt benötigte.
Eine Galgenfrist – die mir die Natur selbst gewährte. Obwohl ich von Anfang an innerlich zu den »Nicht-Einsichtsvollen« gehörte, verweigerte ich die Arbeit dennoch nicht. Um den oben beschriebenen Unannehmlichkeiten zu entgehen, schleppte ich mich jeden Morgen mit meiner Brigade in den Wald, offenbarte

jedoch dort keinen besonderen Eifer, denn meine wichtigste Aufgabe war, den Rest meiner Kräfte zu erhalten, ohne auf die Strafrationsliste zu kommen.
Doch sei es, daß mir derlei Arbeiten ungewohnt waren oder daß sich in mein Unterbewußtsein ein Abscheu vor diesen Produktionsaufgaben verlagert hatte — jedenfalls brachte ich nichts Vernünftiges zustande. Entweder platzte bei mir dauernd die Verspannung der Bügelsäge, blieb die Quersäge stecken oder sprang die Axt vom Stiel. Selbst wenn ich bloß Äste abzuhacken hatte, tat ich es nicht richtig ... Dafür bekam ich allerdings zuweilen kräftige Hiebe vom Brigadier und wenig schmeichelhafte Worte in Bezug auf meine Befähigung zu körperlicher Arbeit.
»Weißhändchen, *job twoju matj*, saumäßiges! Hast du denn zwei linke Hände, Hund?«
Oder:
»Was hat man dir bloß im Ausland beigebracht, Froschfresser, verdammter?«
Immerhin erreichte ich damit, daß man mich zur Stapelung schickte, was als leichteste Arbeit angesehen wurde. Von einem langen, mit drei Schindmähren bespannten Fuhrwerk mußte man die Stämme mit Stahlhaken herunterholen, über ausgelegte Bohlen zerren und sie für die Frühjahrsflößung zu hohen Stapeln neben dem Flußufer auftürmen.

Dort sah ich Nastja zum ersten Mal. Ein schmächtiges Wesen mit dem runden Gesicht eines Bauernmädchens, zwei dünnen, aschblonden Rattenschwänzen und einer Unmenge Sommersprossen auf der kleinen ewig schnüffelnden Stupsnase. Das Schönste waren ihre großen, immer ein wenig erstaunt blickenden Augen — klar und dunkelblau, wie die eines Kindes. Nastja wurde zu meiner Arbeitspartnerin bestimmt und schien sich anfangs maßlos über meine Ungeschicklichkeit zu ärgern. Zuerst taten wir alles schweigend. Schweigend warfen wir die Stämme vom Fuhrwerk, zerrten sie über die Bohlen, mühten uns schweigend, die Urwaldriesen auf die Stapel zu rollen, wischten uns dann mit dem Wattehandschuh den Schweiß vom Gesicht und

gingen zum Feuer, um bei einer Machorkazigarette schweigend auf die nächste Fuhre zu warten.
Das ging etwa eine Woche so. Einmal aber nun zog Nastja mit der Nase hoch und fragte:
»Ich möchte bloß wissen, was du in der Freiheit gemacht hast!«
»Gelernt«, antwortete ich knapp.
»Und was?« Nastja schnüffelte wieder laut – ob vor Erstaunen oder Mißtrauen war nicht ersichtlich.
»Was man eben so lernt. Dies und jenes, Lesen, Schreiben –«
»Und was noch?«
»Na ja, von allem ein bißchen. Ich habe gelernt, daß die Erde rund ist, etwas über die Sonne, die Sterne, Geschichte und verschiedene Kaiser und Könige.«
»Hach, ich bin in keine Schule gegangen und weiß auch, daß die Erde rund ist – man kann sie ja auf unserem sowjetischen Wappen sehen! Sogar die Sonne ist drauf und ein Sternchen auch! das ist mir also nichts Neues!«
Schweigen. Erneutes Schnüffeln. Eine neue Frage:
»Stimmt es, daß du aus dem Ausland bist?«
»Stimmt.«
»Stimmt es auch, daß ihr dort immer noch richtige Könige habt?«
»Stimmt.«
»Und ist's auch wahr, daß es bei euch, wie man sagt, keine Kolchosen gibt?« . . .
Und mit diesem Gespräch über Wissenschaft, Könige und Kolchosen begann meine Freundschaft mit der kleinen Nastja. Zu jener Zeit war sie noch nicht ganz sechzehn Jahre alt. Gelebt hatte Nastja in einer Kolchose des Woronjesch-Gebietes. Dort hatte man sie auch verhaftet, weil die damals Vierzehnjährige nach der Ernte auf den Feldern Ähren gelesen hatte – ein Verbrechen, das als Diebstahl von Staatseigentum angesehen und mit dem Tode oder zehnjährigem Freiheitsentzug bestraft wurde. Die gerade in Woronjesch herrschende Hungersnot wurde als Milderungsgrund bewertet und Nastja bekam zehn Jahre »Arbeitserziehungslager«.

Doch die kleine Sünderin wußte diese Humanität nicht genügend zu würdigen und flüchtete gleich im ersten Jahr.
Da sie in einem Landwirtschaftslager arbeitete und oft ohne Bewachung ging, war es ihr ein Leichtes, »das Vertrauen ihrer ›Umerzieher‹ schmählichst zu mißbrauchen«, indem sie eine Kuh stahl und seelenruhig mit ihr nach Hause zog.
»Das war wirklich sehr fein ausgedacht!« berichtete sie voller Stolz. »Ich ging und ging so vor mich hin, Kochgeschirr hatte ich mitgenommen. Bekam ich Hunger, hab ich die Braune gemolken, ein bißchen getrunken und bin dann weitergelaufen. Aber ich konnte doch nicht die ganze Milch einer Kuh allein trinken, nicht wahr? Die hab ich dann auf den Dörfern gegen Brot und gekochte Kartoffeln umgetauscht.«
Flucht aus dem Lager wird konterrevolutionärer Sabotage gleichgesetzt. Erneuter Diebstahl von Staatseigentum. Bösartiger Schwarzhandel! Alles Verbrechen, für welche die Höchststrafe — Erschießung vorgesehen ist. Doch die Mildherzigkeit der sowjetischen Justiz scheint grenzenlos: das sowjetische Gericht berücksichtigte Nastjas Minderjährigkeit, verurteilte sie nur zu fünfundzwanzig Jahren und schickte das Mädchen, um eine wirkungsvollere »Umerziehung« zu gewährleisten, zu Ludanow.
Arme kleine Nastja! Mit ihren sechzehn Jahren hatte sie die Hände eines alten Hafenarbeiters — rauh, schwielig, von Harz durchtränkt. Und es war eine Schande — aber mit diesen Händen verstand sie die Urwaldriesen weitaus besser zu rollen als ich, ein erwachsener Mann. Doch jetzt war meine Partnerin mir deshalb schon nicht mehr böse.
»Sicherlich seid ihr im Auslande alles solche Weißhändchen!« bemerkte sie zuweilen nachsichtig.
Eines Abends erschien Nastja mit einem Bündel in meiner Baracke. Zu jener Zeit war ich, da berechtigte Hoffnung zur erfolgreichen »Umerziehung« vorhanden schien, vom BUR in den RUR verlegt worden, wo meine ganze Brigade wohnte.
Das Mädchen kroch zu mir auf die obere Pritschenreihe und blickte mir fest in die Augen.
»Weißt du was, wir wollen doch lieber zusammenleben!« sagte

es unumwunden. »Ich werde sowieso schon von allen ›Französenfrau‹ genannt.«
Vor Erregung begann Nastja lauter als gewöhnlich zu schnüffeln.
»Dazu bin ich ja auch so mager, daß außer dir sowieso keiner von den Männern mit mir zusammenleben wird.«
Nastjas Augen werden flehend. Dann kommt es flüsternd:
»Und überhaupt – zu zweit lebt es sich leichter –.«
Mein betretenes Schweigen bezog Nastja auf ihre Magerkeit. Um Sachlichkeit bemüht, fuhr sie schneller fort:
»Das macht doch gar nichts, daß ich noch nie einen Mann gehabt habe. Ich werde dir deine Hosen sehr schön stopfen – schau doch nur, die gehen ja schon ganz auseinander! Ja, und ich kann auch Fäustlinge stricken. Wenn wir nur irgendwo die Wolle auftreiben, wirst du sehen, was das für schöne Fäustlinge werden!«
»Gut Nastja«, sagte ich, »du wirst mir Fäustlinge stricken und Hosen stopfen. Was aber kann ich, als dein Mann für dich tun? Du weißt doch, daß du sogar die Stämme viel besser rollen kannst als ich.«
Verwirrt strich sich das Mädchen über die kleine Nase. Und plötzlich leuchtete das kindliche Gesicht auf.
»*Nitschewo* – ich werde dir eine treue Frau sein und dafür wirst du mir Märchen erzählen. Du kannst das so schön!«
Beim trüben Licht der Petroleumfunzel wurden Nastjas Augen dunkel, fast veilchenfarben. Antwortheischend blickten sie mich an.
Ich nickte.
»Gut Nastja, werden wir also Mann und Frau!« sagte ich. Und mit diesen Worten sanktionierte ich meine erste Lagerehe.
Es war schon spät. Alle schliefen. Wir legten die Tschuny, die unförmigen, aus Autoreifen genähten Schnürschuhe unter den Kopf, deckten – ohne uns auszuziehen – Nastjas Wattedecke über und schliefen friedlich nebeneinander ein. Am Morgen erwartete uns der Raswod ohne »Zurückbleibende« . . .

Bald begann die Regenperiode. Bis zu den Knien im Morast, wateten wir jeden Morgen in unseren schweren Tschuny zur Arbeitsstelle. In langen Kolonnen, eng aneinandergedrückt und fest in die Lumpen gewickelt, zog eine Brigade nach der anderen in den Wald.

»*Dawai, dawai!*« brüllte der Konvoi.

»*Dawai, dawai!*« wiederholte das Echo. Wütend bellten die Wachhunde. Der Wald füllte sich mit unruhigen Geräuschen. Der Frost kam, und danach schon der richtige Winter. Vom hoffnungslos grauen Himmel schneite es Tag und Nacht. Die Taiga schien fast schwarz. Die Zeit der großen Fröste war da, aber niemand dachte, uns Filzstiefel und wärmere Kleidung auszugeben. Von Tag zu Tag wurde das Leben unerträglicher. Langsam, unwiederbringlich schwanden die Kräfte, der »hölzerne Buschlat« rückte näher.

Um den Hunger zu betäuben, erzählte ich immer öfter, am Scheiterhaufen und in der Baracke, meine unendlichen Märchen. Es fiel mir kaum auf, daß zu meiner ständigen Zuhörerin Nastja noch andere hinzukamen. Mit halboffenen Mündern, den Atem anhaltend, lauschten sie, bemüht, sich kein Wort entgehen zu lassen. Unter ihnen waren oft Blatnoi und fast immer Almas.

Bald wurde mir klar, daß sich niemand für die Wahrheit interessierte, das heißt, sie wurde mir einfach nicht geglaubt.

Man glaubte nicht, daß im Westen Arbeitslose eine Unterstützung bekamen und nicht hungerten. Man glaubte nicht, daß es in Amerika und Europa möglich war, die Regierung offen zu kritisieren, daß ein Arbeiter, ohne Not leiden zu müssen, sich einen Anzug kaufen konnte, und sein Tageslohn für ein Paar Schuhe reichte.

»Hör auf zu spinnen!« unterbrach man mich meist, »wir wissen ja, daß jeder Schlammläufer den eigenen Sumpf lobt. Wo hat man sowas denn gesehen, daß jeder *Muschik* seine Regierung kritisieren darf, noch dazu einen König? Nein, Brüderchen, erzähl uns lieber etwas Tatsächliches, etwas Bedeutendes! Interessantes! Agitation können wir selbst auch machen! ...«

Dann wählte ich ein aufregendes Thema:

Geschütze donnern, das Meer wogt. Unter schwarzer Totenkopfflagge entert die Piratenfregatte ein Schiff ... Der einäugige »Schwarze Rächer« umfaßt mit stählernem Griff die Taille der schönen Prinzessin, wobei er das bluttriefende Messer nicht aus den Zähnen läßt und schreit mit Donnerstimme: »Du gehörst mir, und wenn ich halb Amerika verbrennen muß!« ... Der Vater der Prinzessin, Präsident Lincoln, greift zum Telefon, worauf tausend Ritter in goldenen Rüstungen ihre Pferde satteln, um der Prinzessin zu Hilfe zu eilen ... Der »Schwarze Rächer« eröffnet das Maschinengewehrfeuer auf die goldene Reitereskadron. Die Prinzessin rauft sich das goldene Haar. Sie klagt ihr Leid dem Schiffsjungen, der gerade das Deck scheuert, worauf dieser zum Degen greift und sich auf den »Schwarzen Rächer« wirft ... und so weiter ...

Aber auch die spannendste Erzählung brach ab, wenn Lapo erschien. Mit seiner ewigen Papyrossy zwischen den Zähnen blieb er in einiger Entfernung stehen und blickte uns unter gerunzelten Brauen forschend an. Dabei drehte er einen Finnendolch, der mit einer Kette am rechten Handgelenk festgeschmiedet war, zwischen den Fingern.
»Na, hat sich das Aas wieder zusammengefunden«, sagte er langsam, »schleift wohl schon das Beil für meinen Kopf? Nicht genug hab ich euresgleichen ins Jenseits befördert. Los, Nattern, kriecht auseinander. Auf eure Plätze, bevor ich euch die Beine aus dem Hintern gerissen habe.«
Mit haßerfüllten Blicken verzogen sich meine Zuhörer. Lapo spuckte seine Kippe verächtlich auf den Boden und zerrieb sie sorgfältig mit dem Stiefel, damit sie niemand weiterrauchen konnte. Dann wandte er sich um und stolzierte machtgeschwollen hinaus.
»Und du, Spionenfresse, hör mit deinen Spinnereien auf«, sagte er einmal zu mir, »erwisch ich dich noch einmal, reiß ich dir die Zunge zusammen mit der Kehle aus dem Hals!«
Der Zigeuner Lapo, selbst ein Häftling, haßte uns alle unmenschlich, besonders aber die Blatnoi. Es hieß, daß Lapo, der

Liebling Ludanows, die Zahl seiner Opfer überhaupt nicht mehr kannte.
Man zahlte mit gleicher Münze, und sein Name wurde niemals ohne die gräßlichsten Verwünschungen genannt. Unzählige Attentate waren auf Lapo unternommen worden. Mehrmals hatte er in seiner Grütze zerstoßenes Glas gefunden. Mal fiel eine Fichte im Wald unerwartet auf ihn zu, oder aber ein selbstgefertigtes Messer flog hinterrücks aus dem Dunkel. Aber der Zigeuner schien gefeit und der Erste, der ihm nach solchem Vorfall unter die Augen geriet, konnte garantiert mit seiner »vorzeitigen Entlassung« rechnen.

Eines Tages saßen wir im Wald am Feuer. Als Fraier, der nicht in die Angelegenheiten der Blatnoi eingeweiht wurde, ahnte ich nicht, daß man Lapos Kopf erneut ausgespielt hatte.
Beim Erscheinen des Oberkommandanten rührte sich niemand vom Fleck — an sich schon ungewöhnlich genug.
»Was hockt ihr da, wie die Grafen? Faultiere!« brüllt Lapo schon von weitem. »Oder sind euch die Hintern am Holz angefroren? Wartet, die werde ich euch gleich auftauen!«
»Hau ab, Hund, wir haben die Norm fertig!« kommt es von den Blatnoi. »Übrigens, setz dich doch mal her, Zigan, wir müssen mit dir was besprechen!«
»Mit euch hab ich nichts zu besprechen. Auf, sag ich euch, an die Arbeit!«
Niemand rührt sich von der Stelle.
»Gib doch gleich zu, daß du kneifst! Schiß hat der Oberkommandant, traut sich nicht, mit Blatnoi an einem Feuer zu sitzen!« fordern ihn die Banditen heraus.
Voll Verachtung geht Lapo zum Feuer und läßt sich langsam auf einen Stamm nieder. Seine Finger spielen mit der Finnka, seinem angeschmiedeten Dolch.
»Was ihr denkt, hab ich längst ausgeschissen!« sagt er und spuckt ins Feuer. »Mein Herz fühlt ja, daß ihr euch was auf den eigenen Kopf ausgeheckt habt.«

Die Blatnoi fletschen die Zähne, wie Hunde, die nicht zu beißen wagen.
»Aber was du bloß denkst, Zigan! Ja glaubst du, daß wir uns sowas trauten? . . . Als ob wir sowas wollten! Eigentlich wär's doch längst an der Zeit, miteinander Frieden zu schließen — sind wir denn nicht Menschen eines Blutes?«
»Ich scheiß auf euer Blut!« antwortet Lapo, ohne zu bemerken, daß sich ein Blatnoi mit dem Beil hinter seinen Rücken geschlichen hat. Schon schwebt das Beil über Lapos Kopf, schon blitzt Triumph in den Augen der Blatnoi — in diesem Augenblick springt Lapo hoch, macht wie eine Raubkatze eine Drehung in der Luft, sein Dolch blitzt auf und der Blatnoi sinkt blutüberströmt, tot in den Schnee.
So ruhig, als ob er sich die Nase putzen wollte, holt Lapo ein schneeweißes Taschentuch heraus, wischt die Finnka ab, beugt sich nach dem Beil und wirft es den Blatnoi zu.
»Nehmt's, Schweine — wer will der Nächste sein?«
Ohne eine Antwort erhalten zu haben, spuckt er ins Feuer, tritt dem Toten ins Gesicht.
»Ich scheiß auf euer Blut!« sagt er und geht.

Damals und später hörte ich viele Erzählungen über den Oberkommandanten Lapo. Ich glaube nicht, daß er wirklich ein Dieb gewesen ist, wie manche Blatnoi behaupten. Ein Dieb, der sein Leben im Kartenspiel verlor und zum Suki wurde. Weitaus wahrscheinlicher klingt die Version, daß der Zigeuner, dessen ganze Sippe nach Sibirien verbannt war, eine Schwester gehabt hatte — das schönste Mädchen des Stammes. Und da sollen in einem einsamen Dorf Blatnoi über seine Schwester hergefallen sein. Lapo, damals noch ein Knabe, war Zeuge der bestialischen Vergewaltigung. Es hieß, seine Schwester habe Schande und Schmerzen nicht ausgehalten und sei bald darauf gestorben. Das nun konnte der Zigan nicht vergessen und vernichtete darum die Blatnoi mit allen nur erdenklichen Mitteln.

Natürlich war Lapo durch keinen Zauber gefeit. Er war nur unsinnig tapfer, im Gegensatz zu den Blatnoi, die meist unglaublich feige sind. Wenn sie es auch erwogen, in der Meute Lapo anzugreifen, so wußte doch jeder einzelne genau, daß dieser unter allen Umständen etliche von ihnen ins Jenseits mitnehmen würde. Nach dem Blatnoigesetz aber mußte nur derjenige, der im Kartenspiel verlor, mit seinem Leben bezahlen. Ein Beispiel dafür ist der Vorfall mit dem kleinen Dieb Käferle, einem armseligen Bürschchen, das voller Gicht steckte.

Ein Aufseher, der die Blatnoi nicht in Ruhe ließ, sie in den Karzer steckte und dort einzeln verprügelte, ihnen kurzum mit allen Mitteln das Dasein vergiftete, sollte »abgeräumt« werden. Sein Kopf wurde ausgespielt, wobei jeder wußte, daß er zugleich um seinen eigenen Kopf spielte, denn ein Attentat auf einen Aufseher wird mit dem Tode bestraft. Käferle hatte Pech – er verlor.

Nie wäre es dem kranken Kerlchen gelungen, mit dem gesunden, starken Aufseher fertig zu werden. Darum lauerte die ganze Blatnoifamilie dem Verhaßten auf und bevor er einen Ton herausbringen konnte, war er bereits erledigt. Daraufhin nahm Käferle das Beil, schlug seelenruhig den Kopf ab und begann von seinen Kameraden Abschied zu nehmen, wobei er jeden nach russischer Sitte dreimal auf die Wangen küßte.

»Lebt wohl, Brüderchen!«

»Leb wohl, Käferle! Möge dir die Ustwymer Erde leicht wie Flaumfedern sein!«

Mit der blutigen Axt und dem abgehackten Kopf unter dem Arm begab sich Käferle zur Wache. Gefaßt und ruhig ging er der Erschießung entgegen, denn so verlangt es das GESETZ.

Selbst auf der Neunten verloren die Blatnoi nicht den Mut. Sie schufteten allerdings wie die Tiere – was sie in keinem anderen Lager getan hätten. Ihre Einigkeit: Einer für alle – alle für einen – half ihnen in hohem Maße. Es gelang ihnen, trotz Ludanows Methoden, hier den Koch, dort den Magazinverwalter einzuschüchtern. Von dem Kontrollmeister und Normirowschtschik quetschten sie mit geschwungenen Beilen die nötigen Zusatzprozente heraus. Sie mußten eben irgendwie die sechs Strafmonate herumbringen, denn dann hieß es ja von neuem: »Grüß dich, fröhliches Blatnoileben!«

Abends spielten sie, trotz ihrer Müdigkeit, Karten oder riefen einen »Romanisten«, wie ich einer geworden war, um von »Schwarzen Rächern« und anderem Unsinn zu hören. Dort auf der Neunten machte ich die ersten Tätowierungen und brachte es mit der Zeit zur Meisterschaft in dieser, bei der Verbrecherwelt so geschätzten Kunst. Dort lernte ich auch die berühmtesten sowjetischen Blatnoi kennen und konnte ihr Wohlwollen gewinnen. Dort traf ich Ljoschka-Meteor, Kolja-Student, Valjka den Schwarzen, die zwei Sterne, die Hufe, Saschka-Bugai und andere. Namen, die nicht nur im Hohen Norden, sondern ebensogut in Odessa, Kiew, Moskau und Rostow Klang hatten, in den Lagern aber von Legenden umwoben waren.

Wenn ein einfacher Fraier zu den Blatnoi sagen konnte: »Ich hab mit Meteor aus einem Napf gegessen –« oder »Auf der Neunten schlief ich mit dem Studenten auf einer Pritsche!« so bedeutete es das gleiche, als würde ein einfacher Sterblicher aus East-End erzählen, er habe gestern mit dem Prinzen of Wales Golf gespielt und sei dann zusammen mit ihm zu Elisabeth Tee trinken gefahren.

Zu jener Zeit machten diese Namen keinen besonderen Eindruck auf mich. Viel mehr imponierte mir ein Bursche namens Wurm, der durch seine abstoßende Häßlichkeit auffiel: Niedrige Stirn, rattenähnliche Augen und der ganze Kerl irgendwie windschief. Dafür aber schien er ganz aus Gummi gemacht, und es gab keine Öffnung, durch die er nicht hindurchgekommen wäre.

Zu seinem Pech war Wurm ein leidenschaftlicher Spieler, dem

das Glück nicht immer hold war. Wenn nun der Wurm alles verspielt hatte, stellte er Milch, Kartoffeln oder etwas anderes, was nur außerhalb des BUR und RUR, in der allgemeinen Zone zu beschaffen war, als Einsatz. An solchen Pechtagen nahm er dann bei Anbruch der Dunkelheit Sack oder Kochgeschirr und kroch los, wie eine Schlange. Durch die Gitterstäbe des BUR hindurch in die RUR-Zone, wand sich durch den Stacheldrahtverhau in die Allgemeine, huschte als Schatten unter den Wachttürmen vorbei, umging die Scheiterhaufen, kroch bis zum Kuhstall, um Milch zu holen. Hätte Wurm den Einsatz nicht gebracht, wäre er zum Suki erklärt worden und dann – Kopf ab! Doch während meiner Zeit geschah es kein einziges Mal, daß nicht am Morgen Wurms Kopf, das Kochgeschirr mit der Milch in den Zähnen, zwischen den Gitterstäben des BUR aufgetaucht wäre.

Bei uns, den Fraiern, stand alles viel schlimmer. Jeden Tag fühlte ich den Augenblick näherkommen, da ich »Müllkehrenderweise zur Wache fliegen« würde. Nastja, meine Lagerfrau, bemerkte das ebenfalls, denn immer öfter brach sie ein Stück von ihrer Brotration ab, legte den Löffel hin, ohne zu Ende gegessen zu haben. Da sie keine Spur Phantasie besaß, bekam ich täglich die gleiche Erklärung:
»Also heut hab ich überhaupt keinen Hunger – sicher weil ich morgens einen vollen Napf Grütze geschlaucht habe!«
Dann wurde ich ernsthaft böse und wir hatten den schönsten Familienkrach. Ich drohte mit völligem Bruch, aber nur mein Schwur, ihr nie – niemals mehr etwas zu erzählen, hatte einige Wirkung. Unlustig kaute Nastja auf dem Brot herum, und abends, unter unserer Wattedecke, begann ich dann zum hundertsten Male:
»Also paß mal schön auf! In einem Land, wo es keine Kolchosen und keine Lager gab, in einem Land, wo immer die Sonne schien, da lebte einst ein kleines Mädchen. Genau so klein wie du und mit dem gleichen Stupsnäschen und Rattenschwänzchen – nur

daß es nicht so oft mit der Nase hochzog. Genannt aber wurde das kleine Mädchen Aschenbrödel, und nun geschah es . . .«
Groß und weit waren Nastjas Augen. Sie hatte Hunger, Kälte und die schweren Baumstämme vergessen. Atemlos, verzaubert, hörte sie ihre Lieblingsgeschichte.
Manchmal versuchte ich auch etwas Realeres zu erzählen, aber das gelang mir nicht überzeugend genug. Nastja, die in ihrem ganzen Leben noch kein Stück Schokolade gegessen hatte, nicht wußte, was eine Apfelsine war, konnte einfach nicht glauben, daß man irgendwo auf der Welt einen ganzen Sack Zucker, oder eine Kiste Butter auf einmal kaufen konnte.
»Bist du denn so reich gewesen?« staunte sie und begriff nicht, daß es bei uns im Westen überhaupt niemand einfiel, einen Sack Zucker auf einmal kaufen zu wollen, und daß man, um satt zu werden, nicht unbedingt gleich reich sein mußte. Manchmal, freilich selten, kamen wir auf ein politisches Thema. Da bei Nastja die Welt in die »Unsrigen« und die »Faschisten« aufgeteilt war, sahen ihre Überlegungen ungefähr so aus:
»Aber ich versteh nicht, wenn du doch kein ›Fritz‹ bist, warum du dann gegen die Unsrigen gekämpft hast!«
»Ich hab nicht gegen die ›Eurigen‹ gekämpft«, versuchte ich ihr zu erklären, »ich will lediglich, daß man die Bolschewisten aus dem Kreml jagt, Stalin aufhängt und die Kolchosen auflöst! Verstehst du?«
Nastja runzelte die Stirn und war damit einverstanden, daß man die Kolchosen auflösen müsse. Aber was Stalin beträfe, da wäre ich im Unrecht.
»Stalin ist ein guter Mensch!« behauptete sie voll Überzeugung.
»Was ist denn nur Gutes an ihm?«
»Stalin ist gut, weil er für das Volk sorgt und es vom Zaren, von den Gutsbesitzern und den Adligen befreit hat!«
Solches Gerede konnte mich verrückt machen. Ich vergaß, daß ich ein geistig kaum entwickeltes Kind vor mir hatte und brauste auf:
»Hast du denn beim Zaren schon gelebt, dumme Gans?«
»Nein, hab ich nicht!«

»Woher weißt du dann, daß während der Zarenzeit das Volk schlechter gelebt hat als jetzt?«
»Darüber schreiben doch alle Zeitungen!«
»Hast du selbst die Zeitungen gelesen?«
»Ich kann doch gar nicht lesen! Aber kluge Leute lesen Zeitung und die sind *kulturisch* und sagen auch, daß Stalin ein guter Mensch ist! Aber er ist einsam und wohnt so weit, da kann er ja gar nicht wissen, wie schlecht es uns geht!«
Daß Zeitungen lügen könnten, kam Nastja nicht in den Sinn. »Wie kann denn sowas sein, daß alle Schreiber von Zeitungen zu gleicher Zeit das gleiche lügen? Der eine sitzt doch in Moskau und der andere in Wladiwostok! Wie könnten sie sich denn da das gleiche ausdenken?«
Die Ansicht der sechzehnjährigen Nastja teilten, wenn auch nicht in gar so primitiver Form, Abertausende sowjetischer Menschen: Stalin und die Sowjetmacht sind eins und gut! Der Kolchosevorsitzende, die Parteiorganisationen, Bonzen und Tschekisten sind etwas anderes — und schlecht, denn sie betrügen Stalin und das Volk. Lenin wurde in den Himmel gehoben und sogar antisowjetisch Eingestellte hielten ihn für ein unübertroffenes Genie und einen Menschenfreund.
Almas politische Anschauungen dagegen sahen schon etwas anders aus. Wie viele im Lager nannte er Stalin nie anders als »Schnauzbart« und Lenin »Glatzkopf«. Seiner Ansicht nach war der »Schnauzbart« ein Suki, Blutsauger und Schwein, und man täte gut, ihm einen Pfahl in den Hintern zu rammen. Der »Glatzkopf« war natürlich ein ganz gerissener Hund, aber schon darum gut, weil er seinerzeit den NEP* zugelassen und man während dieser Periode alles, bis auf Vogelmilch, hätte kaufen können. Die Kommunisten waren ausnahmslos Schweinehunde — der einzige Gute war Kalinin, da er, wie es hieß, bereits mehrere Amnestien für Kriminelle unterschrieben hatte. »Wenn's nach mir ginge«, sagte Almas, »würde ich sie alle an den Eiern aufhängen!« Ja, Almas war sichtlich ein Ultra.

* NEP=Periode der neuen Wirtschaftspolitik

Manche Episoden brachten etwas Heiterkeit in unser düsteres Dasein. So kommt Nastja eines Tages heim und sagt:
»Heute ist Badetag und wir gehen uns gemeinsam waschen!«
»Warum denn?«
»Weißt du, Ninka, die Diebin, die mit dem Narbigen zusammenlebt, hat gesagt, daß alle verheirateten Weiber ihren Männern im Bad den Rücken schrubben müssen.«
Unwillkürlich lache ich auf.
»Und was für Instruktionen hat dir Ninka noch gegeben! Wie müssen sich Weiber denn noch zu ihren Männern benehmen, hm? Was hat sie dir denn da erzählt?«
Nastja wird glühend rot.
»Hach, alle erzählen immer solche Sauereien, sowas brauchst du überhaupt nicht zu wissen.«
Immer verwirrter wird Nastja.
»Wenn du auch solche Scheußlichkeiten im Kopf hast«, sagt sie böse, »dann denk ich gar nicht dran, dir den Rücken zu schrubben! Überhaupt kann ich auch auf eine andere Pritsche umziehen, wenn du das willst!«
Und ich — um es nicht zu einer Scheidung kommen zu lassen — höre auf, meine keusche Frau zu verspotten.
Es geschah, daß Nastja abends, als sie einen Flicken über den anderen an meinen Buschlat heftete, plötzlich die tiefblauen Augen zu mir aufhob und fragte:
»Hättest du mich in der Freiheit wohl auch geheiratet?«
»Sicher!« antworte ich ohne Zögern.
»Und wir hätten uns eine eigene Hütte gebaut?«
»Aber bestimmt!«
Nastjas Augen leuchteten vor Glück. Sie wird im gleichen Augenblick wunderbar schön. Und während die selbstgefertigte Nadel einen Stich nach dem anderen macht, träumt das Mädchen laut:
»Gut wäre ja ein richtiges Ziegeldach! Aber für die ersten Jahre tut es auch eins aus Stroh ... Den Ofen kann ich selber setzen — wenn wir nur das Geld für richtige, weiße Kacheln aufbrächten ... Und im zweiten Jahr könnten wir uns dann schon ein Schweinchen anschaffen und du würdest einen Schafspelz tragen

und eine weiße Pelzmütze, genau wie der älteste Sohn von unserem Kolchosvorsitzenden . . .«

Den Kopf in die Hände gestützt, höre ich schweigend zu. Himmel, wie weit bin ich vom Montmartre entfernt! Wie lange habe ich nicht mehr das Geräusch der Pariser Metro gehört, wie lange keine geschminkten Frauen gesehen! Ist dies alles überhaupt jemals Wirklichkeit gewesen? Vor mir sitzt das russische Mädchen Nastja, flickt mit einer selbstgefertigten Nadel meine Sträflingsjacke . . .

». . . und wie schön wär's, wenn gleich neben unserem Häuschen ein Fluß wäre. Sonntags könnten wir dann Krebse fangen —« dringt die helle Mädchenstimme wie aus weiter Ferne zu mir.

Eines Abends zeichnete ich mit einem Bleistiftstummel auf Birkenrinde ein Haus mit Ziegeldach, daneben einen Fluß, an dessen Ufern es ganz bestimmt Krebse geben mußte. Durch die Wände hindurch sah man die Möbelstücke. In der Mitte stand ein prächtiger Kachelofen und neben dem Haus schaute aus einem Schuppen ein gutgemästetes Schwein.

Diese Zeichnung schenkte ich Nastja und sie schrie auf vor Glück und Begeisterung. Niemals hatte mein bestes Bild je soviel Lob erfahren! In Nastjas Augen stieg mein Ansehen zu unermeßlichen Höhen. Für sie wurde ich zum Genie — ein Wort, das sie überhaupt nicht kannte, aber stündlich durch ihr ganzes Betragen ausdrückte.

Diese Meinung wurde an jenem Tage endgültig besiegelt, als ich ein Blatt Zementpapier auftrieb und mit Kohle das Porträt meiner kleinen Gefährtin zeichnete.

Nastjas Bewunderung fand kein Ende.

»Genau, ganz genau wie auf einem Foto!« bekam ich das für einen Maler wenig schmeichelhafte Kompliment.

Nun wäre es schon schwergefallen, Nastja zu überzeugen, daß ich nicht der Hofmaler mindestens eines Königs gewesen war . . .

Und so, mit dieser Illusion starb Nastja. Verlöschte still und ruhig, wie eine Kerze.

Erwartung war in den weitgeöffneten Augen, die nach oben blickten, als ob gleich, gleich die Zauberkutsche daherkommen

müsse, um das Aschenbrödel zu seinem ersten Ball abzuholen. Auf den Lippen des Mädchens lag ein Lächeln, während die Hände den größten Reichtum, das Porträt und die Zeichnung unseres Häuschens am Fluß, fest an die kindlich flache Brust preßten. Vorsichtig drückte ich meiner kleinen Leidensgefährtin die Augen zu — wahrscheinlich die einzige Zärtlichkeit, die Nastja jemals von mir erfahren hat.
Hinter den gefrorenen Fensterscheiben heulten klagend die Wachhunde. Ein Schneesturm kam auf und ich fühlte, daß meine Augen blind vor Tränen wurden ...

Aber nicht die Ludanows waren in jenen Jahren die eigentlichen Herren und Gebieter in den Lagern. Die sowjetische Macht hatte einen noch besseren Stellvertreter und Gehilfen — nämlich Seine Majestät, den Hunger. Der allmächtige König Hunger rief bei seinen Untertanen bestialische Instinkte, viehische Angst und sinnlosen Haß hervor, unterwarf sich auch die Stärksten und Tapfersten. Er war es, der in den Lagern das gnadenlose Gesetz aufstellte: »KREPIER HEUTE — UND ICH MORGEN!«
Aus dem Dunkel vergangener Jahrhunderte kam die alte Behauptung »Homo homini lupus est« in die Beleuchtung des sozialistischen Realismus.
Hungrig und zerlumpt, von Läusen und Wanzen zerfressen, von Skorbut und Gicht geplagt, unter der Knute der Normerfüllung stöhnend, hatte der entwürdigte Mensch keinen anderen Ausweg mehr, als zu sterben, oder aber, zum Vieh geworden — zu krepieren.
Und dann der Haß! Dieser grausige, sinnlose, blinde Haß! Haß war in dem gefrorenen Boden, der stinkenden Wattekleidung, dem Atem der Menschen, wie ein zäher Saft infiltriert. Haß war in ihren Augen, in ihren heiseren Stimmen, in ihrem vergifteten Gehirn.
Dort hieß es von manchem: »Ein Mensch mit erfrorenen Augen.« Das war ein neues Exemplar des homo sapiens, dem der soge-

nannte Sozialismus zusammen mit dem Privateigentum alle inneren Werte und vielleicht das Wichtigste — die Menschenwürde genommen hatte.
Unter uns waren viele solcher »Menschen mit erfrorenen Augen«, die schon am Rande des Grabes standen und sich wie Ertrinkende an jeden Strohhalm klammerten. Man nannte sie Dochodjagi oder »Gottes-Pusteblümchen«. Und alle, welche diese Unglücklichen beiseite stießen, wußten genau, daß auch ihre Stunde bald schlagen würde.
Diese Dochodjagi waren armselige, noch atmende, langsam herumkriechende Skelette. Ekelerregend schmutzig, von Beulen und Furunkeln bedeckt, gespensterten sie auf allen Vieren durch die Zone, in der ständigen Suche nach einer krepierten Ratte, einem Fischkopf oder einem abgenagten Knochen. Da ihre verdorrten Finger ihnen nicht mehr gehorchten, durchwühlten sie mit ihren Gesichtern den stinkenden Müll oder die Unrathaufen, in der sinnlosen Hoffnung, etwas Eßbares zu finden. Stundenlang kauerten sie im Eßraum, starrten aus entzündeten, triefenden Augen gierig auf die Münder der Arbeiter, warfen sich dann auf jede geleerte Schüssel, um sie sauberzulecken.
An den Abenden konnte man die »Pusteblümchen« um kleine Feuer hocken sehen. In rostigen Geschirren kochten sie Gras, Sägemehl oder Lederstücke, um dann stundenlang darauf herumzukauen. Es gab aber auch Dochodjagi, welche sich in das Leichenhaus schlichen, um ein Stück Menschenfleisch abzuschneiden. Niemand brachte ihnen Mitleid entgegen. Im Gegenteil! Selten ging ein Gefangener vorbei, ohne diesen Geschöpfen einen Fußtritt zu versetzen oder wenigstens vor ihnen auszuspucken. Beides brachte bei den Dochodjagi keinerlei Reaktion hervor. Stumm, mit unnatürlich gefletschten Zähnen, erloschenen Augen, standen oder fielen sie um, wie Vogelscheuchen. Eine Mahnung an das, was jeden von uns erwartete.
»Krepier heute — und ich morgen!«
Wie billig klingen da Stalins Propagandaworte:
»Den Menschen muß man pflegen wie eine Blume!« ...

Nastja war beim ersten Schneesturm gestorben. Der Tod meiner kleinen Gefährtin hatte mich beinahe aus dem Sattel geworfen. Ich wurde schwermütig, hatte keine Lust mehr, Fabeln zu erzählen, suchte, soweit es möglich war, die Einsamkeit und verlor — eine dort schon ganz außergewöhnliche Erscheinung — völlig den Appetit.

Abends, nach der Arbeit, verkroch ich mich in meine Ecke, zog mir Nastjas Wattedecke über die Ohren, lauschte dem Heulen des Windes, dem drohenden Rauschen der Taiga, und bemühte mich, möglichst an gar nichts zu denken. Draußen schien eine machtvolle Stimme ein Grablied zu singen — für uns alle, die hier lebendig begraben waren. Manchmal überkam mich Angst, ich versuchte zu beten, aber die Worte des Gebetes vermischten sich mit Flüchen. Mir fiel ein Gedicht Jessenins ein, das ich im Durchgangslager gehört hatte:

»Fünf Sinne hatten wir — jetzt sind es sechs:
Heilige, große, drohende Rache — der sechste Sinn heißt!«

Manchmal kam Almas, brachte fast immer ein Stück Brot mit oder Machorka für einige Zigaretten.

»Na, Franzus, läßt wieder mal die Nase hängen?« versuchte er mich aufzumuntern. »Das ist mir aber auch ein mächtiges Unglück, wenn ein Weib eingegangen ist! Wär 'ne andere Sache, wenn's dein Kumpel gewesen wär. Um den zu trauern ist keine Sünde! Aber bei so einer, die dauernd hochzog. Bei der hat sich ja kaum die Seele im Leib gehalten, so wenig war an ihr dran! Hör auf, Trübsal zu blasen, erzähl lieber was von alten Rittern oder Pariser Huren!«

Wenn ich keine Lust dazu hatte, erzählte Almas. Natürlich Geschichten aus dem Lagerleben, denn ein anderes kannte er ja nicht.

»... ja, das war damals im KARLAG, als sie mich gerade zum dritten Mal verknackt hatten. Da waren wir auch bei Waldarbeiten. Und weil die Fichten dort so schnurgerade und mächtig groß waren, sollten sie ins Ausland. Na, und einigen von den Kumpels, denen hing sowieso alles zum Halse heraus, so daß

sie — als Beispiel gewissermaßen und auch um nicht weiterschuften zu müssen, einer die Hand, der andere sich den Fuß abgeschlagen haben. Das Zeug haben wir dann an die Stämme gebunden. Und einen Zettel dazu: ›Jeder Baum ist mit Menschenblut getränkt!‹ oder ›Gute Leute, errettet uns aus der kommunistischen Sklaverei!‹ Und diese Stämme mit Zetteln, Händen und Füßen wurden dann auf Schiffe verladen und nach Holland gebracht. Meinst du, daß sowas auf die Holländer eine Wirkung gehabt hat oder nicht?«
Ich bringe etwas hervor, das sowohl ja, wie nein heißen kann. Eher sogar »nein!«
»Ja, das war dann etwas später. Ich war mal gerade draußen in der Freiheit gewesen — drei Wochen bloß. Dann hatten sie mich bei einer Razzia wieder geschnappt, die Hunde! Ich war noch minderjährig, darum kam ich nach Murmansk zu einer Brigade von Dockern. Da hab ich natürlich keinen Finger gerührt, bloß geschaut, wo etwas falsch lag. Also da war's, daß ich zum ersten Male Ausländer gesehen habe — Matrosen natürlich.
Wir konnten sie ja nur durch den Stacheldraht sehen, aber man merkte doch gleich, daß es keine von den Unsrigen waren. Die Visagen so vollgefressen und rasiert, daß es nur so glänzte! Und dauernd haben sie gefeixt. Und ihre Mützen, die waren erst komisch! Solche tragen bei uns manchmal die Bengels der Parteibonzen. Sollten Amerikaner oder Afrikaner sein, hieß es. Teufel, ich kann sie nicht auseinanderhalten.
Also haben wir diesen Ausländern zugewinkt, haben auf unseren Mund gedeutet: Kumpels, schmeißt uns doch was zum Rauchen rüber!
Und diese Holzköpfe haben sich doch eingebildet, daß wir ihnen Kußhändchen rüberschicken. Aus Anstand sicherlich fingen sie auch nun an, uns mit den Pfoten zu winken und Luftküsse zu schicken — Viehzeug das, unvernünftiges! ... Aber dann ist es zweien von uns gelungen, durch die Lappen zu gehen. Waren richtige Meister im Schwimmen, sind also bis an das ausländische Schiff auch hingekommen. Die haben ja nachher was erzählt! Wie die Könige soll man sie dort empfangen haben. Wur-

den getrocknet, gefüttert, mit Rum vollgetankt! Sogar neue Klamotten haben sie gekriegt, alles ausländische! Alles erstklassige, reine Wolle und die Wäsche, sag ich dir, mit breiten blauen Streifen drin! Man schenkte ihnen sogar Zigarren und allerhand Schokoladen und Marmeladen! Unsere Jungens wußten gar nicht mehr, wohin mit all dem Zeug. Aber was hatte das für einen Sinn, wenn diese Hunde, diese gleichen Ausländer, sie doch am nächsten Tag den Tschekisten ausgeliefert haben? ... Erschossen hat man die Jungens – hatten bestimmt keine Freude mehr an den Zigarren gehabt! ...«

Almas war ein feiner Kerl und trotz seiner groben Worte sehr zartfühlend. Die anderen sagten mir viel unverblümter ihre Meinung und die bittere Wahrheit.
»Paß auf, Franzus, atmest schon dem Weihrauch entgegen!«
»Bald bekommt unser Franzus den hölzernen Buschlat angemessen, kriegt die Nummerntafel ans Bein gebunden. Auf der Wache klopft man ihm mit dem Hammer auf die Kohlrübe und ab geht's – zum sechsten Kilometer!«

Als »Begräbniszeremonienmeister« fungierte zu jener Zeit ein gewisser Wassjka, »Himmlischer Platzanweiser« genannt. Ein starker, rothaariger Ukrainer, dem auf Ludanows Befehl, die Küche »Grütze den Bauch gerammelt voll« auszugeben hatte.
Würdig machte Wassjka jeden Morgen seinen Rundgang, zerrte die »Vorzeitig Entlassenen« an den Beinen von den Pritschen und schleifte sie wie einen Sack Kartoffeln zum Schlitten, vor den eine kleine räudige Stute gespannt war.
»Hüh, Lahme!« schnalzte der »Himmlische Platzanweiser«.
Die kleine Stute zuckte mit dem ganzen Körper zusammen und trottete langsam los. Kläglich quietschten die Kufen. Die Lahme begab sich auf ihre tägliche Trauerfahrt. Sie selbst war ein Opfer des Hungers und der Unmenschlichkeit auf der Neunten. Der rothaarige Wassjka erzählte zu gerne davon:

»... und kaum hatte ich mich mal weggedreht, Brüderchen, das heißt, noch einen Kunden aufgeladen – was seh ich. Hat doch meine Lahme plötzlich die ganze Schnauze voll Blut. Na, denk ich, *job twoju matj*, hat doch einer aus Gemeinheit dem armen Vieh Glas zu fressen gegeben. Aber nein! Schau ich näher hin – entehrt sei seine Mutter, hat man doch meiner Lahmen die ganze Zunge glatt herausgeschnitten! Wollte sich wohl jemand ein Frühstück machen. Ich also los – dahin – dorthin, suche das Schwein! ... Aber woher denn! Leichter wärs gewesen, den Wind im Feld zu fangen. So ist also mein Lahmeken für ewig und alle Zeiten ohne Zunge geblieben. Na, sagt jetzt selbst mal, haben diese Schufte noch ein Gewissen? Eine einzige Pferdezunge macht doch sowieso nicht fürs ganze Leben satt – ha?«

Auf seinen Beruf war Wassjka-Platzanweiser sehr stolz. »Nicht jeder kriegt einen so verantwortungsvollen Posten anvertraut!« brüstete sich der Ukrainer. »Da müssen nicht nur körperliche Gegebenheiten sein, sondern auch Gelehrsamkeit! Und auf den Kopf darf man auch nicht gefallen sein! Für jeden Toten müssen wir doch vor der Gebietsverwaltung abrechnen. Von der Gebietsverwaltung aber fliegt auf einer direkten Leitung ein Telegramm nach Moskau los. Dort aber verwalten lauter Generäle diese Zahlen. Da kannst du dich dann vor dem Ministerium verantworten, wenn du mal aus Versehen einen Falschen begraben hast. Nein, Brüder, die Totenrechnung führen, das ist euch nicht Holzsägen! Eine Sache von staatlicher Wichtigkeit ist das! Köpfchen muß man haben. Nicht umsonst hat der Natschalnik befohlen, für mich nicht mit der Grütze zu geizen!«
Und hier eine andere Erzählung des »Himmlischen Platzanweisers«:
»... ist ja vorbei, Brüderchen, aber glaubt mir, verglichen mit dem, was einst auf der Neunten war, ist das jetzt hier einfach der reinste Himbeergarten! Jetzt gehen ja bloß an die achtzig im Monat ein. Na, die hätten vielleicht auch in der Freiheit ins Gras gebissen! Aber, sagen wir mal, noch so vor zwei Jährchen, damals, als die neuen Etappen aus dem Baltikum eintra-

fen, da hab ich bis über die Ohren in Arbeit gesteckt. Konnte überhaupt nicht nachkommen. Diese Litauer also, und überhaupt alle Letten, krepierten einfach wie die Fliegen. Waren bei sich zu Hause ja nichts anderes gewöhnt, als Speck mit Schinken zu fressen. Probierten nun unser russisches Süppchen und – klarer Fall: Beinchen lang! ... Da bring ich also eines Tages wieder eine Fuhre voll Kunden zum ›sechsten Kilometer‹ hinaus. Bin grad beim Ausladen, da seh ich doch, wie einer sich zu regen beginnt und dann fängt er auch noch, nicht in unserer Sprache, zu schreien an! ... Anscheinend hatten sie ihn auf der Wache nicht ordentlich genug mit dem Hammer auf die Rübe gehau'n. Da brüllt nun der Bursche und versucht, sich an meine Beine zu klammern. Ich versteh schon, daß mein Kunde protestiert, in die Zone zurück möchte ... Na, stellt euch meine Lage vor! Die Instruktion kenn ich, hab nicht umsonst Lesen gelernt! ... Also rede ich ihm im Guten zu, erklär ihm auf russisch, daß es doch jetzt, Brüderchen, zu spät zum Schreien wäre. Hättest auf der Wache schreien sollen! Die Lagerverwaltung hat dich doch schon in die Abgangsrubrik eingetragen! Lieg doch still bei deinen Landsleuten und brüll nicht! ... Aber mach's ihm mal klar, dem Teufel, dem unrussischen! Wo er doch von Planabrechnung nichts versteht! ... Schließlich hab ich auf die ganze Sache gespuckt, hab meine Lahme umgedreht und bin los, die nächste Fuhre holen ... Übrigens hatte damals meine Lahme ein glattes Fellchen, sah nicht so aus wie jetzt, und die Zunge saß auch noch dort, wo sie hingehört! In dieser Beziehung hatte das Volk damals eben doch mehr Gewissen ...«

Ein Beispiel für die im Lager herrschende Wolfsethik war das Ende des Zigeuners Lapo.

Eines Nachts wurde ich von Almas geweckt.

»Steh auf, Franzus, schnell«, zerrte er mich hoch, »komm schnell in den BUR, Lapo ist in die Falle gegangen ...«

»Na und –« ich war zu schläfrig, um die Bedeutung gleich zu begreifen.

»Was — und?« der junge Dieb, sonst die Ruhe selbst, wurde ungeduldig. Seine hellen Augen glänzten unnatürlich, als habe er ein Rauschmittel genommen. »Komm in den BUR, da kriegst du gleich ein Konzert zu sehen, wie du noch keins gesehen hast und lange keines zu sehn bekommst. Los doch, der Hund hat dich doch auch oft genug geschlagen . . .«
Ich sprang von der Pritsche, warf den Buschlat über und rannte hinter Almas her.
Draußen war es ungewöhnlich ruhig. Im perlenbesäten Gewand rundete sich die schwarze Himmelskuppel, im Norden von den bleichen Flammenzungen des Polarlichts aufgehellt. Als scharfe Silhouetten zeichneten sich die Wachttürme ab, drohender denn je. Von Baracke zu Baracke huschten Schatten in Buschlats.
Mit eingezogenen Köpfen eilten die Blatnoi zum blutigen Fest.
»Lapo sitzt in der Falle! Endlich haben wir ihn, den Lapo!« flüsterte es durch die Nacht.
Die Tür des BUR, sonst immer verschlossen, war offen. Im Korridor lagen zwei Aufseher, mit großen Knebeln im Mund. Im BUR hingen vor dem weißglühenden Ofen drei Männer: Lapo und zwei seiner Gehilfen.
Die blutige Orgie war im vollen Gang. Nackt, mit herausgerissenen Zungen, blutend, fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, hingen die drei Männer. Wanden sich wie riesige Würmer, krampfartig, blutspuckend in Todesqualen.
Die Gesichter im Triumph verzerrt, umringte sie eine Schar Teufel, mit Messern, Glasscherben, rostigen Nägeln oder glühenden Eisen bewaffnet.
»Wieviel Diebesblut habt ihr ausgesoffen, Hunde?« rasten die Blatnoi.
»Denkst du noch an die Nacht, als du mir die Arme ausgekugelt hast, Lapo?«
»Und an den kleinen Xenjka, den du lebendig im Karzer begraben hast, Zigeunerfresse, elende?«
»Denkst du an die vielen von uns, die Baumstubben zählen mußten?«
Bei jeder Frage drangen Eisen und Glas, Messer und Nägel, im-

mer tiefer und tiefer in den verstümmelten Leib Lapos. Es roch nach verbranntem Fleisch. Der gestampfte Fußboden konnte nicht schnell genug das Blut aufsaugen. Als großer Fleck breitete es sich über den ganzen BUR.

Ich stand, starr vor Entsetzen, fühlte Schauer den Rücken herunterrieseln, sah, daß Lapo keine einzige heile Stelle mehr am Körper hatte. Stückweise rissen ihm die Blatnoi die Haut ab. Und nur seine schwarzen, weit aufgerissenen Augen lebten, loderten weiter vor Haß. Hilflos formte sich der blutverschmierte Mund zu einem grausigen Zischen, als wollte der sterbende Zigeuner seinen letzten Fluch röcheln:

»Ich scheiß auf euer Blut . . .«

Irgend jemand drückte mir ein Messer in die Hand.

»Los, Franzus, zeichne den Hunden zum Abschied was drauf!«

Ich fühlte, wie sich mein Magen hob. Der Kopf begann sich zu drehen. Vorsichtig, um nicht im Blut auszugleiten, wankte ich wie ein Betrunkener aus dem BUR.

Draußen sog ich in tiefen Zügen die klare Luft ein und blickte zum Himmel, der immer stärker im märchenhaften Abglanz des Nordlichts erschimmerte. Als ob die unsichtbare Hand eines überirdischen Künstlers mit einem riesigen Phosphorpinsel in langen senkrechten Strichen spielerisch über eine schwarze Palette führe: ineinanderfließend, schillernd, glühten die Streifen auf, erlöschten – um immer von neuem, immer intensiver aufzuflammen.

Und ich stand und versuchte zu begreifen, welchen Zusammenhang es zwischen der zauberischen Naturerscheinung da oben und den angeblichen Kronen der Schöpfung, die auf der Neunten verfaulten, geben konnte . . .

Inmitten des ganzen Grauens, des Hasses und der Erbitterung wirkte seltsam unwirklich und genau so unfaßbar wie das Polarlicht eine kleine Gruppe Männer und Frauen, die man im Lager gewöhnlich »Kreuzchen«, »Popen« und »Nonnen« nannte.

Zur Neunten kamen sie wegen ihrer kategorischen Weigerung »für die Macht des Antichrist« zu arbeiten. Aber keiner von ihnen verließ lebend die Neunte.
Meist waren es ältere Leute, friedfertig und harmlos, mit verschlossenen Asketengesichtern und den strahlenden Augen religiöser Fanatiker.
In der Regel unterhielten sich die »Kreuzchen« im Flüsterton und stets nur mit ihresgleichen. Bei der Annäherung eines Fremden verstummten sie gewöhnlich, bekreuzigten sich unruhig und murmelten schnell:
»Ich bin gefeit, ich bin gefeit! Hebe dich weg von mir, Satanas!«
»Hebe dich weg, unreine Macht!«
Sie schlugen das Kreuz mit zwei Fingern, vertrugen nicht einmal den Geruch von Tabak und aßen niemals aus einer fremden Schüssel. Dies alles ließ darauf schließen, daß die meisten von ihnen Altgläubige waren, oder Angehörige anderer, geheimnisvollerer Sekten, von denen sich noch sehr viele bis zum heutigen Tage in der UdSSR erhalten haben.
Da mich die »Kreuzchen« leider ebenfalls für einen »Unreinen« hielten, gelang es mir auf der Neunten, trotz aller Bemühungen nicht, mit ihnen in Kontakt zu kommen.
Aber Tatsache bleibt, daß weder Bitten noch Versprechungen, weder Drohungen noch Hunger, weder die bestialischsten Schläge, noch Petjka Ludanow selbst diese Leute dazu zu bringen vermochten, auch nur ein Stückchen Holz aufzuheben.
»Gott will das nicht!« Und damit basta!
In solchen Fällen wurde Ludanow rasend, lief blaurot an, griff sich, scheußliche Gotteslästerungen ausstoßend, einen Stock und begann den »Kreuzchen« die Achtung vor der Sowjetmacht einzubläuen.
»Es gibt keinen Gott auf der Neunten, außer Petjka Ludanow!« schäumte er. »Es gibt kein Gesetz außer dem sowjetischen!«
Ludanow schlug so lange, bis sein Opfer mit einem letzten »Hebe dich weg, Satan, hebe dich weg, Verdammter!« seinen letzten Atem verhauchte. Und manchmal, vom Waldecho mehrfach zurückgeworfen, ertönte der Gnadenschuß.

Andere Sektierer fielen auf die Knie, streckten die Arme empor und baten:
»Herr vergib ihm, denn er weiß nicht, was er tut . . .«
Aber nach irdischen Begriffen wußte Genosse Ludanow nur allzugut, was er getan hatte, wenn er seinen Knüppel beiseite warf oder die Pistolentasche zuknöpfte und sich mit dem Ärmel über das verschwitzte Gesicht fuhr. Mit Knüppel und Kugel erfüllte er das Gebot der Partei, er »riß aus dem sozialistischen Boden das Unkraut mit der Wurzel aus«. Ohne zu ermüden, buchstäblich im Schweiße seines Angesichtes, erfüllte der Tschekist Ludanow seine »ehrenvolle sozialistische Aufgabe«.

Eines Tages, als ich wieder einmal eine ordentliche Tracht Prügel von meinem Brigadier bezog, weil ich zu lange verträumt ins Feuer gestarrt hatte, stellte ich fest, daß ich so nicht mehr weiterzuleben vermochte. Und es lohnte sich ja auch wirklich nicht! Da war es dann schon besser, geradewegs auf den Konvoi loszugehen.
»*Stoi!*« würde ertönen und danach der Schuß . . . finita la Commedia!
Ich weiß nicht, was mich davon abhielt, vielleicht Selbsterhaltungstrieb, möglicherweise aber auch einfach menschliche Feigheit. Abends, in die Zone zurückgekehrt, war ich froh, noch einmal heiße Suppe essen zu können — und plötzlich nahmen meine Gedanken eine gänzlich andere Richtung. Ich beschloß zu fliehen.
Fliehen um jeden Preis — jetzt oder nie! Fliehen, solange ich noch auf den Beinen stehen konnte. Almas war der einzige in Frage kommende Partner. Wir hatten schon mehrmals darüber gesprochen.
Unsere Lage war um so hoffnungsloser, da Ludanow nach der Ermordung seines Lieblings Lapo seine Parteiehre verpfändet hatte, niemanden lebend von der Neunten herauszulassen.
Für mich, den Fraier, waren die vier Monate Straflager sowieso

schon ein Rekord. Nur vier Monate – mir aber schien es zuweilen, als habe ich bereits ganze Jahrhunderte hier zugebracht. Um Almas für den Plan zu gewinnen, erzählte ich ihm einen Witz, den ich von Rafael Moissejewitsch, dem Schauspieler, gehört hatte:

»Zwei Juden werden von der Gestapo zur Erschießung geführt. Bis zum Ort der Exekution bleiben noch hundert Meter. Rundherum Wald. Da flüstert Abram seinem Kameraden zu: ›Moischa, hei Moischa, komm, laufen wir weg!‹ ... Moischa blickt sich scheu nach allen Seiten um und fragt mit bebender Stimme: ›Ja, glaubst du bestimmt, daß es uns dann nicht schlimmer ergeht?‹«

Almas lächelte verhalten mit einem Winkel seines herben Mundes, aber seine Augen wurden nachdenklich.

»Anscheinend bist du ein ganz ausgekochter Fraier, wenn du dich so ohne weiteres zum Selbstmord entschlossen hast.« Er klopfte mir gönnerhaft auf die Schultern. »Aber im Grunde hast du recht – schlimmer kann es ja auf keinen Fall kommen!«

Ich träumte davon, ins Ausland zu fliehen, da es unmöglich war, in der UdSSR längere Zeit auf freiem Fuß zu bleiben.

Mit Almas Hilfe gedachte ich Geld und Papiere zu erhalten und in einer der großen Hafenstädte mit irgendeinem ausländischen Seemann einig zu werden. Das Wichtigste war, aus dem Polargebiet herauszukommen, an sich etwas fast Unmögliches. Aber, schon Saadi sagt: »Solange du nicht dein Leben riskierst – kannst du nicht siegen.«

Meinen Berechnungen nach war es Ende Dezember. In einer dunklen Nacht, während ein Schneesturm tobte, bei dem man die Hand nicht vor den Augen sehen konnte, der Wind solche Schneewehen aufgehäuft hatte, daß die Baracken in gleicher Höhe mit dem Zaun waren und die Wachttürme riesigen Pilzen glichen, in jener Nacht traten Almas und ich, mit Finnendolchen bewaffnet und einer Zusatzration Brot und Hering versehen, unsere Flucht an.

UNTERNEHMEN VERGISSMEINNICHT

Eine Winterflucht wird im Lager »weißer Staatsanwalt«, im Gegensatz zum »grünen Staatsanwalt«, der eine Flucht im Sommer bedeutet, genannt und hat ihre Vor- aber auch sehr viele Nachteile.

Ein Vorteil zum Beispiel ist, daß alle Sümpfe eingefroren sind und die Flüsse unter einem dicken Panzer liegen. Wenn man Skier auftreiben kann, kommt man sehr schnell vorwärts. Dafür aber hinterläßt der Flüchtling, sobald der Schneefall aufhört, deutliche Spuren. Zwar quälen ihn weder Mücken noch Moschkara, die ihn im Sommer lebendigen Leibes auffressen — aber in jeder anderen Beziehung ist der »weiße Staatsanwalt« viel grausamer als der »grüne«. Es gibt weder Beeren noch Pilze. Die Wurzeln der eßbaren Gräser sind unter mannshohen Schneewehen vergraben. Das schlimmste aber sind Schneestürme und Kälte. Der Sturmwind spielt mit dem Flüchtling wie ein wildes Tier und hindert ihn am Vorankommen. Hört der Sturm auf, geht der Frost zum Angriff über. Du brauchst nur stehenzubleiben, um tief Atem zu schöpfen und fühlst, wie eisige Finger in deine Kehle hineinstoßen, sich bis ins Knochenmark vortasten, dich an der Stelle festbannen wollen.

Der ärgste Feind aller Flüchtlinge des Polargebietes aber bleibt der Mensch. Die Komjaken, die kleinen, gedrungenen Bewohner jener Landstriche, von mongolischer Abstammung, leben seit Urzeiten von Jagd und Rentierzucht. Die Sowjetmacht gab ihnen dazu noch ein Hobby: die Menschenjagd.

Viele Komjaken sind als freiwillige Mitarbeiter in den Listen des MWD eingetragen; denn für jeden Kopf bekommt der Jäger außer einem Dankschreiben eine Prämie: ein Pud Roggenmehl, ein halbes Pud Stockfisch, der dort als Delikatesse gilt, außerdem Salz und Zucker.

Da die Komjaken alles andere als reich sind, ist es für sie ein großer Feiertag, einen Flüchtling umzulegen. Aber nach dem Blatnoiprinzip »Für ein Auge — zwei! Für einen Zahn — das

ganze Gebiß!« zahlen die Flüchtlinge es den Komjaken in größerer Münze heim. Jeder, der in ihre Hände fällt, hat ein schlimmes Ende zu erwarten. Oft müssen auch die Dörfer der Komjaken leiden, denn niemals lassen Flüchtlinge eine Gelegenheit vorübergehen, eines anzuzünden. Der Komplex dieser Beziehungen drückt sich sehr klar in den Worten »Gesetz der Taiga« aus. Was etwa so ausgelegt werden könnte: »Triff ja gut – denn ich werde ganz gewiß gut treffen!«
Wir hatten Glück. Gleich in der ersten Nacht gelang es Almas, die Hütte eines Wachoffiziers auszuräumen. Plötzlich besaßen wir zwei Schafspelze, Filzstiefel, einen Rucksack und eine kleine Menge Nahrungsmittel. Und die Skier standen im Vorbau. So zogen wir dann in gehobener Stimmung weiter – einfach gradaus, um uns schon später nach der Moosbewachsung der Bäume zu orientieren und den Weg nach Süden einzuschlagen. Die Jahre haben bei mir die Erinnerung an die ungeheuerlichen Strapazen dieses Weges verwischt. Ich weiß nur eines: daß wir gingen und gingen, daß es teuflisch kalt war, und daß wir teuflischen Hunger hatten.
Überhaupt ist eine Winterflucht verteufelt schwer.
Wir gehen und gehen ... Gehen, stolpern, fallen und verfluchen alles auf der Welt, stehen auf, klopfen den Schnee ab, fluchen und gehen weiter. Gehen und gehen ...
Wohin? – In die Freiheit! Warum? – In die Freiheit! Wozu? – In die Freiheit!
Die Freiheit ist fern. Wir gehen ihr nach – in die Ferne.
Die Freiheit liegt hinter den sieben Bergen, hinter den sieben Meeren. Wir gehen über die sieben Berge – über die sieben Meere!
Freiheit ist absurd, utopisch! Wir gehen, kriechen, fallen und strampeln im Schnee ... Wir gehen dem Absurden, dem Mythos, der Utopie entgegen. Wir gehen ...
Hunger quält uns – wir gehen.
Kälte läßt uns erstarren – aber wir gehen.
Kaum bringen wir ein Bein vor das andere – aber wir gehen.
Gehen durch die Taiga, die grenzenlose, die stumme – wir gehen.

Durch die Taiga, die düstere, die stumme, wir gehen . . . Milliarden von Stämmen, schwarze und stumme — wir gehen. Myriaden stechender Nadeln — wir gehen.
Fetzen eines trostlos grauen oder tintenschwarzen Himmels — wir gehen.
Durch ewiges Schweigen, durch ewige Stille — wir gehen. Schritt für Schritt, wo noch kein Menschenfuß ging — wir gehen.
Verfluchen alles auf der Welt und gehen durch diesen gigantischen Eisschrank, durch diesen schweigenden Riesenfriedhof, gehen der Illusion entgegen.
Wenn uns die Beine nicht mehr tragen, machen wir Halt und zünden ein Feuer an. Kräftigen uns mit einem Roggenzwieback und einem Löffel Zucker, sitzen, wärmen uns und ziehen den beißenden Machorkaqualm tief in die Lungen.
Unverwandt starrt Almas ins Feuer.
Noch heute sehe ich sein schöngeschnittenes Gesicht mit den edlen Zügen vor mir, denke an die seltsamen Gespräche, die wir am Feuer führten. Karg an Worten, und dem Sinn nach so vielsagend.
»Warum freut sich der Mensch immer so sehr über das Feuer?«
»Weil es ein Symbol der Wärme und des Lebens ist.«
»Glaubst du, daß der Mensch glücklich sein kann?«
»Ich glaube schon.«
»Stimmt es, daß in manchen Büchern steht, der Mensch stamme vom Affen ab?«
Ich muß es zugeben.
»Glaubst du das auch?«
»Nein, ich nicht.«
»Ich auch nicht! Ich denk, die Bolschewisten haben sich das ausgedacht, um die Menschen in Käfigen halten zu können. Aber ob es wohl Gott gibt — oder nicht?«
»Meiner Ansicht nach — ja!«
»Glaubst du, daß Er allmächtig ist?«
»Ich denke — ja!«
»Und daß Er gütig ist?«
»Ich denke ja!«

»Aber, wenn Gott doch allmächtig und gütig ist, warum vernichtet Er dann nicht die Bolschewisten? Oder glaubst du, daß die sowjetische Macht noch stärker ist als Er?«
Ich muß zugeben, es selbst nicht zu wissen, warum Gott die sowjetische Macht so lange duldet.
Unsere Gespräche wurden von der Taiga beeinflußt. In ihrer Ursprünglichkeit voller Geheimnisse, streckte sie, taub für unsere Nöte, Tausende ihrer stacheligen Hände aus, als wollte sie uns niemals mehr aus ihrer kalten Umarmung freigeben. Wie auf Verabredung sprachen Almas und ich nicht von der Zukunft. Vielleicht aus Aberglauben, vielleicht aber auch, weil wir nicht allzu sicher waren, daß es für uns eine Zukunft überhaupt gab. Das Feuer brennt nieder, wir zertreten es sorgfältig, strecken uns dicht aneinandergedrückt auf der heißen Asche aus und schlafen ein. Am Morgen erwartet uns ein Stück Brot, und dann gehen wir wieder, stolpern und fallen. Gehen der illusorischen Freiheit entgegen.
Es muß am zwölften Tage gewesen sein, als wir keinen Zucker mehr hatten und die Zwiebäcke auch schon fast zu Ende waren, da geschah etwas, was man »auf den Jäger läuft das Wild zu« nennt.
Wie vom Himmel gefallen, stand plötzlich ein Komjaken-Jäger mit seinem großen struppigen Hund vor uns. Bevor er erfaßte, wen er vor sich hatte, bevor er zu seiner Flinte griff, war Almas bereits mit seinem Messer über ihm.
Ein Schuß fiel. Mit wildem Knurren stürzte der Hund seinem Herrn zu Hilfe. Almas lag auf dem Jäger, der Hund auf Almas, ich auf dem Hund.
Hände, Füße, Skier, Zähne und Krallen vermischten sich zu einem Knäuel. Die Taiga hallte wider vom Keuchen und Fluchen. Dann war alles vorbei. Der Komjake war tot. Unter seinem Körper schmolz blutiger Schnee.
Noch ein Schuß. Das Klagegeheul des verwundeten Hundes verstummte.
Keuchend standen Almas und ich einander gegenüber.
»Den Hund nehmen wir als Proviant«, sagte Almas und wischte

das blutige Messer an der Hose ab. Dann spuckte er in die Richtung des toten Komjaken, »jetzt weißt du, was Kopfjagd heißt!«
Als wir weitergingen, konnte ich mich nicht enthalten, zurückzublicken. Schon erstarrt lag der Komjake, die verglasten Augen zu den Baumwipfeln erhoben. Sein verzerrter Mund schien die heimatliche Taiga um Rache anzuflehen – gegen uns, die Eindringlinge. Mich erfaßte ein unklares Vorgefühl von etwas Schrecklichem.

Viele Tage noch gingen wir nach Süden. Obwohl es in Rußland heißt, daß Hundefleisch, besonders aber das Fett, sehr gesund, und sogar gegen Tuberkulose gut sei, brachte uns das Fleisch keinen Nutzen. Am dreißigsten Tag unserer Flucht waren wir restlos erledigt. Skorbut hatte uns erwischt: Die Beine waren unförmig angeschwollen, die Zähne locker, das Zahnfleisch blutete. Dazu hatte ich noch meine Skier zerbrochen und es bestand keine Hoffnung, sie reparieren zu können.
Wir wußten nicht, wieviele Kilometer wir zurückgelegt hatten, aber unseren Berechnungen nach befanden wir uns südlich von Kotlas. Jetzt mußten wir entscheiden, ob wir in der Taiga umkommen, oder aber das Risiko eingehen und uns auf die Eisenbahnlinie hinauswagen sollten.
Nachdem wir am Lagerfeuer lange überlegt hatten, beschlossen wir letzteres.
Die Eisenbahnlinie erreichten wir, schon auf allen vieren kriechend. Verwildert, schmutzig, zerlumpt, hätte unser Anblick genügt, jeden, der uns traf, in Entsetzen zu bringen. Mit den letzten Kräften schleppten wir uns bis zur nächsten Siedlung.
Es war eine klare, stille Winternacht. Über den niedrigen Hütten blinzelten einander die Sterne gemütlich zu. In der Nähe bellte ein Hund. Wir kauerten am Waldrand wie Raubtiere und warteten, daß die letzten Lichter verlöschten. In dieser Nacht mußten wir um jeden Preis zu etwas Eßbarem kommen.

Stattdessen wurden wir geschnappt! In dieser Nacht fing man uns so leicht wie halberfrorene Spatzen.
»Haltet sie! Haltet sie!« ertönte Geschrei, und im selben Augenblick hatten wir ein halbes Dutzend kräftiger Kerle über uns. Noch ein Augenblick – und wir waren an Händen und Füßen gefesselt.
Zum Glück waren es keine Komjaken, sondern Russen, meist Verbannte und ehemalige Sträflinge.
In der Hütte, in die man uns geschleift hatte, war es schummrig. Es roch nach gegerbtem Leder. In der Ecke warf ein Ewiges Lämpchen seinen milden Schimmer auf die Ikone.
Die Hausfrau, eine kleine, verschrumpelte Alte, zeigte weder Erstaunen noch Zorn. Leise vor sich hinmurmelnd, stellte sie einen Topf Milch auf den Herd und holte einen Brotlaib vom Regal.
Ihr Mann dagegen murrte:
»Treib's nicht gar so arg, Frau! Heutzutage liegt das Brot doch nicht auf der Straße herum . . .«
»Du solltest dich für solche Worte vor dem Kreuz schämen, Afanassi!« entgegnete die Alte. »Wenn Gott diese Leute aus der Taiga errettet, und über unsere Schwelle geschickt hat, wessen Pflicht ist es wohl, ihnen Essen zu geben?«
Man band uns die Arme los. Wir tranken heiße Milch, schluckten das schwarze Brot und es schien das Köstlichste auf Erden zu sein. Fast waren alle Mühsale unserer langen Flucht vergessen. Obwohl es spät in der Nacht war, drängten sich Männer und Frauen in die Hütte. Sie blickten uns schweigend, doch ohne Haß an. Ihre strengen Gesichter schienen sagen zu wollen:»Ja, Brüderchen, wir wissen gut, wie schwer ein Sträflingsleben ist!«

Der Kommandant der Siedlung kam, und die Leute verließen stumm den Raum. Erneut gefesselt, schliefen wir auf dem Fußboden ein. Am nächsten Tag erschien ein junger Leutnant des MWD, um uns abzuholen.
Flüchtlinge, die in die Hände der Tschekisten einer fremden Lagerabteilung fallen, haben in der Regel keine körperlichen Re-

pressalien auszustehen. In diesem Fall benehmen sich die Tschekisten fast freundschaftlich, denn für die Einlieferung des Flüchtlings in den »heimatlichen Stall« bekommt der Tschekist ein Belobigungsschreiben und eine Geldprämie.

Aber wehe dem Flüchtling, der in die Hände der Tschekisten fällt, zu deren Lagerabteilung er gehört! Dann beginnt ein Theater, welches meist mit dem Lagerarzt, seinem kurzen Blick auf das, was vom Flüchtling übriggeblieben ist, und der lakonischen Feststellung »Exitus« endet. Todesursache: »Prellungen und Verletzungen während der Flucht«.

Unser Leutnant aber war geradezu ein Prachtkerl. Als er unsere Namen erfahren hatte, freute er sich so, als wären wir seine nächsten Verwandten.

»Junge, Junge, auf euch ist ja die Allsowjetische Fahndung ausgeschrieben worden!« teilte er uns in einem Ton mit, als rede er von einem Lotterietreffer.

Das war zwar eine schmeichelhafte, aber dennoch wenig erfreuliche Neuigkeit. In solchen Fällen wird nämlich der Steckbrief des Flüchtlings im gesamten Gebiet der Sowjet-Union verbreitet, dem dann spezielle Fahndungskommandos folgen. Das ganze Vergnügen kostet dem Staat eine schöne Anzahl Kopeken.

Nachdem der Leutnant mit uns gesprochen hatte, vertauschte er die dörflichen Stricke gegen ein Paar Armbänder aus bestem Qualitätsstahl, gab uns ein Paket Papyrossy und rannte los, um zu telefonieren.

Etwas später kehrte er mit dem Arzt und einem Arm voll Kleidungsstücken zurück.

Der Arzt, anscheinend ein Verbannter, untersuchte uns sehr gründlich. Nachdem er alles in seinen Kräften stehende für uns getan hatte, stopfte er unsere Taschen voll Machorka und Zucker und klopfte uns freundschaftlich auf die Schultern.

»*Nitschewo,* Jungens, bis zur Hochzeit ist bestimmt alles heil.«

Und tatsächlich, wären wir nicht so schwach gewesen, daß uns der Wind hätte umpusten können, wären wir nach dem Bade glatt als Hochzeiter angegangen: Sauber gewaschen, frisch rasiert und in neuer Wattekleidung fühlten wir uns wie neugeboren.

Die Liebenswürdigkeit des jungen Leutnants ging so weit, daß er uns unterwegs mit Wodka traktierte und im Waggon, während uns alles anstarrte, furchtbar wichtig tat:
»Schaut sie euch nur an, die beiden da! Das sind zwei der gefährlichsten Verbrecher im ganzen Polargebiet. Eine Flucht im Winter, das ist dir kein Pfund Rosinen! Wären die beiden bis Kirow gekommen, da hätten sie euch was angerichtet! Da hätte dann auch keine Fahndung geholfen! Tolle Burschen, was man auch sagen will. Haben das ganze MWD auf die Beine gebracht – nicht umsonst ist ihretwegen sogar die Allsowjetische Fahndung ausgeschrieben worden!«
Aus den nachfolgenden Einzelheiten wurde ersichtlich, daß Almas der berühmteste aller gefährlichen Diebe sei, ich aber der schlaueste aller gerissenen internationalen Spione.
Ein Faschist großen Kalibers! Und natürlich, wenn nicht er, der Leutnant eingegriffen hätte! ...
Bei den Worten Spion und Faschist brach ein kleines achtjähriges Mädelchen in ein furchtbares Gebrüll aus und klammerte sich an den Rock der Mutter:
»Mama, Mama, bring mich weg vom Faschisten, der frißt mich sonst auf!«
Alles wandte sich der Kleinen zu, beruhigte sie und beteuerte, daß »Onkelchen Faschist« in Handschellen schon niemand mehr auffressen würde. Mir aber – sozusagen als Kompensation für die Erniedrigung – schenkten einige Mitreisende mehrere Päckchen Papyrossy.

Am nächsten Tag wurden wir im Zentralisolator der Siedlung Woschajöl eingeliefert. Dort befand sich die Verwaltung von USTWYMLAG, zu der die Neunte Kolonne gehörte.
Unser Begleitoffizier wurde ebenfalls in Arrest genommen, da bei der Ablieferung nicht nur wir, sondern auch er völlig betrunken war. Und ich fürchte, daß er somit auch um seine Fangprämie gekommen ist. Schade, er war wirklich ein feiner Kerl.
Almas und ich kamen in Einzelhaft und die Verhöre begannen.
Warum geflohen? Wohin geflohen? Wozu geflohen?

Und das Wichtigste: »Wer hat euch während der Flucht Unterstützung gewährt?«
Es fing sanft und friedlich an, um allmählich zum drohenden Crescendo überzugehen. Das Gebrüll erreichte seinen Höhepunkt, als sich herausstellte, daß wir auf der Flucht einen Komjaken getötet hatten.
»Bandit! Faschist! Mörder! Schuft, schändlicher!« ging es los, während mich Fäuste und Stiefel bearbeiteten.
Beides ließ erst dann ein wenig nach, als Almas den Totschlag auf sich genommen hatte. In moralischer Hinsicht wurde es mir dadurch nicht leichter. Ganze Nächte lang drangen die Schreie und das Stöhnen meines Kameraden, den die Tschekisten zerfleischten, zu mir.
Nach einer Woche war die Untersuchung abgeschlossen. Aber seltsamerweise hörten die Verhöre nicht auf, sondern nahmen eine ganz andere Wendung. Der Chef der III. Abteilung, Major des Abwehrdienstes Moissejew persönlich, begann sich mit mir zu beschäftigen. Der Tschekist, ein großer, schlanker Mann mit glattrasiertem Schädel und scharfgeschnittenen, stets angespannten Gesichtszügen benahm sich äußerst würdevoll, mit kalter Höflichkeit, redete mich sogar mit »Sie« an, was im Lager höchst selten vorkommt.
»Wissen Sie, daß Sie in Moskau geführt werden und durch Ihre Flucht Ihren Vorgesetzten große Unannehmlichkeiten bereitet haben und dem sowjetischen Staat große Unkosten verursacht haben?« fragte mich der Major beim ersten Verhör.
»Na und?« wunderte ich mich.
»Was heißt: Na und? Besitzen Sie denn keinen Funken Einsicht? Schämen Sie sich nicht? Eine Flucht ist konterrevolutionärer Sabotage gleichzusetzen. Dafür werden Sie noch einmal verurteilt werden. Sie haben Glück, daß durch den Beschluß unserer Regierung die Todesstrafe abgeschafft worden ist. Sonst —«
»Ich sehe keinen Unterschied, ob ich langsam auf der Neunten krepiere, oder ob ich gleich eine Kugel in den Nacken bekomme. Ich glaube sogar, letzteres wäre humaner!«
»Ich muß Sie bitten, solche Worte wie ›krepieren‹ nicht zu ge-

brauchen. Sie klingen neben Worten wie ›human‹ einfach abstoßend!« Und der Major begann ein Privatissimum über sowjetische Humanität:

» . . . dadurch unterscheidet sie sich ja auch von der Talmihumanität des Christentums, daß unsere, die sowjetische Humanität auf dem reinen Verstand basiert und nur bei unseren Anhängern Anwendung findet. Sie aber, durch kapitalistische Voreingenommenheit vergiftet, wollen ja unser Freund nicht sein. Wer aber nicht mit uns ist – ist gegen uns! Und wer gegen uns ist – unterliegt der Vernichtung!«

Zuerst hielt ich den Major für nicht ganz normal. Dann glaubte ich, den Prototyp des blindgläubigen Kommunisten vor mir zu haben, einen Orthodoxen, der an die Heiligkeit seiner erzieherischen Berufung glaubte. Erst beim zweiten oder dritten Verhör ging Moissejew mehr aus sich heraus, wurde konkreter.

»Hören Sie mal«, sagte er »Sie sind doch ein kluger Mann. Sehen Sie denn nicht, daß Ihre Partie verloren ist? Wollen wir nicht lieber offen miteinander reden, von Mann zu Mann?«

Das Ganze war also nur ein Trick gewesen. Der Major litt, wie die meisten Tschekisten, an ihrer Berufskrankheit: Moissejew wollte glauben, daß ich tatsächlich ein Spion sei, der geflüchtet war, um mit seinen freien Komplizen in Kontakt zu kommen. Daß ich aber solche Komplizen besaß, das wollte er UNBEDINGT glauben. Würde ich seinen Vorstellungen entsprechen, meine geheimen Beziehungen aufdecken, ihm das ganze, über die Sowjetunion verbreitete Agentennetz preisgeben, dann, ja dann war Major Moissejew der Oberstenrang sicher.

Um in mir das Schuldgefühl, oder genauer gesagt, die Phantasie zu entfachen, hörte der Major auf, mich persönlich zu vernehmen und beauftrage seinen Stellvertreter, Kapitän Kusnezow damit. Dieser war das genaue Gegenteil seines Vorgesetzten: klein, vierschrötig, mit dem Stiernacken eines verhinderten Catchers. Kusnezow machte nicht viel Worte und stellte seine Fragen geradezu, ohne viel Umschweife:

»Wirst du endlich deine feindliche Tätigkeit eingestehn, Sohn einer räudigen Hündin!«

Und ohne meine Antwort abzuwarten, krempelte der sowjetische Kapitän die Ärmel seiner Gymnastjorka hoch.
Da half nun keine Diplomatie mehr. Und so bestand meine hauptsächliche Aufgabe darin, Kusnezows Fäusten immer die am wenigsten empfindlichen Stellen unterzuschieben.
Nach solchen »Gesprächen« saß ich stundenlang in meiner Zelle, massierte die schmerzenden Rippen und zerbrach mir den Kopf nach einem Ausweg.
Komme was wolle, beschloß ich endlich und ging zum Gegenangriff über.
»Bürger Natschalnik«, erklärte ich, als mir Moissejew eine Audienz bewilligt hatte, »Bürger Vorgesetzter! Infolge gesunder Betrachtungen und praktisch angewandter Folgerungen bin ich zur Überzeugung gekommen, daß die Sowjet-Macht stärker ist, als ich vermutete. Mehr noch! Die Sowjetmacht war mir gegenüber sehr gnädig. Ihr habe ich es zu verdanken, daß ich nicht gehängt wurde. Auf Grund dieser Erkenntnis bin ich bereit, rückhaltlos den Pfad der Reue zu beschreiten und all meine Fehler abzubüßen.«
Auf dem Gesicht des Majors erschien ein hochmütiges Lächeln.
»Schön«, sagte er, »ich höre!«
In einem langen Monolog gab ich zu, daß ich bis zum heutigen Tage ein einsichtsloses Vieh gewesen war und mit allen Mitteln die sowjetischen Untersuchungsorgane irregeführt hatte. Ich gestand, daß auf dem Gebiet der UdSSR tatsächlich ein riesiges Netz der gefährlichsten Spione und Diversanten bestünde und ich nur geflohen war, um mit ihnen Kontakt aufzunehmen. Der Major hatte Mühe, seine Begeisterung zu verbergen. Begeisterung, die allerdings einen Dämpfer erfuhr, als ich mitteilte, daß der Kontakt mit den Agenten durch — die französische Botschaft in Moskau hergestellt werden sollte.
»Aber —«, beeilte ich mich den Tschekisten zu trösten, »ich kenne einen Mann, der alle Fäden dieser Zersetzungsorganisation in seiner Hand hält und auf jeden Fall sehr viel darüber aussagen könnte.«

»Wer ist der Mann?« Moissejew wurde sofort wieder fröhlicher.
»Serge Skuratow, mein direkter Vorgesetzter von Paris her.«
»So, so«, nachdenklich klopfte Moissejew mit den Fingerknöcheln auf die Tischplatte, »Skuratow! Das ist wohl der, welcher bereits in Ihrem Fall miterfaßt ist?«
»Jawohl, Bürger Major!«
»Sie kennen ihn gut?«
»Sehr gut! Aber offen gestanden, ist Skuratow ein gerissener Agent. Als wir noch frei waren, hat er immer die Zunge im Zaum gehalten und mir nie etwas Überflüssiges anvertraut. Aber hier im Lager, glaub ich, könnte ich ihm wohl schon leichter die Würmer aus der Nase ziehn!«
»Entlarven!« verbesserte mich der Major, der anscheinend die Sprache der Berufsagenten vorzog. »Schön – ich bin gewillt, Ihren ehrlichen Absichten Glauben zu schenken. Aber ich warne Sie! Es wird Ihnen schlecht ergehen, sollten Sie's sich einfallen lassen, mich betrügen zu wollen. Und nun bitte ich um Ihre Unterschrift, daß Sie über dieses Gespräch tiefstes Schweigen bewahren wollen!«
»Mit Vergnügen, Bürger Major!«
Dies war das Prélude zu meiner baldigen Abstellung zum 1. SOLP, dessen Chef, ein kleiner, runder Jude mit schwimmenden Äuglein und stets fettigen Lippen, Kapitän Finkel, im Lager nur »Lieber Mann« genannt wurde. Er gehörte zu der Sorte Tschekisten, von denen es hieß: »Weich gebettet – aber hart geschlafen.«
Mit wahrhaft väterlicher Güte empfing mich Kapitän Finkel.
»So so, lieber Mann! Nach erfolglosem Fluchtversuch hat man Sie also nun zu uns zur Besserung geschickt.«
Zweifellos hatte Finkel von Moissejew Instruktionen erhalten und benahm sich entsprechend.
»Nun also, lieber Mann, gehen Sie erst mal in Ihre Baracke und wir werden uns unterdessen nach einer hübschen kleinen Arbeit für Sie umschauen.«
Aber die hübsche kleine Arbeit wurde nicht gefunden, da mir

die Ärztekommission die im Lager heißersehnte Invalidenkategorie gab.

Wenn man sich auch im 1. SOLP ebenfalls mit Baumfällen und Flößen beschäftigte, so unterschied er sich doch von der Neunten wie Himmel und Hölle. Schon weil das Lager Elektrizität hatte. Von einem großen Mast verbreitete ein Lautsprecher Tag und Nacht fröhliche Märsche. Warme, trockene Baracken, Matratzen, Decken, ein recht sauberer Eßraum, ein Laden, in dem es Brot, Machorka, Zahnpulver und manchmal Margarine zu kaufen gab. Und endlich — ein Klubhaus, kein großes zwar, nur eine Baracke mit Holzpodium, auf dem bei Produktionsversammlungen die Vorgesetzten tagten.

Das Lager zählte etwa siebenhundert Insassen, von denen an die achtzig Prozent Kriminelle waren. Doch trotz der verhältnismäßig guten Lebensbedingungen galt auch hier noch der Spruch: »Hundert weinen — einer lacht.«

Und »Gottes Pusteblümchen« waren auch hier keine seltene Erscheinung.

Für den 1. SOLP bedeutete ich fast eine Sensation.

»Schau, das ist der, mit dem Almas die ganze Taiga, bis nach Kotlas durchquert hat. Sollen unterwegs, sagt man, eine ganze Kompanie Tschekisten umgelegt haben . . .«

»Man sagt, er wär ein Franzose, ein berühmter Spion . . .«

»Natürlich ein Spion. Also die haben ein Schwein, die Ausländer, die verfluchten! Unsereinem hätten sie das Fell abgezogen, er aber hat sogar neue Klamotten gekriegt.«

»Sicher ist der Botschafter selbst für ihn eingetreten. Den Invaliden hat er ja auch nicht durch Zufall bekommen!«

Ich schloß neue Bekanntschaften, zum Beispiel mit Michail Rachmanowitsch Kotlar: Rechtsanwalt aus Bessarabien, der Brotverteiler des Lagers, »König des schwarzen Goldes« genannt. Kotlar, angeblich seiner Zugehörigkeit zu den Zionisten wegen im Lager, begrüßte mich in gewähltem Französisch:

»... servus, Monsieur!« *und patati und patata!* Wie glücklich bin ich, einen richtigen Europäer zu treffen!«
»Ganz meinerseits, Monsieur!«
Sollte ich mich vielleicht nicht freuen, gute Beziehungen zum einheimischen Brotmillionär zu bekommen?
Galina Petrowna T., Gattin eines in Ungnade gefallenen sowjetischen Diplomaten, arbeitete in der Küche und war einfach rührend:
»Ach! Och! Das ist doch zu interessant! Wie haben Sie sich nur zu solch einer gefährlichen Flucht entschließen können! Ach, besuchen Sie mich doch in meiner Baracke. Ich war seinerzeit in Paris! Ach, ich schwärme für Paris ...«
Georgi Kosyrsky, ein Komsomolze aus Odessa, der während des Krieges beim deutschen SD gedient hatte, arbeitete in der Planabteilung des Lagers und schüttelte mir lange und heiß die Rechte:
»Ich mag solche tapferen Burschen, wie Sie!« beteuerte er. Dann im Flüsterton: »Aber Sie haben einen Fehler gemacht, eigentlich sogar zwei: Niemals durften Sie einen Blatnoi zum Partner nehmen! Zweitens: zu einer erfolgreichen Flucht gehören Beziehungen zu Freien!« Kosyrsky blinzelte vielsagend, legte den Finger an die Lippen und fügte – das schon als Hauch – hinzu: »Und die habe ich!«
Lissitschewsky, der Hauptbuchhalter, reichte mir dagegen nicht einmal die Hand.
»Jemanden, der aus dem Lager geflohen ist, kann ich nicht für einen anständigen Menschen halten!« erklärte er unumwunden. »Disziplin, sei's auch Lagerdisziplin ist die Grundlage der Anständigkeit. Und dann noch Flucht mit einem Blatnoi! Nein, das entbehrt jeder Ethik!« Lissitschewsky, ehemaliger General der Roten Armee, war auf Grund seiner trotzkistischen Einstellung im Lager.
Aber auch die Blatnoi ließen mich nicht unbeachtet. Eine ganze Abordnung erschien:
»Nun, wie war's? Nun, wie geht's? Prachtkerl, Franzus, haben von euren Abenteuern gehört. Hast dir den richtigen Kumpel

ausgesucht! Komm abends zu uns, kannst uns Tätowierungen machen oder was Geeignetes erzählen!«
Die Tatsache, daß ich mit einem Blatnoi, einem Sakonnik sogar, eine Winterflucht unternommen hatte, hob in gewisser Hinsicht mein Ansehen im Lager, und nun hatte schon nicht mehr jeder das Recht, mich anzubrüllen.

In der Frauenbaracke, die mit einer rein symbolischen Abgrenzung versehen war, herrschte eine richtige Hausfrauenatmosphäre. Die meisten waren »Verheiratete«. Dort wurde dauernd gewaschen, gebügelt – und zwar mit Blechbechern, die mit heißem Sand gefüllt waren. Aus gezupften Fäden wurden Fäustlinge und Schals für die »Ehemänner« gestrickt. Diese waren zumeist Blatnoi oder Pridurki, wie alle Gehilfen der Lagerverwaltung aus der Zahl der Gefangenen genannt werden.
Der Brotverteiler Kotlar zum Beispiel hatte mehrere Frauen. Einige ehemalige, ein paar augenblickliche und eine Unmenge zukünftige. Die Moral war nicht sehr streng, und der König des schwarzen Goldes die erstrebenswerteste Partie.
Eine der Worowaikas, der Diebinnen, ein Mädchen mit wunderbaren kastanienfarbenen Locken, stellte sich gleich bei meinem ersten Besuch in der Baracke herausfordernd vor mich hin.
»Hei Franzus!« rief sie, »wollen wir nicht heiraten? Den Meinigen hat neulich eine Fichte zerdrückt.« Lachend klopfte sie sich auf die Hüften. »Koste mal die russische Ware, dann hast du deine Französinnen sofort vergessen!«
Das war Maschka, die Zange genannt, weil sie einem Aufseher die Nase abgebissen hatte.

Die Politischen, darunter Galina Petrowna, verhielten sich äußerst zurückhaltend und taten so, als hörten und sähen sie nichts.
»Ach, wie schrecklich ist das alles!« beklagte sich später die Diplomatenfrau. »Nun sind es schon acht Jahre, daß ich unter solch gräßlichen Bedingungen leben muß. Ich zweifle, ob in zwei

Jahren, wenn ich endlich frei bin, das Wasser ausreichen wird, all diesen Schmutz von mir abzuwaschen. Aber vielleicht brauche ich auch diese zwei Jahre nicht mehr abzusitzen. Ich habe neulich wieder ein Gesuch an das Zentralkomitee der Partei eingereicht und hoffe . . .«

Die Hoffnung Galina Petrownas erfüllte sich nicht. Bei der Ausgabe des Mittagessens bekam sie mit einer Worowaika wegen einem Napf voll Grütze Streit und wurde mit siedendem Wasser übergossen. Blindgeworden kam sie in ein Invalidenlager.

Meine Rechnung hingegen ging auf. Nach knapp einer Woche kam Serge Skuratow mit einem neuen Transport in unser Lager. Mein Freund machte einen recht kläglichen Eindruck. Ausgemergelt und zerlumpt, stand Serge fast an der Grenze zum »Gottes Pusteblümchen«. Das Straflager, in dem er diese Zeit zugebracht hatte, unterschied sich in nichts von der Neunten. Daher auch Serges Erstaunen über mein verhältnismäßig munteres Aussehen.

»Alle Achtung, nach solch einer Taufe!« sagte er, nach dem ersten Freudenausbruch, »ehrlich gesagt, kapier ich ja nicht recht, wie diese neue Etappe und unser Wiedersehen zu erklären ist.«

»Tss!« legte ich den Finger an die Lippen, »Feind hört mit!«

Obwohl wir französisch sprachen, hatte ich ständig das Gefühl, als würde jedes Wort und jeder Schritt von dem allsehenden Auge der Tscheka überwacht.

Aber von Fabeln wird nicht mal die Nachtigall satt, also rannte ich los, zuerst zu Kotlar, dann in die Küche, um Serge zunächst einmal satt zu machen.

Vom rußschwarzen Himmel stäubte in flaumigen Flocken der Schnee. Es war nicht kalt. Hinter den Fenstern der Baracken schimmerten warme orangefarbene Lichter. Alles übertönend, brüllte die metallische Stimme des Lautsprechers durch das Lager:

»*Miru – Mir! Woina – Woinje!* Frieden der Welt, Krieg dem Kriege! Aus allen Teilen des Erdballs richten sich die Augen der friedliebenden Völker voll Erwartung und Hoffnung auf die herrliche Hauptstadt unserer prachtvollen Heimat, auf Moskau! Genossen, reichen wir unsere hilfsbereiten Hände dem versklavten Proletariat der westlichen Länder –«

»Bim – bom! Bim – bom!« klingelte es von den Wachttürmen dazwischen.

»... es lebe die Sowjet-Union! Das verläßliche Bollwerk, die Garantie des Friedens, der Freiheit und des Glückes für die gesamte Menschheit! ...«

Arm in Arm schlenderten wir über die verschneiten Lagerwege. Es ging darum, wie wir unsere Haut retten könnten.

»An sich ist ja die Idee großartig, aber –«

»Natürlich ist Risiko eine ehrenvolle Angelegenheit, aber, aber!«

Serges große, graue Augen verengten sich. In ihnen blitzten plötzlich fröhliche Spottfünkchen auf, die mir aus der Pariser Zeit so vertraut waren.

»Kennst du die ›Toten Seelen‹ von Gogol?«

»Natürlich! Eine feine Geschichte.«

»Siehst du, und nun werden wir, genau wie Tschitschikow den Tschekisten einfach lauter tote Seelen verkaufen. Seelen einer Gespensterorganisation, klar?«

»Klar! Aber woher wollen wir die Gespensteragenten nehmen?«

»That is the question! Und sind denn die Tschekisten außerdem so blöd?«

»Bestimmt nicht! Aber wir sind ja auch nicht gerad mit dem Finger gemacht!«

»*Nitschewo!*« lautete der Beschluß. »Viel haben wir sowieso nicht zu verlieren.«

Serge und ich hatten uns in einer Baracke Platz gesucht, die von lauter Fraiern bewohnt wurde. Dort lebte es sich am ruhigsten. Der Barackenälteste, Ljoschka Terechenko, ein sympathischer Bursche, russischer Emigrant aus Bulgarien, ein Globetrotter, wurde Kreisel genannt.

Quecksilbrig, gelenkig wie eine Katze, schlau wie ein Fuchs, hatte sich Kreisel schnell dem Lagerleben angepaßt. Zuerst empfing er uns ja recht grob.

»Euch Ausländer kennen wir! Sind selber genug im Ausland herumgetrudelt!«

Doch bald freundeten wir uns an und stellten fest, daß man mit ihm Pferde stehlen konnte.

Als Junge war Kreisel von daheim ausgerissen, um sich in der Welt herumzutreiben. Seine Fahrt begann er als blinder Passagier eines Schiffes, das von Varna nach Brasilien fuhr. Dort kultivierte er Kaffeepflanzen, ritt als Gaucho durch die mexikanische Pampas. In den USA eröffnete er ohne Paß und Einreiseerlaubnis einen illegalen Handel mit Alkohol, wofür er zuerst ins Gefängnis gesteckt und danach nach Südamerika abgeschoben wurde. Dort geriet Kreisel in die Fänge des Bananenpflanzers einer Liliputrepublik. Riß aber bald aus und trat in die Armee ein, um lebhaften Anteil an den dortigen Revolutionen zu nehmen. Er hätte es fast zum Admiral gebracht, wenn ihn nicht eine neue Revolution zur Emigration gezwungen hätte. Auf dem Wege nach Afrika blieb er in Spanien hängen und nahm am Bürgerkrieg teil. Da die Weißen ihn nicht genug zu würdigen wußten, die Roten aber kein Verständnis für ihn aufbrachten, trat Kreisel in die Reihen des Anarchisten Pellayo ein. Francos Sieg zwang ihn, in Frankreich Zuflucht zu suchen. Mit dem Stempel *»Indésirable«* im Paß, standen ihm nunmehr alle Gefängnistore Frankreichs weit offen. Der Krieg half ihm heraus. Diesmal blieb Kreisel, klüger geworden, neutral, fand bei einer Witwe in Monaco ein warmes Plätzchen und begann dort einen kleinen Handel. Er kaufte über die Schweiz deutsche Meßgeräte für Amerikaner ein, erstand von diesen dann Penicillin für die Deutschen, machte sich ein kleines Vermögen und heiratete eine Portugiesin, die er in Casablanca kennengelernt hatte.

»Pépé hieß sie! Kein Weib – ein Vulkan!« erläuterte er gern.

»Wie bist du denn aber bloß in die Sowjetunion geraten?« wurde er gefragt.

An dieser Stelle stockte der Bericht, und Kreisel erging sich in

irgendwelchen dunklen Andeutungen über die Unzulänglichkeit des ehelichen Glücks.
»Wo ist denn hier ein Zusammenhang?«
»Ach, es ist doch alles ganz klar —« nach Worten suchend rieb sich Kreisel den Nacken. »Meine Pépé war eben viel zu temperamentvoll und eifersüchtig — oh Gott! Gräßlich! Da mußte ich eben auf eine Zeit verduften, egal wohin, aufs Feuerland oder zu den Hottentotten, das war mir gleich. Und da bekam ich einen lettischen Kasten, der nach Odessa fuhr. Warum sollte ich mir nicht mal Odessa anschauen, ist doch immerhin die Heimat meiner Vorfahren! Bin ein bißchen umhergetrudelt, hab mir die russischen Lande angeschaut und mich endlich hier, in der Eigenschaft eines internationalen Spions niedergelassen ...«

Unterdessen überwachten »die Chirurgen der Menschenseele«, wie die Tschekisten sich selbst gern nennen, sorgfältig jeden unserer Schritte. Die Lagerspitzel horchten, beobachteten und meldeten ...
»Nun, was gibts Neues? Was macht unsere Arbeit?« erkundigte sich Moissejew jedesmal, wenn er in unser Lager kam.
Ich nahm meine Zuflucht zu einer Unmenge langatmiger Erklärungen, klagte, daß die Aufgabe sehr schwierig, Skuratow furchtbar mißtrauisch sei, eine Art Idealist und folglich nicht so billig zu kaufen.
Sichtlich paßten dem Tschekisten meine Ausflüchte nicht, aber ich gewann Zeit und erreichte — was die Hauptsache war — damit, daß Serge nicht zur Waldarbeit hinaus mußte. Auf Anordnung des »Lieben Mannes« wurde er Gehilfe des Brotverteilers Kotlar.
Lange jedoch konnte man die Affäre nicht hinziehen. Bald machte mir der Major unmißverständlich klar, daß ich in kürzester Frist meinen Freund »zu entlarven« hätte, andernfalls müßten wir unsere Sachen packen und dorthin zurückkehren, woher wir gekommen seien — also heim ins »Sanatorium« von Petjka Ludanow.

Nun hieß es: entweder – oder! Schaff Moissejew eine Spionageorganisation – und wenn du platzt!
Kreisel kam uns zu Hilfe.
»Nicht gerade beneidenswert, eure Lage, Boys!« entschied er, als wir ihn ins Vertrauen gezogen hatten, »wie ich den Moissejew kenne, muß ich bezweifeln, daß er genug Humor aufbringt, um eure Späßchen zu würdigen. Doch wer A sagt, muß auch B sagen ...«
Zwei Köpfe sind gut – drei sind besser. Nun zerbrachen wir sie uns schon zu dritt nach einer salomonischen Lösung.
Da entpuppte Kreisel sich als Genie:
»Hört mal«, sagte er, »drei Jahre lang bin ich hier durch die Städte getrampt. Odessa zum Beispiel kenn ich wie meine Westentasche. In Moskau war ich in allen Restaurants gewesen, also paßt mal auf und schreibt's euch hinter die Ohren.«
So wurde das »Unternehmen Vergißmeinnicht« geboren. Bis zum nächsten Besuch Moissejews stand das Stück. Auf einer Bühne hätte es ungefähr so ausgeschaut:

Regisseur: Ljoschka Terechenko (Kreisel) – Globetrotter.
Personen und ihre Darsteller:

SKURATOW – ein enttäuschter Westagent
ICH – Judas, der gemeine Verräter
MWD-MAJOR MOISSEJEW – die verkleidete Naive

Szene I

Moissejews Arbeitszimmer. In der Mitte ein Schreibtisch. Zwei Stühle. Links das Porträt Stalins. Rechts das Porträt Berijas. An der Seite ein gewichtiger Safe.
Es ist später Abend. Die Tischlampe wirft interessante Lichter auf den geschorenen Kopf des Majors und auf seine goldenen Epauletten. Der Major sitzt kerzengerade. Er blättert in Papieren. Ein schüchternes Klopfen an der Tür.
MOISSEJEW: »Herein!«
Die Tür wird vorsichtig geöffnet. Im Spalt erscheint mein Kopf.

MOISSEJEW: *wohlwollend,* »Nun, nun, kommen Sie nur herein! *(plötzlich ungeduldig)* Erzählen Sie, was gibt es Neues?«
ICH: *hebe den Finger an die Lippen, schiele in den Gang zurück. Flüsternd,* »Skuratow ist da! Er möchte etwas Wichtiges mit Ihnen besprechen!«
MOISSEJEW: *hebt die rechte Braue.* »Nun, er soll doch eintreten!«
Mit sicheren Schritten erscheint Skuratow. Den Kopf hoch erhoben. Begrüßt den Major mit einer knappen Verbeugung. Ich mache eine deutliche Bewegung, um unbemerkt zu verschwinden.
SKURATOW: *befehlend,* »Sie können bleiben, Leutnant. Ab heute habe ich keine Geheimnisse mehr.«
MOISSEJEW: *stark interessiert.* »Also Sie sind Skuratow. *(deutet auf einen Stuhl)*
Skuratow setzt sich, schlägt ein Bein über das andere. Ich bleibe stehen.
MOISSEJEW: *reicht ein Päckchen Kasbeck.* »Bitte, bedienen Sie sich!«
SKURATOW: *raucht an, schaut nachdenklich den Rauchwölkchen nach* »Herr Major, Sie gestatten, daß ich Sie jetzt so anrede, dann fällt es mir leichter, alles zu sagen.«
MOISSEJEW: »Aber bitte, bitte!«
SKURATOW: »Zuerst folgendes, Herr Major; Sie dürfen nichts darauf geben, daß ich mit geschorenem Kopf vor Ihnen sitze, im geflickten Buschlat und zerrissenen Schuhen. Trotz allem bleibe ich das, was ich früher war: ein Offizier des französischen Nachrichtendienstes. Als solcher spreche ich mit Ihnen, einem Offizier des sowjetischen Nachrichtendienstes.«
MOISSEJEW: *setzt sich noch aufrechter, geschäftig.* »Ich darf Sie bitten, sich militärisch kurz zu fassen!«
SKURATOW: *pustet die Zigarettenasche auf den Boden. Überhört die Worte.* »Darum beleidigt es mich, daß ich offenbar für einen Dummkopf gehalten werde! Glaubten Sie denn im Ernst, ich würde es nicht merken, daß der, den ich stets für meinen besten Freund gehalten habe, von Ihnen auf mich angesetzt wurde, um mich zu verraten?«

Schamvoll senke ich den Kopf und bemühe mich aus allen Kräften zu erröten.

SKURATOW: *mit Betonung.* »Meine ›zufällige‹ Kommandierung hierher, die Invalidenkategorie meines Freundes, meine Anstellung in der Brotverteilungsstelle – das alles sind Methoden, bestimmt für geistig unterentwickelte junge Mädchen, mit dem Verstand von Sechsjährigen.«

Moissejew bemüht sich aus allen Kräften, nicht zu erröten.

SKURATOW: *mit noch stärkerer Betonung.* »Hoffen Sie ja nicht, Herr Major, mich für ein Päckchen Papyrossy kaufen zu können. Erschienen bin ich absolut freiwillig. Nach langen Überlegungen hat sich in mir die unumstößliche Überzeugung gebildet, bis zum heutigen Tage einer ungerechten Sache gedient zu haben. Außerdem entnahm ich den Erzählungen meines Kameraden, daß ich mit einem echten Offizier der neuen Schule zu tun haben werde. Mit einem Offizier, der meinen Entschluß würdigt und die Gründe, aus denen heraus ich einen Schlußstrich unter die Vergangenheit zu ziehen wünsche, versteht.«

Moissejew runzelt die Augenbrauen und bemüht sich anzudeuten, daß er alles versteht und alles würdigt. Entschieden greift er zur Feder.

MOISSEJEW: *spontan.* »Sie sind ein kluger Mann, Skuratow!«

SKURATOW *lächelt geschmeichelt mit einem Mundwinkel.* »Ich bitte Sie, nach meinen Worten folgendes niederzuschreiben.«

Mit erstaunlichem Eifer kreischt die Feder über das Papier.

SKURATOW: *diktiert langsam, mit Pausen.* »In Odessa, an der Ekke Perwomaisskaja- und Taras-Schewtschenkostraße befindet sich ein fünfstöckiges Gebäude aus Ziegelsteinen. Die Fassade ist olivfarben. Im ersten Stock sind die Geschäftsräume des MOPR, im zweiten das Museum ›Opfer des faschistischen Terrors‹. Man muß eintreten, das Museum besichtigen, dann ins Gästebuch, mit linksgeneigter Schrift, folgendes eintragen: ›Das alles ist gräßlich! So etwas darf sich niemals wiederholen! Wird die Menschheit ihre Lehre aus Maidanek und Dachau ziehen?‹ Die Worte Maidanek und Dachau sind unbedingt in lateinischen Buchstaben zu schreiben. Darunter die Unterschrift: ›VERGISS-

MEINNICHT‹ ... Danach ist das Museum regelmäßig zu besuchen, bis im Gästebuch folgende Inschrift erscheint: ›Niemals werden wir diese Opfer vergessen! Unterschrift: P. P. Blumkins.‹ Daneben wird eine Adresse angegeben sein. Und dorthin müssen Sie sich mit einem Vergißmeinnichtstrauß in der linken Hand begeben. Denjenigen, der Ihnen die Tür aufmacht, müssen sie fragen: ›Wissen Sie nicht zufällig, wo man ein gebrauchtes Kinderfahrrad kaufen könnte?‹ Sagt man Ihnen auf die Parole: ›Ja, ich kenne eine Frau, die hat ein Kinderfahrrad zu verkaufen. Aber das Vorderrad ist nicht ganz in Ordnung‹, dann können Sie mit dieser Person vollständig offen sprechen. Von ihr erhalten Sie alles Erforderliche: Dokumente und Waffen – angefangen von Maschinenpistolen bis zu Zyankali.«

Major Moissejew kann kaum folgen. Vor Aufregung bedeckt sich sein kahler Schädel mit Schweißtropfen.

SKURATOW: *berichtet weiter.* »Zur Unschädlichmachung des Spionagenestes in Moskau folgendes: Um den Verbindungsmann auszumachen, begeben Sie sich in das Hotel Metropol und bestellen dort ein ›Boeuf Stroganoff‹, dazu unbedingt eine Flasche Kaukasisches Mineralwasser ›Narsan‹. Nach dem Mittagessen lesen Sie zwanzig Minuten lang die dritte Seite des ›Abendliches Moskau‹. Bevor Sie zahlen, bestellen Sie aber beim Kellner eine Schachtel ›Drug‹. Danach begeben Sie sich in die Telefonzelle, nehmen das Telefonbuch, suchen den Namen Iwanow und streichen den sechsundzwanzigsten Iwanow mit einem Kreuzchen an. Daneben schreiben Sie das Wort ›Vergißmeinnicht‹. Beim dritten Besuch werden Sie in der Zigarettenschachtel ›Drug‹ einen Zettel mit der Anweisung vorfinden, wie Sie den Verbindungsmann treffen können.

Skuratow verstummt. Seine Beichte scheint ihn zu bedrücken.

SKURATOW: *pathetisch.* »Wirklich, es fällt mir nicht leicht, nach so vielen Jahren getreuer Dienste ins Lager des Feindes hinüberzuwechseln.«

MOISSEJEW: *frohlockend.* »Wir Bolschewisten verstehen es, ehrliche Feinde zu würdigen.« *Tritt zu Skuratow und drückt ihm die*

Hand: »Sie werden sich bald davon überzeugen können, daß Sie richtig gehandelt haben. Die Sowjetmacht ist unbesiegbar und es ist für Sie, als klugen Mann, weitaus besser, auf der Seite des Siegers zu stehen.«

Moissejew kramt in seiner Schublade, holt einige Päckchen Papyrossy hervor, reicht sie Skuratow mit großer Geste.

MOISSEJEW: »Wir werden noch vieles zu besprechen haben. Ich sehe bereits, daß wir miteinander auskommen werden.«

Wir verbeugen uns. Beflissen reiße ich vor Skuratow die Tür auf. Major Moissejew steht in Siegerhaltung neben dem Schreibtisch und verdeckt mit seinem Rücken das Stalinbild. Er lächelt sphinxhaft.

Vorhang.

Diese Szene nahm fast die Hälfte der Nacht in Anspruch. Als wir das »schlaue Häuschen« verließen, räusperte sich der Lautsprecher, und über das Lager hallte in mächtigen Akkorden die sowjetische Hymne:

»Ein ewiges Bündnis von Volksrepubliken
In Freiheit aus unserm Großrußland erstand ...«

»Bim — bom!« klingelt es von den Wachttürmen.
»Sie haben Recht getan!« hatte der Tschekist gesagt. Ob Recht oder nicht, Serge und ich wußten nur allzugut, daß es keinen anderen Ausweg für uns gab.
»Wenn man bedenkt, wie die heutige Komödie klappte, haben wir ja eigentlich unseren Beruf verfehlt, Serge. Wir hätten die Bretter, die die Welt bedeuten, wählen sollen, statt Abenteuer und Krieg!«
»Möglich. Aber kennst du auch den Witz über die Komödie?«
»Welchen?«
»Der neugierige Sprößling fragt seinen Erzeuger: ›Papa, hör mal Papa, warum enden alle Komödien mit einer Hochzeit?‹ Der Vater runzelt die Stirn, dann sagt er: ›Sicherlich darum, weil nach der Hochzeit meist die Tragödie beginnt ...‹ Und genauso kann's auch uns mit Moissejew ergehn!«
Wir lachten beide auf, aber ganz wohl war uns nicht zumute.

Es vergingen keine zwei Tage, und schon ernteten wir die Früchte unserer schauspielerischen Leistungen.
Auf Anordnung des »Lieben Mannes« wurden wir von Kopf bis Fuß neu eingekleidet, bekamen neue Filzstiefel, stoffüberzogene Schafspelze, Pelzmützen – mit einem Wort all das, womit man sonst nur hochgestellte Pridurki, wie Kotlar, auszuzeichnen pflegte. Außerdem wurde uns die höchste Norm der Trokkenverpflegung zugeteilt – mit der man eine ganze Brigade hätte satt machen können.
Mit uns freute sich der Regisseur des »Unternehmens Vergißmeinnicht«. Für alle drei brach ein wahrer »Himbeergarten« an.
»Hat der Wal also doch angebissen!« rieb sich Kreisel die Hände. »Jetzt müssen wir nur aufpassen, Boys, daß unser Boot nicht umkippt.«
Kreisel führte die Wirtschaft. Mit hochgekrempelten Ärmeln, lustig pfeifend, schmorte er den ganzen Tag Kartoffeln, buk Pfannkuchen oder kochte ukrainischen Borschtsch.
»Ein Tag Drückebergerei – bedeutet ein ganzes Jahr Leben!« heißt es im Lager. Und wenn sich manche Gefangenen – nur, um zu einem einzigen Ruhetag zu kommen – Petroleum unter die Haut spritzten, Löffel oder Glühbirnen verschluckten, so konnten wir für ein Herrenleben, wie wir es jetzt führten, ruhig den Kopf riskieren, und das um so leichter, da dieser unter jenen Umständen sowieso nicht viel wert war.

In der Frauenzone stiegen unsere Aktien plötzlich ins Unermeßliche. Man redete sogar davon, daß man uns in Kürze mit Ehrengeleit ins Ausland zurückbringen würde. »Euer Wort in Gottes Ohr!« dachte ich im Stillen.
Abends fanden sich immer mehr Gäste bei uns ein. Stammgast wurde Maschka, die Zange, mit ihren Busenfreundinnen. Die Gitarre in Händen pflegte sie hereinzukommen, in die Saiten zu greifen und – »Hei Ausländer, empfanget eure Gäste!« zu rufen.

Dann wurde der Tschefir gebraut, ein pechschwarzer Sud aus Tee. So stark, daß nach einigen Schlucken das Herz wie ein Dieselmotor hämmerte, die Augen strahlten und einem alles auf der Welt »schnuppe« war.
Maschka kletterte auf die Pritschen, kreuzte die Beine unter sich, schlug ein paar Akkorde an, und dann kam immer das gleiche Lied:

»Taganka* — die Nächte strahlst du voller Licht
Taganka — du allen Menschenglücks Verzicht
Taganka — du nahmst mir Jugend und Talent
Ich bin dein ständiger Arrestant
Mein Leben lang ...«

In solchen Augenblicken schienen Maschkas Augen wehmütig, fast sanft. Ihre kastanienfarbene Mähne fiel weicher und auf seltsame Art gebändigt in das plötzlich stillgewordene bräunliche Gesicht. Die dichten, aufwärts gebogenen Wimpern schimmerten feucht.
Hatte Maschka mehr als nötig vom Tschefir getrunken, wurde sie ganz traurig. Die Gitarre fiel zu Boden, das Mädchen vergrub den Kopf in die Kissen und schluchzte:
»Warum nur, warum sind wir so unglücklich? Sagt doch, warum dürfen wir kein Zuhause haben, keine Eltern, keine Kinder? ...«
Doch das hinderte Maschka — die als Brigadierin im Walde arbeitete — nicht, am nächsten Morgen wie ein Fuhrknecht zu schimpfen, den Rock hochzureißen, sich auf die weichen Teile zu klopfen und irgendeinem Konvoi zuzuschreien:
»Du kannst mich mal ... Komm doch ran, probiers, vielleicht beiß ich auch dir die Nase ab!«
Besonders fröhlich ging es zu, wenn die Blatnoi zu Gast kamen: die Harmonika lärmte, es klang die Gitarre. Die Baracke füllte sich mit Machorkawolken. Tisch und Hocker flogen zur Seite. Und dann ging es erst richtig los! Walpurgisnacht im Norden. Die Fäuste in die Seiten gestemmt, gingen die Blatnoi in die Hocke,

* Berüchtigtes Moskauer Gefängnis für Kriminelle

sprangen, wirbelten, hämmerten den Boden mit den Absätzen, daß der Kalk von den Wänden rieselte und die gefrorenen Scheiben klirrten. Die Zuschauer auf den Pritschen brüllten und klatschten im Takt:

»Ja am Samstag, ja am Samstag
Machen wir uns einen Ruhtag
Aber Samstag ist für uns ja jeder Tag! Da! Da!«

Im Nebel der Machorkawolken, unter den peitschenden Rhythmen der heißen Musik und der wilden Schreie, vergaßen wir für Minuten, daß wir weiße Sklaven waren.
Wenn das Vergnügen seinen Höhepunkt erreicht hatte, erschienen gewöhnlich die Aufseher und es kam je nachdem, wer gerade Dienst tat, zu einem großen oder kleinen Skandal. Zum Skandal aber kam es auf jeden Fall.
Maschka! Niemals werde ich Maschka vergessen, in deren Seele ein winziger, schüchterner Engel einer Horde von hundert ungezügelten Teufeln Gesellschaft leistete. Maschka, die Wildkatze, die jähzornig nach dem Messer greifen konnte, um wegen einer Kleinigkeit zu versuchen, jemand die Gurgel durchzuschneiden. Die aber auch wie ein kleines Mädchen losweinen konnte, wenn ihre Brigade schlechte Prozente aufgeschrieben bekam, oder aber mit dem gleichen Messer friedlich Kartoffeln schälte und davon träumte, wie schön es wäre, wenn man den Lagermüttern gestatten würde, ihre Kinder bei sich zu haben. Und gerade mir, einem Feind solcher Extreme, war es beschieden, sozusagen der Gatte dieser extravaganten Person zu werden.
Das passierte ganz zufällig, als ich ein Gläschen Wodka zu viel getrunken hatte, und Maschka, vom vielen Tschefir bereits schwankend, alle Schleusen ihrer braunen Augen geöffnet hatte. »Ich bin ein Waisenkind«, jammerte sie, »niemand liebt mich. Alle verachten mich, weil ich diesem Parasiten die Nase abgebissen habe. Was sollte ich denn aber tun, wenn er mich doch vergewaltigen wollte? Ich hab kein Elternhaus, keinen Vater, keine Mutter gehabt. Ein Kindchen hab ich gehabt, und das ha-

ben mir die Schufte von der Brust weggerissen – haben es in irgendein Heim gesteckt. Ach mein armes Kleines, ach ich arme, unglückliche Maschka ...«
Wenn ich einen Schwips habe, werde ich immer furchtbar sentimental. Maschkas Klagen brachten mich selbst den Tränen nahe. Sie aber begann in einem Anfall von Verzweiflung mit dem Kopf an die Wand zu schlagen.
»Ich will nicht! Ich will nicht mehr weiterleben!« schrie sie tränenüberströmt.
So gut ich konnte, versuchte ich zu trösten.
»Maschka, Maschenjka, komm, laß sein, Kindchen, laß doch, nicht weinen ...!«
Und so geschah es, daß wir »heirateten«.
Unangenehm war nur, daß Maschka am nächsten Tage lauthals, sozusagen von allen Dächern herunter, über das Vorgefallene berichtete.
»Na ja, als Mann ist er ja nicht sehr beneidenswert. Weder im Wuchs, noch im Äußeren. Aber wie's auch sei, immerhin ist er ein Ausländer. Das ist auch schon etwas wert. Wenn er nach Frankreich zurückkehrt, wird er versuchen, mich hier herauszuholen – wenn er kein Schuft ist!«
Ihren Bericht versah Maschka mit äußerst schockierenden Einzelheiten aus unserem Privatleben. So daß ich erröten mußte, wenn mich daraufhin andere Mädchen anhielten:
»Stimmt es wirklich, daß man bei euch in Frankreich ganz anders küßt, als bei uns?« oder, »Dürfte ich mal zusehen kommen, wie sowas gemacht wird?«
Aber nach »Ludanows Sanatorium« war es doch eine fröhliche Zeit. Sorglos flossen die Monate dahin. Zwar waren alle Berichte über »Unternehmen Vergißmeinnicht« nach Moskau gegangen, aber bei der Schwerfälligkeit der sowjetischen Behörden bestand berechtigte Hoffnung, daß es Sommer würde, bis sie alles entwirrt hatten. Und bis dahin wollten wir flüchten.
Mit allen Vorsichtsmaßnahmen erörterten wir unseren Plan, brachten eine schöne Anzahl Rubel auf die Seite, ließen uns Messer anfertigen, sparten Lebensmittel und – was das Wich-

tigste war — bekamen von einem meisterhaften Fälscher die Bescheinigungen über unsere Haftentlassung.

Es war Frühling, die Wege lagen noch voller Schnee, als man mich in die Siedlung Woschajöl holte, ich sollte mich vor Gericht für meine Flucht und die Ermordung des Jägers verantworten. Da 1947 die Todesstrafe gerade vorübergehend abgeschafft war, änderte es an meiner Lage nichts: mir blieben meine fünfundzwanzig Jahre.

Vor Gericht würde ich Almas wiedersehen. Und ich sah ihn wieder.

Mir wurde vor Entsetzen ganz übel, als man ihn hereinführte: Almas war blind.

Statt der leuchtenden grauen Augen starrten zwei blutige Höhlen aus dem immer noch gebräunten, schmalen und energisch-hochmütigen Gesicht. Um seine Lippen spielte das alte Lächeln. Nur noch mehr Stolz lag darin.

»Almas!«

Tastend streckten sich mir zwei Hände entgegen.

»Brüderchen — lebst also noch?«

»Almas, um Gotteswillen, was ist mit dir geschehn?«

Er zuckte die Schultern:

Nitschewo! sozusagen. Dabei hatte er sich selbst — als er die Schläge nicht mehr ertragen konnte — die Augen mit Kopierstift ausgeätzt.

Der Richter, ein alter Bekannter von Almas, namens Slobin, fragte ihn dann:

»Nun sag mal bitte, warum hast du dir die Augen ausgeätzt — ha? Wen hast du damit bestrafen wollen? Oder meinst du, daß wir dich nicht zur Arbeit zwingen werden, nur weil du jetzt blind bist — ha?«

Almas warf mit einem Ruck den Kopf zurück. Seine blutigen Augenhöhlen richteten sich auf das Gesicht des Richters, dann kam die Antwort. Langsam, seltsam schleppend, aber klar:

»Weißt du was, Bürger Slobin, in all diesen Jahren sind meine Augen müde geworden, euch Schufte anzusehen. Jetzt ist es dunkel um mich, aber ich brauche wenigstens eure widerlichen Fratzen nicht mehr anzuschauen, Blutsauger.«

Einen Augenblick herrschte Totenstille.

»Na, na —« faßte sich Slobin wieder, »du vergißt wohl, wo du dich befindest!«

Eine Rede folgte, über Gesetz und Gesetzesbruch. Über die Notwendigkeit der Einhaltung der Gesetze. Über Gerechtigkeit. Nach Almas lakonischen Worten klang das alles lächerlich.

»... und so müssen wir den Angeklagten, da keine Hoffnung auf Besserung besteht, wieder auf die Neunte zurückschicken ...«

»Hör auf mit deiner Musik, Bürger Slobin«, unterbrach Almas den Richter, »es kotzt mich an! Oder willst du vielleicht, daß ich mir auch noch die Ohren durchsteche?«

Almas spuckte auf den Fußboden und setzte sich. Die Gerichtsverhandlung war beendet.

Almas blieb nicht mehr lange am Leben. Bald kam von der Neunten die Nachricht, daß er einen Aufseher, der ihn gequält hatte, angefallen und sich in seiner Gurgel festgebissen habe. Soviel man ihn auch schlug — er ließ nicht los. So nahm der junge Dieb Almas, Sohn eines kommunistischen Offiziers, sterbend noch einen Henker seines Volkes ins Jenseits mit.

Ende April wurde Skuratow plötzlich zur Etappe nach Moskau herausgerufen — allein. Damit fielen unsere Pläne ins Wasser: die Moskauer Tschekisten waren tüchtiger gewesen, als wir angenommen hatten.

An der Wache kam es zu einem rührenden Abschied. Rührend deswegen, weil wir beide Angst hatten uns wie »alte Weiber« zu benehmen und vergeblich versuchten, die gleichmütigsten Gesichter aufzusetzen. Nach russischer Sitte küßten wir uns dreimal.

»Leb wohl Serge —«

»Leb wohl Max!«

»Behüte dich Gott!«

»Dich auch, leb wohl, wir treffen uns ganz bestimmt wieder!«
»Mach zu, mach zu!« knurrte der Konvoi. »Drüben im Jenseits treffen wir uns bestimmt alle wieder.«
Die schweren Flügel der Wachtore schlossen sich hinter Serge. Ich kletterte auf ein Barackendach und blickte ihm lange nach. Winkte und winkte, bis Serges schlanke Gestalt, von zwei Soldaten flankiert und von Hunden umringt, hinter einer waldigen Anhöhe verschwand.

Mit einem Schlage verlor ich alle Freude am fröhlichen Leben. Langsam wie ein Stundenzeiger verging die Zeit. Weder Kreisel noch Maschka konnten mich aufheitern. Den Lebenslauf des Globetrotters, der bei den Worten: »... und so heiratete ich also die Portugiesin — ein Vulkan, sag ich dir, kein Weib ...« endete, kannte ich auswendig. Jeden Abend, wie eine abgenützte Schallplatte, klang die Gitarre auf. Dann folgte: »Taganka — die ganzen Nächte voller Licht ...«
Maschka weinte: »Warum sind wir alle so unglücklich?« Morgens um sechs und abends um zwölf räusperte sich der Lautsprecher: »Ein ewiges Bündnis von Volksrepubliken ...« erklang es im tiefen Baß.
»Bim-bom! Bim-bom!« unterhielten sich die Glöckchen der Wachttürme miteinander.
Auch der Tschefir half nicht mehr. Manchmal verspürte ich einfach das Verlangen, mich auf einen der Wachttürme zu stürzen. Die Zeit verging, ohne daß Kreisel und ich uns zur Flucht entschließen konnten. Dann aber, Anfang Juli, kamen mir, wie es im Lager heißt, »meine Pastetchen zu den Rippen heraus«: Ich wurde zu Finkel gerufen.
»Also, lieber Mann«, sagte er, »ab morgen nehmen Sie sich eine Schaufel und gehen mit der Brigade Abrek. Sonst schlafen Ihnen vor lauter Herumliegen noch die Seiten ein.«
»Verzeihung, ich bin Invalide!« protestierte ich schwach.
»Wir wissen schon, was Sie für ein Invalide sind. Aber Sie

können ganz leicht wirklich einer werden, wenn Sie meinen Rat nicht befolgen.«

Abreks Brigade, die zum Straßenbau eingesetzt wurde, galt als Strafbrigade, und ich begriff, daß unser »Unternehmen Vergißmeinnicht« geplatzt war. Sicher hatten die Tschekisten es satt bekommen, das Museum in Odessa zu betrachten. Und auch »Boeuf Stroganoff« mit dem Narsaner Wasser hatte ihnen auf die Dauer nicht mehr geschmeckt. Aus! Die Komödie nahm eine tragische Wendung.

Major Moissejew kam angeritten und statt des üblichen: »Nehmen Sie Platz, wollen Sie rauchen?« fiel er wie ein Kettenhund über mich her.

»*Job twoju matj!* Schuft! ... Hundesohn! ... Hochstapler! ... Dir werde ich zeigen, wo bei uns die Krebse überwintern! ...«

Von seiner sonstigen Beherrschung, seiner sonstigen Würde war keine Spur übriggeblieben.

Abrek, ein ehemaliger Bergräuber, erhielt die Anweisung:

»Die schwerste Schaufel dem Franzosen! Und paß ja auf, daß er am meisten faßt und am weitesten wirft.«

Der Chef des Konvois, Leutnant Durnjew – den Befehl:

»Aufpassen! Sie haften mit Ihrem Kopf für ihn! Wenn er flüchtet, nehmen Sie seinen Platz ein!«

Die Aufseher und Lagerspitzel:

»Bis zur völligen Klärung – kein Auge von ihm wenden! Verstanden?«

Schlimme Tage kamen! Ade Trockenverpflegung! Ade Schafspelz und Filzstiefel!

Kreisel wurde irgendwohin weggebracht, Maschka ins Krankenlager verlegt. Ich blieb ganz allein zurück. Doch nein, nicht ganz allein! Ich hatte ja »Freunde« – den Brotverteiler Kotlar und Kosyrsky in der Planabteilung. Beide legten eine geradezu rührende Aufmerksamkeit an den Tag.

»Ai-ai-ai, ja wie konnte denn sowas nur geschehen? Ja, womit soll man denn diese unmenschlichen Repressalien erklären? Ja, was beabsichtigen Sie denn jetzt zu unternehmen?«

»Solange ich in der Brotverteilungsstelle bin —« erklärte Kotlar feierlich, »brauchen Sie den Hunger nicht zu fürchten!«
»Solange ich in der Planabteilung bin, werde ich dafür sorgen, daß man Ihnen gute Prozente aufschreibt!« tröstete Kosyrsky. Beide entpuppten sich als Verräter. Alles, was ich Kotlar erzählte, erfuhr der Oper* Wort für Wort. Bei Kosyrsky, einem Pedanten sondergleichen, fand ich bei einer kleinen privaten Haussuchung im Zwischenboden seines Holzkoffers einen Stoß Kopien seiner Berichte an die III. Abteilung, unterschrieben mit dem Pseudonym »Jaroslawsky«. In diesen Berichten riet Kosyrsky dem Oper, mich wieder auf die Neunte zurückzuschicken, damit er mich dann von dort herausholen könne. Ein Dienst, der ihn sicher zu meinem Vertrauten machen würde. Sein anderer Vorschlag lautete, uns eine Flucht zu ermöglichen, die mich, seiner Ansicht nach, unbedingt zu meinen freien Komplizen führen mußte. Zu Komplizen, an deren Existenz er, Kosyrsky, keinen Zweifel hege.
Sein Heft enthielt über sechzig Namen mit Zeichen, aus denen ersichtlich war, welche Einstellung der Einzelne vertrat, und wer mit wem über welches Thema gesprochen hatte ... Auch die Kopie eines Gnadengesuches an Stalin persönlich befand sich in seinem Koffer. Kurzgefaßt gebe ich hier diese epistolare Schöpfung wieder:
»Teurer und verehrter Jossif Wissarionowitsch! Mit der Bitte um Begnadigung wendet sich an Sie ein ehemaliger Zögling des leninstalinschen Komsomol! Es stimmt, daß ich in die Gefangenschaft der Faschisten geriet und sogar im SD gearbeitet habe. Aber auch damals zielten all meine Bemühungen dahin, auch im Hinterland des Feindes unserem großen Vaterland zu dienen. Da ich das volle Vertrauen der Deutschen genoß, habe ich unzählige unserer Verräter, die tatsächlich aus aufrichtigem Herzen mit den Deutschen zusammenarbeiten wollten, mit eigener Hand niedergeschossen. Und sogar im Lager diene ich unaufhörlich unter

* Oper ist die im Lager gebräuchliche Abkürzung für Operupolnomotschenniy = Sonderbeauftragter des Sicherheitsdienstes

Lebensgefahr der Sache des Kommunismus weiter. Seit meiner Verhaftung habe ich der Untersuchungsabteilung geholfen, an die hundert Feinde unserer Heimat zu entlarven, und sie dem sowjetischen Gericht ausgeliefert ...«
Es folgten einige Einzelheiten, Ziffern und Daten, abschließend eine entwürdigende Bettelei um Begnadigung mit dem Hinweis auf eine alte Mutter. Der Brief schloß:
»... *Sie sind die Verkörperung der Weisheit und des Lichtes in unserem Land. Auf Ihnen und Ihrer Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit beruhen all meine Hoffnungen. Mit dem heißen Verlangen, unserem großen, mächtigen Volke wieder in Freiheit dienen zu können, verbleibe ich als getreuer Sohn unserer geliebten Partei — Georgi Kosyrsky.«*
Beim nächsten Zusammentreffen mit dem getreuen Sohn der bolschewistischen Partei gingen mir prompt die Nerven durch. Ich sah rot, faßte eine zufällig in der Nähe liegende Axt und stürzte auf den Spitzel los.
Kosyrsky hatte Glück: seine langen Beine retteten ihn. Vor Angst quiekend, erreichte er als erster die Wache. Es gelang mir eben noch, ihn leicht am Rücken zu ritzen. Im gleichen Augenblick waren ein halbes Dutzend Aufseher über mir und etwas später hockte ich ziemlich zerknautscht im Karzer.
Am selben Abend wurde Kosyrsky in ein anderes Lager gebracht. Mich aber rief nach fünf Tagen Karzer der »Liebe Mann« zu sich und hielt mir folgende Ansprache:
»Anscheinend wirkt sich milde, menschliche Behandlung nur verderblich auf Sie aus. Also wird man Sie wieder der Fürsorge von Genossen Ludanow überantworten müssen. Zu meiner größten Betrübnis mußte ich feststellen, daß Sie zu den Unverbesserlichen gehören, deren Bestimmung es ist, als Dünger für den sozialistischen Boden zu dienen.« Aus.
Am nächsten Tage flüchtete ich. »Mit einem Ruck«, wie man im Lager sagt, ohne Vorbereitungen und Plan.
Unsere Brigade arbeitete mitten in der Taiga.
»*Stoi! Stoi!*« brüllte der Konvoi und hantierte, zitternd vor Aufregung, an seinem Gewehrschloß herum.

Ein Schuß folgte. Ein zweiter, ein dritter.
Die ganze Taiga hallte von Schüssen wider.
Ich stolperte. Fiel. Hörte neben mir die Kugeln pfeifen und schaffte es dennoch.
Das war am 17. Juli 1947.

Ich lief drei Tage und zwei Nächte. Blieb nur stehen, um Atem zu holen. Wenn die Beine vor Erschöpfung nachgaben, fiel ich auf die Knie und dankte Gott, daß ich frei war, stand auf und lief weiter.
Ich versank bis zum Halse im Sumpf, schluckte eine grünliche, stinkende Flüssigkeit und freute mich dennoch meiner Freiheit.
Ich geriet in ganze Wolken von Moschkas – eine lebende, fliegende Grütze. Sie zerfleischten mich, verstopften mir die Augen, krochen in die Nase und blieben im Halse stecken.
Blind, stieß ich mit dem Kopf gegen Baumstämme, und war doch glücklich. Meine Beine waren blutig, Arme und Hände von Dornen aufgerissen. Und dennoch hätte ich singen können: ich war FREI!
Niemand, der nicht die Sklaverei am eigenen Leibe erfahren hat, wird begreifen, welche Freude, welches Glück eine solche Flucht bedeutet. Ohne mich umzuschauen, ohne mich orientieren zu wollen, lief ich, bis meine Kräfte endgültig erschöpft waren. Ich fiel ins Moos. Es war weich, weich ... Ich wollte noch beten und war schon eingeschlafen. Glücklich.
Das Erwachen war furchtbar. Ein Schlag auf den Kopf weckte mich. Halbbetäubt, sah ich eine frohlockende Tschekistenfratze über mir.
»Steh auf, Saustück!«
Zwei riesige Wolfshunde fielen mich an.
»Steh auf, Saustück!« wiederholten die eisenbeschlagenen Absätze.
Zerbissen, zerschlagen, mußte ich mich auf die Knie stellen. Langsam senkte sich eine Pistolenmündung. Der kalte Stahl berührte meine glühende Stirn.
»Glaubst du an Gott?« grinste der Tschekist.

»Ja —«
»Dann bete, daß dir Gott das Tor aufmacht!«
Der Schuß krachte. Die Kugel zischte über meinen geschorenen Kopf hinweg.
Von neuem senkte sich die Pistolenmündung.
»Leben deine Eltern noch?«
»Sicherlich —«
»Die siehst du nicht mehr wieder!«
Unter Hohngelächter fiel wieder ein Schuß.
Das ist kein Hirngespinst. Es ist keine Stilprobe oder ein Versuch, mit billigen Effekten Eindruck zu machen. Es ist auch nicht das Bestreben, die Tschekisten schlimmer hinzustellen als sie sind, kein Verlangen, mit der eigenen Tapferkeit zu glänzen! Denn ich habe vor Angst gezittert wie Espenlaub. Es ist die reine Wahrheit, wie ich sie damals erlebte, an jenem Tag in der Ustwymer Taiga.
Fünf oder sechs Mal fielen die Schüsse. Endlich hielt ich es nicht mehr aus. Die Wut siegte über die Angst. Ich brach in Verwünschungen aus und bat nun schon selbst, mich umzulegen. »Schieß doch Hund! Schieß Tarantel! Mach doch endlich Schluß! Ich will nicht mehr euer Sklave sein, Schufte, ich scheiße auf euren Sozialismus!«
Aber die Tschekisten schossen nicht mehr. Auflachend verabreichten sie mir noch ein paar Hiebe mit Fäusten und Absätzen und entschieden dann wohl, daß es vorläufig genug sei.
Überhaupt ist es mir bis heute unerklärlich, warum man mich damals in der Taiga nicht erschossen hat. Vielleicht aber ist es durch die Tatsache, daß ich in Moskau geführt wurde, zu erklären.
Auf den Lärm und die Schießerei hin erschienen noch mehr Konvoi — einige von ihnen zu Pferde.
An einen Steigbügel geklammert, kaum noch fähig die Beine zu heben, schleppte ich mich wieder in die Sklaverei.
Diesmal war ich nicht weit gekommen. Doch ist auch möglich, daß ich ohne jegliche Orientierung — im Kreise herumgelaufen bin.
Gegen Abend näherte sich unser Zug, an die dreißig Wach-

soldaten zu Fuß und zu Pferd, aus der Taiga kommend, der Siedlung Woschajöl.
»Wasch dir die Fresse ab!« befahl ein Offizier und deutete auf eine Pfütze.
Ich weigerte mich. Nicht, daß mir das geronnene Blut im Gesicht angenehm gewesen wäre. Nein, dachte ich, aber eure freien Bürger sollen ruhig einmal sehen, wie ihr die Menschen zurichtet!
Das war sicherlich ein seltsamer Anblick: Ganz vorn kam ich herangehumpelt: klein, abgerissen und kläglich. Hinter mir der Zug der Sieger: gesund, herausgemästet und bis an die Zähne bewaffnet.
Aus den Häusern stürzten die Bewohner: Stumm, mit verschlossenen Mienen betrachteten sie die lächerliche Parade. Nur die Kinder freuten sich. Die roten Pioniertücher um den Hals, wirbelten sie mit ihren bloßen Füßen den Staub auf, rannten uns hinterher und schrien mit ihren piepsigen Stimmen:
»Sie haben einen Spion gefangen! Einen Spion gefangen!«
Einige hoben Steinchen auf und warfen sie nach mir. Und eigenartig – über alle Gefühle der Erniedrigung, des körperlichen Schmerzes und der Angst siegte das Gefühl einer befriedigten Eitelkeit.

Ich wurde in den Isolator der elften Lagerabteilung gebracht, der sich nahe am Durchgangslager befand. Ein Verhör als solches fand diesmal nicht statt. Nachts nur brachte man mich in die Kommandantur, und ich erhielt eine zweite Tracht Prügel, an die ich noch lange zurückdenken mußte.
Wenn ich die Besinnung verlor, kippte man mir einen Eimer Wasser über den Kopf.
Kam ich dann wieder zu mir, ging unter wüstem Geschrei:
»*Job twoju matj*, wirst du noch einmal flüchten?« das Ganze von vorne los. Ging so lange, bis ich fast meinen Geist aufgab. Ich erwachte in der Zelle und konnte lange Zeit hindurch nicht

begreifen, was mit mir geschehen war. In den Ohren klingelte und summte es verdächtig, die geringste Bewegung verursachte unerträgliche Schmerzen. Es war stockfinster. Halbbetäubt, wie ich war, verwirrten sich meine Gedanken: sollte ich blind geworden sein? Hatte man mich schon umgebracht – oder verstümmelt? Wie lange würde ich in dieser Finsternis zubringen müssen? Und warum?

Schüttelfrost ließ meine Zähne aufeinanderschlagen. Furchtbarer Durst quälte mich. Ich wollte rufen, brachte aber nur Stöhnen und Röcheln hervor. Alles verwirrte sich vollständig und wurde zum quälenden Fieberwahn: Glocken klangen – wie zum Begräbnis. Wieder fühlte ich die Tritte der eisenbeschlagenen Stiefel, hörte das Gebrüll: »*Job twoju matj*, wirst du noch einmal flüchten?«

Dann, es war später und schien mir ein Traum, richteten behutsame Hände meinen Kopf auf und gaben mir zu trinken. Die gleichen Hände deckten mir einen Buschlat über. Von weither kam Flüstern und Licht.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich meinen Samariter sah: es war ein gewöhnlicher Aufseher. Ich mühte mich, etwas zu sagen, zu fragen, aber der Tschekist hob nur den Finger zum Mund.

»Lieg still und rühr dich nicht!« sagte er leise, »noch besser wär's aber, wenn du was essen könntest.« Er nahm einen Napf voll Grütze und begann, mich wie ein kleines Kind mit dem Löffel zu füttern.

Das alles war so seltsam, daß ich geneigt war, an die Erscheinung eines Schutzengels zu glauben, der, um mich zu retten, eine Aufseheruniform angezogen hatte. Aber mein Schutzengel hatte keinen Glorienschein und keine Flügel, sondern das breite Gesicht eines russischen Bauernburschen und redete dessen einfache Sprache.

Es war der Nachtaufseher, während seiner Dienststunden der unumschränkte Herr des Isolators. Und mein Wunder-Aufseher war es, der nachts Doktor Hugo zu mir führte, einen kleinen grauhaarigen Letten, der als Lagerarzt arbeitete. Diese Visiten wa-

ren bestimmt nicht von oben her sanktioniert und hätten den Arzt seine privilegierte Stellung kosten können. Darum wohl zog der Doktor auch eine so klägliche Miene, und seine Finger zitterten, wenn er mir die Injektionen machte. In holprigem Deutsch verständigten wir uns miteinander.

»Ich werrde mir freuen, Sie gesund bald sehn!« sagte einmal der Arzt.

»Isch auch, Errr Doktor. Isch dank Ihnen für Ihre Ilfe!«

»Danken Sie Gott für Ihre Konstitution und diesem Burschen, der alles Risiko auf sich nimmt.«

Die Aufseher der Tagwache kamen aus dem Staunen nicht heraus.

»Also das ist ein Franzus, *job twoju matj!* Hast du aber ein hartes Fell, da könnte mancher Russe neidisch werden!«

Ich aber hörte erst dann auf, für dieses mein Fell zu fürchten, als ich erfuhr, daß Major Moissejew seiner Stellung enthoben worden sei. Also hatte ihm das »Unternehmen Vergißmeinnicht« kein Glück gebracht.

Als ich mich schon selbständig auf den Beinen halten konnte, kam der Befehl zur Etappe in die Inta-Lager.

Die Siedlung Inta liegt an die sechshundert bis siebenhundert Kilometer nordöstlich von Ustwymlag, in der Nähe von Workuta, an den Ausläufern des nördlichen Urals und ist das Zentrum eines mächtigen Kohlebeckens.

Damals allerdings waren mir diese Einzelheiten unbekannt. Ich wußte nur, daß ich noch weiter nach Norden kommen sollte und das rief eine regelrechte Panik bei mir hervor.

Wenn ich schon aus Ustwymlag nicht hatte flüchten können, welche Aussichten hatte ich dann auf der Inta? Ich war vom Gedanken an Flucht regelrecht besessen.

Auf die Etappe ging ich mit einem Sonderkommando, das heißt, ich wurde allein, auf besonderen Befehl, transportiert.

Im Durchgangslager war an eine Flucht überhaupt nicht zu den-

ken. Die Aufseher klebten mir förmlich an den Fersen. Kurz vor der Abfahrt legte man mir Fesseln an, und ein Lastwagen fuhr mich zur Bahnstation Wesljana.
Der Zug Kirow – Workuta hielt. Ganz hinten waren zwei Gefängniswaggons angehängt, die aus irgendeinem Grunde nach dem zaristischen Minister Stolypin-Waggons heißen. Dem Chef des Konvoi wurde ich als gefährlicher Bandit und Rowdy heiß ans Herz gelegt, worauf man mich in ein enges Coupé stieß, in dem fünf politische Gefangene, direkt aus dem Moskauer Gefängnis kommende »Grünlinge« saßen.
Meine frischen Schrammen und Schrunden im Gesicht, meine Fesseln und die Pluderhosen sprachen nicht eben zu meinen Gunsten. Die Reisegefährten hielten mich sichtlich für einen Blatnoi und rückten vorsichtig von mir ab. Ich kann mich nur noch an zwei erinnern: einen alten orthodoxen Rabbiner, sicherlich aus den polnisch annektierten Gebieten, und an den berühmten Tenor der Leningrader Oper, Petschkowsky. Der Alte, dem man seinen Bart gelassen hatte, murmelte ununterbrochen Gebete vor sich hin. Petschkowsky benahm sich höchst ausgelassen und verkündete laut, daß diese Schweinerei für manch einen, aber nicht für ihn lange andauern würde.
Wie ein Urgeschöpf heulte die Lokomotive. Rhythmisch hämmerten die Räder gegen die Schienen, zählten Meter und Kilometer, um sie, zusammen mit meinen Hoffnungen, immer weiter im Süden zurückzulassen.
Als man uns zur Toilette führte, machte ich einen letzten verzweifelten Versuch: Ich bat, mir die Handschellen abzunehmen. Obwohl dieser Wunsch doch ganz natürlich schien, erfüllte ihn der Soldat höchst ungern.
Im gleichen Augenblick, da meine Hände frei waren, flog ich schon an meinem Wächter vorbei zum Ausgang.
Doch meine letzten Illusionen zerschellten an der Waggontür – sie war abgeschlossen.
Unverzüglich kam es zu einem unangenehmen Wortwechsel, der sich schmerzhaft auf meinem noch nicht gänzlich verheilten Fell auswirkte.

Diesmal nahm ich die Schläge mit erstaunlichem Gleichmut hin, und wenn ich brüllte, so tat ich es schon mehr aus Gewohnheit. Mich schmerzten nicht so sehr die Knochen wie der Verlust meiner Hoffnungen.
Mit diesem dummen Einfall erreichte ich nur, daß ich halbnackt auf der Plattform, dem eisigen Windzug ausgesetzt, festgebunden wurde.
Nachts, als ich mich schon fast in einen Eiszapfen verwandelt hatte, stieß man mich in mein vergittertes Coupé zurück. Die »Grünlinge« benahmen sich sehr mitfühlend: machten mir Platz, deckten mir alle möglichen Lumpen über, und ich schlief, von den Ereignissen völlig gebrochen, fest ein.
Heute noch kann ich mich bis in die kleinste Einzelheit an den furchtbaren Alptraum erinnern, den ich damals, auf dem Weg ins Polargebiet hatte:
Ich fahre auf einer offenen Plattform, oder ich fliege auf der Tragfläche eines Flugzeugs dahin. Ich weiß, es geht nach Norden. Ringsherum ist alles schweigsam und leer. Von einem grauenhaften Halbdunkel umgeben liegt eine grenzenlose Öde. Plötzlich erstarrt mein Blut vor Entsetzen: Ich sehe, wie die Ebene unter mir schwankt, wie unter dem Schnee die Toten hervorkriechen. Es sind ihrer Tausende – Abertausende. Entsetzlich verkrüppelt, langen sie mit ihren ausgedörrten langen Armen zum düsteren Himmel, klettern aufeinander, fletschen ihre lippenlosen Münder und heulen im Chor: »Never more!«
Und jetzt sehe ich Wassjka, den »Himmlischen Platzanweiser«, groß wie der Eiffelturm, das Gesicht wie ein Kuheuter, im feuerroten Hemd, die Knute in der Hand. Wassjka brüllt aus Leibeskräften:
»Kusch, Schufte! Maul halten, Verdammte!« Er brüllt und schlägt mit seiner Knute auf die Toten ein. »Kusch, Elende, werdet ihr's endlich sagen, wer von euch die Zunge meiner Stute aufgefressen hat?«
Die Toten aber stöhnen und heulen nur weiter ihr »never more!« Wieso never more? Warum never more? Wieso klagen sie eigentlich auf englisch, versuche ich zu begreifen.

Wie Luftwurzeln gigantischer Bäume strecken sich die dürren Hände höher und höher.
»Santerre, Slawjansky, Santerre!« schreit Wassjka und sucht mich unter den Toten.
Ich zittere vor Angst, daß Wassjka denken könnte, ich hätte seiner Stute die Zunge abgeschnitten. Ich möchte mich irgendwo verstecken, mich verkriechen – und plötzlich sehe ich ein Grab. Eigentlich eine Grabplatte, mit einem Kreuz, meinem Namen und einer Jahreszahl. Ich fürchte mich, näherzugehen und möchte doch gleichzeitig brennend gern meinen Todestag erfahren. Plötzlich hebt sich die Grabplatte: Skuratow und Nastja blicken mich an. Beide lächeln und winken mir zu. Sie rufen: »Komm her! Schnell, komm her! Hier ist's gut, hier ist's gemütlich! Hier findet dich Wassjka gewiß nicht!«
Wassjka aber kommt immer näher und näher, die Peitsche knallt, er brüllt:
»Slawjansky! Slawjansky ...«
Mit Wucht tritt mich der Stiefel eines Konvoi in die Rippen.
»Slawjansky, *job twoju matj*! Steh auf, wie oft soll man dich rufen! Hoch, steh auf, wir sind da, sag ich dir!«
Ich erhebe mich mühsam, schwanke wie betrunken. Noch vermag ich nicht den Alpdruck von der Wirklichkeit zu unterscheiden.
»*Dawai, dawai!* Beweg dich!«
Wieder werden mir Handschellen angelegt. Wie ein Heubündel schmeißt man mich auf einen Wagen. Wir fahren. Der Lastwagen rüttelt und schüttelt. Wie Rauch weht der graue Bart des Rabbiners. Rundherum ist alles leer. Keine Bäume, keine Gebäude. Nur die nackte Tundra des Polargebiets umgibt uns, düster und leer, wie in meinem Traum.

Dann wieder Wachtore und wieder Tschekisten. Die Formulare werden verlesen. Die Filzung folgt.
Einer – gedrungen, mit runder, bebrillter Visage, den Bauch vorgestreckt, tritt dicht an mich heran.

»Also du bist dieser Spion, Bandit und berühmte Ausreißer!«
Gefesselt senke ich den Kopf und schweige.
»Was antwortest du nicht, wenn man mit dir redet?«
Ich schweige weiter.
»Ab mit den Schellen!« schreit der Tschekist.
Die Handschellen werden abgenommen. Der Tschekist deutet auf die Tundra, über der dichter Morgennebel brodelt.
»Na los! Lauf, wenn du dich traust! Es hält dich Saustück ja keiner fest!«
Ich schweige, und die schwere Faust des Tschekisten landet in meinem Gesicht. Es ist die Visitenkarte des Oberstleutnants Koslow — des Regimechefs aller Inta-Lager.

INTA, DIE HÜNDIN

Die Inta-Lager sind nach einem schnellen Flüßchen, der Inta, benannt, die ihre Wasser der Petschjora zuführt. Gegründet wurden die Lager während des Krieges, um Kohle für das abgeschnittene Leningrad zu gewinnen. Die in Abes liegenden Durchgangslager und Invalidenkolonnen nicht einbezogen, gehören zur Inta-Verwaltung fünf Hauptlager, welche mit Kohlegewinnung beschäftigt sind.
»Suki-Inta – Inta, die Hündin«, aber wurde das Ganze von den Gefangenen getauft, weil dort lange Zeit Suki, die Erbfeinde der Blatnoi herrschten.
Von dieser Verbrecherkategorie hatte ich zu jener Zeit eine sehr dunkle Vorstellung. Ich wußte nur, daß alle, die dem Blatnoi-Gesetz abtrünnig wurden, Suki hießen. Lapo war eine Art Suki gewesen. Ebenfalls Wassjka, der »Himmlische Platzanweiser«. Viele Lagerkommandanten und Brigadiere galten für Suki und die Blatnoi versuchten, sie bei jeder günstigen Gelegenheit zu erledigen. Es schien daher, als habe ich also überhaupt nichts damit zu tun. Aber die Zukunft bewies, daß ich in dieser Beziehung immer noch ein blutiger Fraier war. Nach meiner Bekanntschaft mit dem Oberstleutnant Koslow flog ich unter Mithilfe zweier Aufseher so rasch in den BUR, daß ich kaum die Erde unter mir spürte.
Wums! – schloß sich krachend die eisenbeschlagene Tür hinter meinem Rücken. Aus der Froschperspektive bot sich mir beim Schein einer schwachen Glühbirne das übliche Bild: vier Bretterwände, die Parascha und ein vergittertes Fenster.
»Hei Bursche – « klang es durch die Bretterritzen, »woher kommst du denn?«
Ich kroch auf die Pritschen, drückte ein Auge an die Ritze und war angenehm überrascht. Nebenan saßen Frauen. Größtenteils junge und – wie ich gleich auf den ersten Blick sah – kriminelle Frauen.
»Seid gegrüßt, Mädchen!« sagte ich höflich.

»Grüß dich. Wo kommst du denn her, Falke?«
»Fragt lieber nicht. Bin vom Himmel gefallen.«
»Und genauer?«
»Genau gesagt, komm ich mitten aus der Taiga, von dort, wo es selbst den Bären und Wölfen zum Kotzen ist. Wie ist's denn hier bei euch in den Inta-Lagern?«
»Wirst's erleben! Aber wieso ist deine Visage voller Veilchen? Von 'ner Sauferei — wie?«
»Euch wünscht ich mal so 'ne Sauferei ...«
Das Mädchen, mit dem ich sprach, war hübsch. Tiefschwarz mit mongolischen Schlitzaugen, war es anspruchsvoll gekleidet und benahm sich ungezwungen. Die »Frau« eines Blatnoi, dachte ich. Und da ich mich vor ihr nicht als Fraier zeigen wollte, benahm ich mich genau so ungezwungen. Sie war wirklich nett: durch die Ritze kamen an die zehn Papyrossy mit Streichhölzern und einem Stückchen Reibfläche.
Wir sprachen von diesem und jenem, aber antworteten, wie es im Lager Brauch ist, niemals auf direkte Fragen.
»Wer bist du denn aber nun in Wirklichkeit?« fragte endlich die Hübsche, welche sich Murka, die Tatarin, nannte.
»Artist eines abgebrannten Theaters!« gab ich scherzend zurück.
»Und du?«
»Die Frau vom hiesigen König!«
Im gleichen Augenblick wurde an meine Tür geklopft, und eine näselnde Stimme fragte im Gang:
»*Muschik*, hei Bauer, von wo bist du hergekommen?«
Ich hielt es für unter meiner Würde, auf eine derartige Anrede zu antworten.
»Hei Mensch!«
Das war schon annehmbarer, und ich rief zurück:
»Was willst du?«
»Wer bist du überhaupt?«
»Das geht dich einen Scheißdreck an!«
»*Job twoju matj*, antworte, wenn man dich fragt!« Die Stimme klang jetzt drohend.
Da ich mich nicht vor den Mädchen blamieren wollte und über-

haupt keinen Grund sah, einen Rückzieher zu machen, antwortete ich mit einem ausgesuchten, dreistöckigen Fluch und schickte meinen unsichtbaren Gesprächspartner zum Teufel.
»Na warte, Schlangenei, dich zertret ich noch!« kam es durch die Tür, dann wurde alles still.
»Was bist du für ein Held, daß du mit dem Kosaken in solchem Ton redest?« fragte Murka, die Tatarin, streitsüchtig.
»Was für ein Kosake?«
»Der mit dir gerade gesprochen hat. Ich glaube Bursche, du scheinst zwei Köpfe auf den Schultern zu haben, daß du dich traust, so frech zu sein.«
Erstaunlich, denke ich. Woher bitte soll ich ahnen, was das für ein Kosake ist? Und außerdem sei's dreimal ein Kosake, was ging denn mich das an? Soll er sich doch zum Teufel scheren! Aber mir erging's dann wie dem tapferen Schneiderlein, das mit einem Riesen kämpfen mußte, nur weil es sieben Fliegen auf einen Streich getroffen hatte.
Meine Nachbarinnen schwiegen plötzlich, als hätten sie Wasser in den Mund genommen und beantworteten keine meiner Fragen.
Ich war noch gar nicht mit meinen Erwägungen zur Lage fertig, als meine Zellentür aufsprang und drei Männer in Zivil hereinkamen. Der Anführer, ziemlich klein, scharfäugig und hager im Gesicht, war gut gekleidet und trug einen langen Schal, dessen Enden über die Schultern geworfen waren. Herausfordernd stemmte er sich die rechte Faust in die Hüfte – an seinem Gürtel hing ein Finnendolch.
Aufs Schlimmste gefaßt zog ich mich auf meiner oberen Pritsche bis an die Bretterwand zurück.
»Na los, kriech runter!« befahl der Mann mit dem Schal.
»Wozu denn?«
»Kriech runter, wenn man dir befiehlt, Aas!«
»Was hab ich denn unten verloren, ich hab da doch nichts zu such –.« Ich konnte das Wort nicht mehr beenden, mit eisernem Griff hatte der Mann mich am Fuß gepackt. Ich beschrieb einen großen Bogen in der Luft und krachte auf den Boden.

Mit Fußtritten in den Rücken — und weiter unten — wurde ich in das Kommandanturzimmer befördert. Mein Gehirn arbeitete mit der Geschwindigkeit eines elektrischen Zählers: Wer waren diese Leute? Was wollten sie von mir? Und warum, vor allem, schlug man mich? Die Lage schien unsinnig: mich schlugen alle — überall und aus jedem beliebigen Grund.
Seltsam war auch, daß kein einziger Aufseher zu sehen war. Der Mann mit dem Schal ließ mir nicht viel Zeit zum Überlegen.
»Weißt du, wer ich bin?« fragte er und in seiner Hand blitzte der Dolch.
»Woher soll ich wissen, wer du bist. Ich bin doch gerade erst angekommen!«
»Und woher bist du gekommen?«
»Von der Ustwymer Neunten!« log ich, um mir ein gewisses Ansehen zu verschaffen.
»Aha, von der Neunten, also ein Blatnoi. Dann wisse, daß mein Name Schaljew ist. Ich bin ein Suki, ›Treff-König‹ genannt, Oberkommandant der dritten Lagerabteilung, und jeder Blatnoi, der in unser Lager kommt, ist eine Leiche! Kapiert?«
Himmel, denke ich, also das nennt man vom Regen in die Traufe . . . Möglichst ruhig, absichtlich die gewähltesten Ausdrücke benutzend, erkläre ich:
»Sie sind sichtlich in einem unheilvollen Irrtum befangen, Genosse Schaljew, ich bin ein politischer —«
»Die Gans ist dem Schwein kein Genosse! Was für ein Genosse bin ich dir, Vieh!«
»Gut also, dann eben Herr Treffkönig! Sie befinden sich in einer höchst bedauerlichen Verirrung, wenn Sie annehmen, in meiner Person einen Blatnoi vor sich zu haben, oder aber, wenn Sie vermuten, daß ich überhaupt etwas mit den Blatnoi gemein haben könnte.«
»Ja wirst du denn nicht Franzus genannt? Franzus, der im vorigen Jahr mit Almas zum weißen Staatsanwalt ging?«
Nun begann ich schon ein wenig zu stottern.
»Gestatten Sie, man nennt mich in der Tat Franzus, doch das ist keineswegs mein Spitzname, sondern sozusagen meine na-

tionale Angehörigkeit. Was nun die Flucht mit Almas anbetrifft, so war dies, könnte man behaupten, eine reine Zufälligkeit ...«

»Hör auf mit dem Quatsch!« knurrt Schaljew und ich fühle die Dolchspitze an meinen Rippen, »red wie ein Mensch, damit man dich versteht.«

»Was ist da unverständlich? Ich bin weder Dieb noch Blatnoi, sondern ein einfacher und ehrlicher Fraier! Verstanden? Und Franzus nennt man mich, weil ich in einem Land geboren bin, das Frankreich heißt – klar?«

Schaljews durchbohrender Blick wurde nachdenklich, als grübele er nach, ob er mich nun erstechen sollte.

»Brauchst mir nicht zu erklären, wir wissen schon, was das ist – Frankreich!« sagt der Treffkönig schon etwas milder und steckte – wie's schien ungern – seine Finnka in die Scheide. »Verschwind in deine Zelle, bis morgen bringen wir's raus! Aber gnade dir Gott, wenn du noch einmal wagst, gegen einen von uns frech zu werden. Wirst dann ohne Kopf herumlaufen müssen!«

Zum Abschied bekam ich noch einen mächtigen Fußtritt in den Hintern: »Hau ab – schlaf ruhig!«

Einfach gesagt: »schlaf ruhig« – von all den Erlebnissen ging es mir wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Einerseits der dumme Einfall mit der Spionage – da war es klar, daß die Tschekisten prügelten. Verständlich war sogar, daß der Konvoi prügelte, oder, sagen wir mal, der Brigadier. Hier aber kam zuerst irgendein Kosake daher, und dann dieser unglaubliche Treffkönig! ...

Die ganze Sowjetunion, besonders aber die Konzentrationslager könnte man mit voller Berechtigung das »Land der Wunder« nennen. Solange ich dort lebte, kam ich aus dem Staunen nicht heraus. Jeden Tag denkt man aufs neue: »Also nachdem, was ich heute sah, wird dich schon nichts mehr in Erstaunen setzen können!«

Aber nein, es bricht ein neuer Tag an und bringt neuen Grund zum Staunen.

In diesem BUR auf der Inta herrschte eine neue und für mich unerklärliche Atmosphäre. Besonders eigenartig dadurch, daß kein einziger Aufseher zu erblicken war. Auf dem Gang war dauernd eine sonderbare Bewegung. Von Zeit zu Zeit erklangen jammervolle Schreie, dann wieder unbändiges Gelächter. Mich schien man ganz vergessen zu haben. Vierundzwanzig Stunden nach meiner Ankunft hatte man mir noch nicht einmal die Tagesration Brot ausgegeben.

Ich hämmerte gegen die Tür, um zu protestieren. Daraufhin schob sich die verschlafene Visage eines Dnewalny durch die Futterklappe.

»Was machst du bloß für 'nen Lärm?« fragte er gähnend.

»Ich mache keinen Lärm, ich verlange die mir zustehende Ration!«

»Weiß von nichts!«

»Außerdem bin ich hier ohne jeden Grund eingesperrt, ohne Resolution! Darum ruf mir den Oper her!«

»Welchen Oper brauchst du denn?«

»Na welchen schon — den politischen Leiter von diesem Lager hier.«

»Hm ... den hat man aber schon über einen Monat nicht mehr gesehen.«

»Wo ist er denn?«

»Weiß der Teufel! Säuft sicherlich. Übrigens kotzt du mich an mit deinem Gefrage. Ich hab keine Zeit!« — und die Futterklappe fiel herunter.

Auf solche Weise bekam ich weder Mittagessen noch Abendbrot. Wollen die mich verhungern lassen, dachte ich.

Schlimmer als der Hunger war der Mangel an Rauchbarem zu ertragen. Und durch die Ritzen drang aus dem Nebenraum verlockender Tabaksgeruch. Meine Nachbarinnen ignorierten mich jetzt völlig, und ich mochte mich nicht so weit demütigen, sie um eine Papyrossy zu bitten.

Nachts wurde es besonders schlimm. Allerdings gab es keine richtige Nacht, denn sogar die Zeit schien hier aus den Fugen geraten. Es war Sommer, und durch die Gitterstäbe schimmerte

ein seltsam kaltes Licht. Da mir diese Erscheinung ungewohnt war, vermochte ich kein Auge zu schließen.
Und dann, etwa um die Mitte dieser weißen Nacht, hörte ich ein Rascheln vor meinem Fenster.
»Fang auf!« rief es halblaut, und in die Fensterblende fiel ein ziemlich umfangreiches Paket. Nur mit Mühe konnte ich es durch das Gitter zerren. Packte es aus und – hätte vor Erstaunen fast aufgeschrien: ein Weißbrot, ein ordentliches Stück Speck, zwei Päckchen Papyrossy, und natürlich Streichhölzer.
Mein erster Gedanke war, daß dies alles gar nicht für mich bestimmt sei. Der zweite: man will mich vergiften!
Aber das Verlangen zu rauchen nahm mir die Lust zu anderen Vermutungen. Ich öffnete ein Päckchen und fand einen Zettel: *»Laß den Kopf nicht hängen, Franzus! Halt aus, du bist nicht allein!«*
Aha! dachte ich, wieder eine Neuigkeit! Fiel nun also ganz ohne Hemmungen über die Lebensmittel her, und später, als mich dann Zigarettenrauch umgab, war ich schon ganz glücklich.
Die Nacht verlief ruhig. Aber morgens kam es wieder zu einem Krach. Schaljew erschien, zog die Luft prüfend durch die Nase und fragte:
»Wer hat dir zu rauchen hereingeschmuggelt?«
Ich schwor bei allen Göttern, daß ich von nichts wüßte. Da macht der Treffkönig eine kleine Haussuchung und findet natürlich Brot, Zucker und den Speckrest.
Alles fliegt in die Parascha und ich bekomme wieder einmal etwas ab. Tröstlich ist nur, daß mir Schaljew die Papyrossy gelassen hat.
Es vergehen einige Tage, dann höre ich auf dem Gang lautes Türengeklapper. Fröhliche Stimmen brüllen: »Urra!«
Ganz zuletzt öffnet sich auch meine Tür. Neben Schaljew steht ein düster dreinblickender Mensch im Ledermantel, den ich schon an der Wache gesehen hatte. Es ist der Lagerchef, Kapitän Kolodin. Die Hände tief in die Taschen vergraben, schwankt Kolodin bedrohlich, riecht drei Meter gegen den Wind nach Wodka und stiert mich aus betrunkenen Augen an.

»Und wofür sitzt du hier, *job twoju matj?*«
Bevor ich antworten kann, flüstert ihm Schaljew etwas zu, ich verstehe nur: » . . . auf Koslows Befehl . . .«
Kolodin verzieht das Gesicht.
»Ich scheiß drauf, was Koslow befiehlt. Hier bin ich Chef!« sagt er rülpsend. »Wer bist du? Suki — Blatnoi — Faschist? Alles eine Bagage! Ich hab heut Geburtstag, amnestiere alle! Verdufte!«
Rasch, damit sich der Tschekist nicht womöglich anders besann, sprang ich von der Pritsche und verschwand.
Draußen war es trübe, Regen nieselte herab. Das Lager machte keinen erfreulichen Eindruck. Aus der grauen Nässe blinkten die schwarzen Holzdächer der Baracken. Hier und dort brannten schwache Lichter. Ich warf mir den Buschlat über und watete durch den Schmutz, um mir eine Unterkunft zu suchen. Kurz vor den Baracken tauchte hinter einer Ecke eine zerlumpte Gestalt auf. »Hei, Bursche — bist du der Franzus?« rief es leise.
»Ja — was ist denn?« gab ich vorsichtig zurück.
»Wenn du's bist, komm mit. Du wirst erwartet«, und der Kerl lief mir voran.
Unwillkürlich fühlte ich mich geschmeichelt. Offenbar war also der Ruhm meiner Abenteuer bis hierher gedrungen. Ich dachte an den Zettel »Du bist nicht allein« und stapfte, ohne etwas Böses zu ahnen, munter hinter dem Burschen drein.
Wir gingen an einer Baracke vorbei, bogen um die nächste, dann sagte der Bursche:
»Hier ist es — geh in die linke Abteilung.«
Im Mittelgang war es dunkel, aber als ich die angegebene Tür öffnete, blendete mich zuerst greller Lichtschein. Und was ich dort sah, bannte mich an die Schwelle. Auf Betten und Pritschen, die mit Teppichen und bunten Überwürfen bedeckt waren, lagen und saßen in den malerischsten Stellungen an die dreißig Kriminelle — darunter auch Frauen. Gekleidet waren sie alle aufs Ungewöhnlichste. Die einen trugen buntbestickte russische Hemden, die anderen moderne karierte Jacketts. Ich sah Paradeuniformen, den gestreiften Anzug eines deutschen KZ-Sträflings und dicke Norwegerpullover.

Die Frauen, in Seide und Samt, waren eher aus- als angezogen. Überall prangten große Kissen mit gestickten Inschriften:»Katerchen, schlaf ruhig!« oder: »Wanja – schlaf und träum von mir!«
Man spielte Karten oder sang zur Gitarre. Die Tische waren mit Flaschen, Speiseresten und Messern bedeckt, die Gesichter aber von allen Lastern der Welt gestempelt. Kurzum, es war eine eigenartige Mischung von Zirkus, Opiumhöhle und Persischem Markt.
Da mich niemand beachtete, wollte ich bescheiden zurücktreten, als ein Bursche mit dem Gesicht eines Berufsmörders die Karten beiseite warf und erfreut losbrüllte:
»Hei Brüderchen – da ist er ja, der Franzus!«
Sofort trat Stille ein. Das Gitarrenspiel brach ab. Alle Augen wandten sich mir zu.
»Komm, Täubchen! Laß dich mal ein bißchen anschauen!« rief ein widerlicher Kerl im bestickten Russenhemd und roten Pluderhosen.
An der näselnden Stimme erkannte ich den Kosaken, mit dem ich im BUR gestritten hatte.
Unsicher trat ich näher. Einer der Kerle schob mir mit dem Fuß einen Hocker zu.
»Setz dich!«
Ich setzte mich.
»Na wie geht's? Wie ist die Stimmung?«
Da mir die Fragen unsinnig erschienen, zog ich es vor, zu schweigen.
»Vielleicht willst du was zu fressen haben?« fragte jemand. Im Lager ist es nicht Sitte, auf diese Frage mit »nein« zu antworten.
Im Handumdrehn stand ein riesiger mit Reis gefüllter Kochtopf vor mir. Der Bedienstete, den man Hammel nannte, holte unter den Pritschen einen Sack Zucker hervor, schöpfte mit einem Napf und bestreute die Reisgrütze freigebig. Aus einer bauchigen Flasche kam Öl hinzu. Dann wurde das Ganze mit einem großen Holzlöffel umgerührt.

All das ging bei absoluter Stille vor sich.
»Jetzt wollen wir mal einhauen«, sagte einer der Banditen. Ich ließ mich nicht lange bitten. Noch einige Kerle taten mit, aber sie nahmen nur wenige Löffel voll, und legten sie danach wieder hin.
Anstandshalber hörte auch ich zu essen auf.
»Nein, nein! Mach nur weiter! Mäste dir den Wanst, solange es nicht zu spät ist!« kam es von verschiedenen Seiten.
Die Blicke und der drohende Unterton in ihren Stimmen ließ mir den süßen Reis allmählich im Halse steckenbleiben. Ich legte den Löffel hin.
»Satt?« fragte einer.
»Danke — ja!«
»Weißt du, daß ein Blatnoi nicht mit Suki zusammen essen darf?«
Sowas Ähnliches hatte ich schon einmal gehört.
»Ich bin ein Fraier und kann mit jedem essen, der mich einlädt!« bemühte ich mich, recht sorglos zu erscheinen.
»Aber stimmt das auch, daß du ein einfacher Fraier bist?« Der Kosake bückte sich vor, in seinen Augen glommen böse Lichter. »Streng doch mal dein Gehirn ein bißchen an, vielleicht fällt dir dann was anderes ein!«
»Hast du im BUR Pakete bekommen?« erklang es plötzlich hinter meinem Rücken. An den starren Augen der Banditen merkte ich, daß ihr Verhör eine äußerst wichtige Wendung genommen hatte.
»Ja — « bekannte ich ohne sonderliche Begeisterung.
»Von wem?«
»Der Teufel weiß es — jemand hat mir das Zeug in die Fensterblende reingeworfen.«
»Aber Blatnoi hast du als Freunde in Ustwymlag gehabt?«
Mir wurde nicht ganz geheuer.
»Nein, hab ich nicht!« erklärte ich und bekam im gleichen Augenblick einen solchen Schlag in den Nacken, daß ich auf den Boden flog.
»Du lügst, Schlangenei!« grölten die Banditen.

Einer packte mich an der Gurgel und hielt mir einen zerknitterten Zettel hin.
Mir brach der Schweiß aus. In holpriger Handschrift stand dort: *»Sei gegrüßt, Brüderchen Franzus! Dir schreiben die Sakonniki des zweiten Rayons. Wir wissen, daß du ins Wespennest der Suki geraten bist. Halt aus, Brüderchen! Geh nicht aus dem BUR. Versuch zu erreichen, daß man Dich ins Straflager schickt, wo die Unsrigen versammelt sind. Oder schneide Dir die Venen durch, damit du ins Sanitäts-Städtchen kommst. Dort haben wir auch die Macht . . .«*
Es folgten einige Ratschläge und Verhaltungsmaßregeln mit der Versicherung, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo die Blatnoi den Suki das Fell über die Ohren ziehen würden. Unter der Botschaft prangte als Unterschrift:
»Deine Brüder: die Diebe! Jorka — das Tier, Intelligent, die Hufe, Schnabel u. a.«
»Das ist Provokation!« schrie ich mit überschnappender Stimme, als ich in mehreren Händen Messer aufblitzen sah.
»Provokation?! . . .« die Tür flog auf, zwei Suki schleppten eine Frau herein. Sie sah ziemlich mitgenommen aus, viele blutunterlaufene Stellen entstellten das Gesicht, aber trotzdem schien sie sich nicht ergeben zu wollen: kreischte, kratzte und versuchte, um sich zu beißen.
»Kennst du das Weib?«
»Nein! Ich seh sie zum ersten Male!«
Sofort bekam ich wieder einen Tritt.
»Du lügst, Schuft! Das ist Ninka, die Blatternarbige! Ihr seid zusammen auf der Neunten gewesen. Bei ihr haben wir den Zettel gefunden, den du eben gelesen hast. Gib endlich alles zu, Hund!«
In meinem vor Angst getrübten Hirn flackerte nur ein Gedanke: Aus ist's für nichts und wieder nichts!, denn dunkel konnte ich mich tatsächlich an irgendeine Ninka auf der Neunten, die Frau eines »autoritären« Blatnoi erinnern. Also ihr hatte ich das Ganze zu verdanken.
»Kopf hoch, Franzus!« kreischte Ninka unterdessen wie rasend.

»Keine Angst, man wird uns rächen. Keiner von diesen Hunden kommt lebend aus der Inta —«

Ein Faustschlag brachte sie zum Schweigen.

Schöner Trost! dachte ich.

Man begann, mir die Kleidungsstücke abzureißen. Ein Suki entrollte den Strick, um mich — eine beliebte Methode bei diesen Banditen — an den Beinen aufzuhängen.

»Himmel! Regt mich sowas auf!« quiekte eines der Weiber und drängelte sich noch näher.

»Hängt die Natter! Egal ob Blatnoi oder Anhänger — in der Hölle wird's der Teufel schon rauskriegen —«

»Was ist denn hier los?« kam es plötzlich von der Tür. Auf der Schwelle stand Schaljew.

»Wir wollen dem Schlangenei eine Lektion erteilen.«

»Laßt ihn in Ruh, er ist kein Blatnoi!«

»Dann aber ein Anhänger!« versuchte der Kosake den Oberkommandanten zu überzeugen, »du wirst sehen, Schaljew, wenn's an die Messer geht, sticht er dich als Ersten ab.«

»Laßt ihn in Ruh! Er ist weder Blatnoi noch Anhänger. Ich hab seine Personalakte gesehen. Faschist ist er — ein Fraier reinsten Wassers! Außerdem wird er in Moskau geführt! Wenn Kolodin nüchtern wird, kriegt ihr's mit ihm zu tun. Darum lieber Hände weg!«

Schaljews Stimme ließ keinen Widerspruch zu.

Äußerst unwillig band man mich los — die Exekution war aufgeschoben.

Am ganzen Körper zitternd, zog ich meine Hosen wieder an.

»Komm mit!« sagte Schaljew.

Hier möchte ich einiges über die Geschichte der Verbrecherwelt in der UdSSR einflechten.

Zweifellos gab es vor der Revolution in Rußland auch Diebe. Man kann annehmen, daß sich, hätte es keinen Umbruch, keine Tscheka, keine Kollektivierung — diesen ganzen Komplex, der

mit dem Wort »Sowjetmacht« bezeichnet wird, gegeben — die russischen Diebe kaum von den amerikanischen Gangstern, den französischen Truand oder den deutschen Ganoven unterschieden hätten.

Wer auch nur ein wenig mit der Geschichte der Sowjetunion vertraut ist, weiß, daß der erste Weltkrieg mit dem darauffolgenden Bürgerkrieg und Revolutionsterror, der seinerzeit ganze Bevölkerungsschichten ausrottete, in den zwanziger Jahren die sogenannten Besprisorniki schufen, das heißt, unzählige unglücklicher, obdachloser Waisenkinder, die in jenen Jahren durch die Städte der jungen sowjetischen Republiken irrten. Eine Erscheinung, die den Charakter eines sozialen Geschwürs annahm.

Die Liquidierung des Besprisorniki-Problems wurde der Tscheka übertragen, ebenfalls die Aufgabe, die obdachlosen Kinder zu nützlichen Mitgliedern der zukünftigen kommunistischen Gesellschaft zu erziehen.

Zu diesem Zweck wurden spezielle Kommunen — eine Art Erziehungsanstalten — geschaffen. Doch diese Aktion brachte nicht den erhofften Erfolg, um nicht zu sagen, daß sie ein absolutes Fiasko erlitt. Die Kinder der Revolution waren schwer umzuerziehen, zu fest war der aufrührerische Geist der Anarchie in ihnen verankert.

In diesem Milieu entstand und entwickelte sich jene Kaste, die später von politischen Häftlingen ihrer gegenseitigen geheimen Verbindungen wegen »Blatnoi« genannt wurden.

Zum Ausgleich für die diktierten Staatsnormen, welche das Benehmen jedes Sowjetbürgers leiten, kristallisierte sich bei den Blatnoi ein eigenes Gesetz, der Sakon, heraus, hart und grausam, wie ihr eigenes Leben. Ein Gesetz, dessen Strenge so weit geht, daß ein einziges, zufällig dahergesagtes Wort, eine unbedachte Bewegung dem Blatnoi den Kopf kosten kann.

Oberster Grundsatz dieses Sakon ist, daß alle Blatnoi untereinander gleichwertig und Brüder sind. Die Ehre eines Blatnoi und sein Wort müssen ihm teurer sein als sein Leben. Solidarität und gegenseitige Hilfe sind Pflicht. Vom Verrat ganz zu schwei-

gen, wird die geringste Abweichung von den vorgeschriebenen Regeln mit dem Tode bestraft.
Nur durch die strengste Einhaltung dieses drakonischen Sakon waren die Blatnoi imstande, ihre Existenz zu bewahren und dem ständig auf sie ausgeübten Druck zu widerstehen.
Es wäre jedoch falsch anzunehmen, jeder, der stiehlt, sei ein Blatnoi. Um der Ehre, dieser Brüderschaft anzugehören teilhaftig zu werden, muß man zuerst etliche Jahre ein »Diebesleben« geführt haben, d. h., man darf weder Haus noch Hof, kein Obdach und keine Familie besitzen. Ein Blatnoi darf nicht arbeiten, keinen Wehrdienst leisten oder irgendwelchen Posten — sei's in der Freiheit, sei's im Lager — bekleiden.
Jeder, der diese Gesetze bricht, oder sich von ihnen lossagt, gilt als *sutschennyi* Dieb, kurzum SUKI*.
Vor dem Kriege gab es sehr wenige Suki, und so konnten die Blatnoi sie noch einzeln erledigen. Doch diese Verbrecherkategorie vergrößerte sich später durch die Zahl der Blatnoi, die in den Krieg gezogen waren, um »die Schuld vor der Heimat mit ihrem Blute abzuwaschen«, das heißt durch diejenigen, welche in den berüchtigten Strafbataillonen der Armee Rokossowsky kämpften.
Die am Leben Verbliebenen kehrten nach dem Siege unverzüglich in ihr »Vaterhaus«, hinter den Stacheldraht zurück. Da ihre Zahl gewaltig angewachsen war, organisierten sich nun auch die Suki und leisteten den Blatnoi Widerstand. Und hier entstand der Antagonismus, der zur gegenseitigen Massenvernichtung führte.
Was die Einstellung der sowjetischen Regierung zu diesen beiden Verbrecherkategorien anbetrifft, so legt sie eine ungewöhnliche Toleranz an den Tag. Und, wenn zum Beispiel jeder Versuch eines Widerstandes, falls er auf politischer Basis beruht, im Blut erstickt wird, so werden die Blatnoi und ihre Zwillingsbrüder, die Suki, von den Tschekisten geradezu mit Samthandschuhen angefaßt.

* In genauer Übersetzung Hündin

Diese Duldsamkeit ist ausschließlich durch die Überlegung bedingt, daß die Sowjets nämlich beim besten Willen die Blatnoi nicht in die Kategorie der Klassenfeinde einstufen können und daher ihren marxistisch-leninistischen Dogmen zufolge *kein Recht auf ihre Vernichtung als soziale Kategorie haben.*

Weit davon entfernt, mich damals in all diesen Feinheiten auszukennen, hatte ich mich, wie man in Rußland sagt, »ins Wasser begeben, ohne die Furt zu kennen«. Mit anderen Worten, ohne über die tatsächliche Lage der Dinge unterrichtet zu sein, war ich — nur weil ich mehrere Monate unter Blatnoi zugebracht hatte und dann im BUR vor den Mädels ein wenig angeben wollte, in eine Klemme geraten, die mir den Kopf kosten konnte. Auf der Dritten herrschte damals im vollsten Sinne des Wortes Anarchie. Über dreitausend politische Gefangene, die eine hilflos blökende Herde darstellten, wurden von einer Gruppe Verbrecher, den Suki, terrorisiert, denen Kapitän Kolodin, selbst ein ehemaliger Krimineller, völlig freie Hand ließ.
Sie waren die uneingeschränkten Herren des Lagers. Alle Neuankömmlinge wurden von ihnen bis aufs Hemd ausgeraubt. Bäkkerei, Küche und Verpflegungslager standen zu ihrer Verfügung. Und während sich die Arbeiter täglich zwölf Stunden in den feuchten Kohlengruben abrackerten ohne je genug Brot zu essen zu bekommen, wurden für die Suki Koteletts gebraten, Kuchen gebacken und aus dem Zucker Samagonka-Schnaps gebrannt.
Sie nahmen die Posten der Kommandanten und Brigadiere ein, und ihre Hauptaufgabe bestand darin, die Gefangenen zur Arbeit hinauszujagen und dort anzutreiben.
Die meiste Zeit aber brachten sie mit Saufen, Kartenspiel und Herumlungern bei den Weibern zu.
Kolodin und seine Aufseher beraubten die Gefangenen nicht direkt, erhielten aber dennoch ihren Anteil. Zwischen Tschekisten und Suki konnte es zum Beispiel zu folgendem Streit kommen:

»Gib den Ledermantel her!«
»Einen Rettich kannst du in den Rachen kriegen! Vorige Woche erst hast du zwei Ledermäntel bekommen. Da, nimm die Schuhe, sind auch ausländische!«
»Undankbare Schweine seid ihr! Ich ernähre euch, geb euch zu saufen, und ihr wollt eurem Lagerchef nicht mal so einen schäbigen Lumpen geben!«
»So einen Chef haben wir schon im Jenseits gef ... Kommandier mit deinen Wachhunden herum. Sag dankeschön, daß man dir, Parasiten, überhaupt was gibt. Und wenn's dir nicht paßt, schreib doch 'ne Klage ans Ministerium, da kriegst du dann bestimmt einen Mantel nach Maß ...«
Schaljew, der Treffkönig, nahm überhaupt eine Sonderposition ein. Ohne an den Beraubungen teilzunehmen, erhielt er dennoch den Löwenanteil. Selbst Kolodin und seine Aufseher fürchteten ihn. Es hieß, er sei ein »Psych«, dessen Jähzorn in Raserei ausarten konnte, wobei er imstande war, jeden, der ihm entgegentrat, mit den bloßen Händen in Stücke zu reißen.
Und dieser Schaljew war es, der mich damals zu einer von Fraiern bewohnten Baracke führte.
Hier war natürlich von Kissen und Teppichen keine Spur. Auf nackten Holzpritschen schliefen die Bergleute eng wie Heringe nebeneinander, in der gleichen Kleidung, in welcher sie die Grubenarbeit verrichteten, also naß und schmutzig bis auf die Haut.
»Los, rückt ein wenig auseinander, *Muschiki!*« befahl der Kommandant, »hier leg dich hin —« wies er mir meinen Platz zu, »und steck deine Fresse nicht da rein, wo sie nichts zu suchen hat. Noch einmal trete ich nicht für dich ein.«
Ich hätte gern gefragt, womit ich überhaupt diesen Gnadenbeweis verdient hatte — aber ich genierte mich.
An der Tür drehte sich Schaljew noch einmal um.
»Neulich hab ich einen Blatnoi abgestochen —« warf er nachlässig hin, »der hatte auf der Brust eine Tätowierung: die Kreuzigung und zwei Engel. Man sagt, das wäre deine Arbeit. Sauber gemacht, kann man nicht anders sagen. Komm morgen zu mir, ich hab mit dir was zu besprechen!«

Am nächsten Morgen wurden alle zur Arbeit hinausgetrieben. Da ich keine Sondereinladung erhielt, schlief ich ruhig weiter. Später ging ich Ninka besuchen. Die Diebin lag mit verbundenem Kopf auf ihrer Pritsche. Eine Freundin pflegte sie. Mir wurde ein recht kühler Empfang zuteil.
»Also bist du doch am Leben geblieben?« fragte Ninka reichlich vorwurfsvoll.
Ich setzte mich neben sie.
»Natürlich, es war ja sehr nett von dir . . .«
»Ich pfeif' auf deine Dankbarkeit«, unterbrach mich die Diebin. »Das Blatnoigesetz verbietet, sich bei einander zu bedanken. Du bist zwar nur ein Fraier, aber ich hab doch mehr von dir erwartet.«
»Was soll ich deiner Ansicht nach denn tun? Soll ich vielleicht wieder hingehen und bitten: Brüderchen Suki, ich fleh euch an, hängt mich doch an den Beinen auf, wegen meiner Liebe zu den Blatnoi — so etwa?«
»Nein, warum denn?« Ninka senkte plötzlich die Stimme, »ich könnte dir ein Messer beschaffen, und du könntest gut und gerne zwei oder drei von den Schuften umlegen, bevor sie dich umgebracht haben.«
Ihr zu erklären, daß ich nicht die geringste Lust verspürte, zu töten oder für den Ruhm der Blatnoi zu sterben, war völlig aussichtslos.
»Aber du freust dich doch wohl, daß sie dich nicht abgemurkst haben?« fragte ich.
Ninka stützte sich auf die Ellenbogen. In dem blaugeschlagenen Gesicht begannen die Augen wütend zu funkeln.
»Das ist ja das Gemeine, daß die Schufte sich nur amüsieren wollen, wenn sie mich schlagen. Drei Mal haben sie mich schon im Chor durchgedreht. Aber umbringen tut man mich nicht! Sie sagen, ein Weib wäre des Messers unwürdig. Ach, wie soll ich nur meinem Koljenka, wenn ich ihn treff, in die Augen sehen!« Kläglich wimmerte sie los. Wischte sich dann mit dem Ärmel die Nase und sagte: »*Nitschewo*, warte nur, einem von diesen Hurensöhnen werde ich doch noch die Augen auskratzen!«

Dieses Gespräch mochte in Ninka die Meinung gefestigt haben, daß aus mir niemals ein echter Blatnoi würde. Jedenfalls verlor sie danach jegliches Interesse an mir.

Da ich den Kriminellen und ihren Interessengebieten möglichst aus dem Wege gehen wollte, suchte ich Anschluß an die politischen Häftlinge. Das war gar keine so leichte Aufgabe. Die meisten stammten aus dem Baltikum und der Westukraine. Niedergeschlagen und verschüchtert, hatten sie vor ihrem eigenen Schatten Angst. Manche schielten mißtrauisch auf meine Pluderhosen und Stiefel, das Hemd, welches ich über der Hose trug — all das, was mich in ihren Augen zu einem Kriminellen stempelte. In einer Baracke stieß ich auf zwei alte Invaliden, die von der Arbeit befreit waren und mit Brotfiguren Schach spielten.

»Zug mit dem Springer, verehrter Nikolai Iwanowitsch!«

»Gardez! lieber Sidor Polikarpowitsch.«

Die alten Herren versanken in tiefes Nachdenken.

»Zug mit dem Läufer, Professor!«

»Was Sie nicht vor dem Matt retten wird, mein sehr würdiger Herr Kollege!«

So ging das weiter, bis der eine aufgab. Wie sich herausstellte, waren beide Wissenschaftler: Nikolai Iwanowitsch war Historiker, Sidor Polikarpowitsch — Ägyptologe.

»Und was sind Sie von Beruf, junger Mann?«

»Maler.«

»Und wo kommen Sie her, wenn Sie die Unbescheidenheit verzeihen wollen?«

»Aus Paris!«

Ihre Augen weiteten sich vor Erstaunen und ich hatte ein strenges Examen zu bestehen, bevor die beiden bereit waren, in mir einen Collègezögling zu sehen.

»Seltsam, seltsam! Und wir dachten, Sie wären ein Blatnoi oder so etwas Ähnliches.«

Mit dem Historiker wurde ich später gut Freund. Das war ein gebückter, furchtbar schüchterner, alter Herr, mit bratäpfelhaft runzligem Gesicht und hellblauen, kindlich naiven kurzsichtigen Augen. Die Lagerlumpen ließen Nikolai Iwanowitsch noch kläglicher wirken und es war kaum zu glauben, daß der alte Mann, der in den Listen des MWD als besonders gefährlicher und hoffnungslos unverbesserlicher Verbrecher geführt wurde, zu jener Zeit bereits fünfzehn Jahre Haft hinter sich hatte. Nikolai Iwanowitsch entstammte einer Arbeiterfamilie und hatte darum die Revolution 1917 mit offenen Armen begrüßt. Mit der Losung: »Frieden den Hütten — Krieg den Palästen!« war er in den Bürgerkrieg gezogen und nach dessen Beendigung als Brigadekommandeur aus der Roten Armee ausgeschieden. Da er keine besondere Berufung zum Kriegshandwerk verspürte, hatte er den Säbel gegen die Bücher vertauscht. Er beendete die Rabfak und studierte Geschichte. Angeborene Begabung und Hartnäckigkeit brachten den jungen Historiker schnell voran. Für seine Dozentenarbeit wählte er das Thema: »Die katholische Kirche als geistige Stütze der reaktionären Bourgeoisie«. »Und da bin ich dann gestolpert!« pflegte Nikolai Iwanowitsch einzufügen.
Das Thema erwies sich als eine zu harte Nuß. Ironie des Schicksals! Die Forschungen des jungen Kommunisten brachten unerwartete Ergebnisse. Anstatt die zwielichtige Tätigkeit des Vatikans aufzudecken, begann Nikolai Iwanowitsch zu vergleichen und an der Richtigkeit der marxistisch-leninistischen Dogmen zu zweifeln. Nachdem er mit dem Beichtvater der französischen Botschaft bekanntgeworden war, schloß er mit diesem Geistlichen Freundschaft, statt ihn als Feind der Arbeiterklasse zu entlarven.
Die Arbeit fiel ins Wasser. Man unterstellte Nikolai Iwanowitsch verbrecherische Beziehungen zu Agenten des Vatikans, und er mußte die Universität verlassen. Sein heimlicher Übertritt zum Katholizismus, nach den Satzungen der bolschewistischen Partei schon gänzlich unzulässig, wurde als schlimmstes Verbrechen angesehen. Damit war die Karriere des jungen Gelehrten been-

det. Die GPU taufte Nikolai nach ihrer Art um: »Sozialgefährliches Element«. Das sogenannte OSSO* verurteilte ihn zu zehn Jahren – in der damaligen Praxis bedeutete das lebenslänglich. Und dann ging es in die entferntesten Winkel der UdSSR.

»Amüsant ist ja«, erzählte Nikolai Iwanowitsch, »daß mich die Kommunisten nur erzogen und ausgebildet haben, um mir dann die Erkenntnis des genauen Gegenteils dessen, was sie wahrhaben möchten, zu vermitteln. Nämlich, daß es GOTT gibt!«

Seiner Natur nach war der Professor kompromißlos. Im gleichen Maße, wie er seinerzeit ein schneidiger Brigadekommandeur gewesen war, wurde er nun eifriger Katholik. Seine theologische Bildung vervollkommnete er in den Gefängnissen, wo es während des Krieges viele Bücher gab, die in der Freiheit längst verboten waren.

Übrigens vertrat er eine höchst eigentümliche Ansicht. Nach Meinung des russischen Professors war das Mittelalter der Höhepunkt der Menschlichkeit und Toleranz gewesen.

»Nein«, pflegte er zu sagen, »versuchen Sie doch mal in unserem herrlichen zwanzigsten Jahrhundert, sei's bei Hitler oder bei Stalin, sei's sogar in Ihrem gelobten Frankreich, versuchen Sie's vor dem Gaswagen, der Pistolenmündung oder der Guillotine zu sagen: Herrschaften, ich hab es mir überlegt, ich schwöre meine Häresie ab. Der Teufel hat mich verleitet. Ihr aber zeigt, daß ihr gute Leute seid und verzeiht mir ...

Ob man dann Ihr Todesurteil aufheben würde? In dem verleumdeten Mittelalter aber brauchte ein Mensch, schon vor dem brennenden Scheiterhaufen stehend, nur die Hand ans Herz zu legen: ›Mea culpa, mea maxima culpa!‹ zu sagen und er war sofort frei! Nicht einmal der polizeilichen Meldepflicht unterlag er!« Nikolai Iwanowitsch hustete und keuchte vor Eifer. Plötzlich merkte man ihm den einstigen Brigadekommandeur an. »Erzählen Sie mir keine Märchen übers Mittelalter, junger Mann!« drohte er mir mit dem Finger, als wäre ich schuld, daß

* Abkürzung für Ossoboje Sowjeschjanije. In der UdSSR wird das Ferngericht so genannt.

wir im zwanzigsten Jahrhundert lebten, »ich bin Historiker, ich weiß es besser! Und die Heilige Inquisition wäre heutzutage auch durchaus angebracht. Nur das Feuer könnte uns von der gegenwärtigen Lepra reinigen. Die Inquisitoren glaubten felsenfest an die Gerechtigkeit ihrer Sache. Aber, was meinen Sie, ob wohl der Bandit Kolodin an seine erzieherische Mission glaubt? Denken Sie an die Worte des heiligen Augustinus: ›Was sind Reiche, denen die Gerechtigkeit fehlt, anderes als große Räuberbanden‹.«

Mit diesem Ausspruch beendete Nikolai Iwanowitsch meist seine Ausführungen. Dann leuchteten seine hellen Augen in einem Glanz, als spiegelten sich in ihnen die Scheiterhaufen der Heiligen Inquisition wider. Doch gleich darauf wurde der alte Mann wieder ruhig, sanft und schüchtern, faßte in den Brustausschnitt, zog einen aus Brot geformten Rosenkranz hervor und versank im Gebet.

Eines Tages wurde unser Gespräch durch das Auftauchen eines ziemlich seltsamen Subjekts unterbrochen. Der Unbekannte hatte ein noch jugendliches, rundes Gesicht mit energischem Kinn. Hinter dicken Brillengläsern blickten kluge, durchdringende Augen. Er trug einen langen, schwarzen Mantel, der ihm den Anschein eines ewigen Studenten verlieh.

»Ich bitte sehr um Verzeihung –« wandte er sich höflich an uns, »aber ich hörte, Sie heißen Max, und man sagt, Sie kämen aus Frankreich. Ist Ihr Name nicht Santerre-Slawjansky?« wandte er sich nun direkt an mich.

Ein wenig verwundert, ein wenig erschrocken, bestätigte ich, das wäre in der Tat mein Name.

Sein Gesicht verzog sich zu einem breiten Lächeln.

»Oh, ich freue mich sehr, Sie persönlich kennenzulernen. Ich heiße Pjotr Petrowitsch. Ich habe in der Lubjanka eine Zeitlang mit Ihrem Freund Skuratow die Zelle geteilt, und dieser hat mir viel von Ihnen erzählt.«

Zufälligerweise war auch Pjotr Petrowitsch Historiker. Sehr zeremoniös machten sich die beiden Professoren miteinander bekannt.

»Sehr angenehm —«
»Das Vergnügen liegt ganz auf meiner Seite, teurer Kollege!«
»Darf ich auf Ihrer Pritsche Platz nehmen, meine Herren?«
»Aber bitte, bitte —«
»Danke untertänigst! ... Also was ich nun sagen wollte, ich bin ja erst vor drei Tagen aus Moskau gekommen. Welches Glück, nach fünf Jahren Gefängnishaft! Aber stellen Sie sich meine Empörung, mein Entsetzen vor! Man führt uns in die Banja, und was sehen wir? Messerbewaffnete Banditen empfangen uns, schreien: Hei *Muschiki*, runter mit euren ausländischen Lumpen! Hier in der Ecke liegen ganz erstklassige Wattejacken für euch. Und in wessen Taschen sich etwa noch irgendwelche Kostbarkeiten — sagen wir mal Geld — verloren haben sollten, her damit, ohne Widerrede! Her auf den Tisch damit! Im andern Fall kommt's zu unangenehmen Vorfällen! ... Wie eine gehorsame Herde, gaben die *Muschiki* alles, was sie besaßen. Was mich betrifft, so ist mein Mantel zwar nicht ausländisch, auch nicht großartig, ich schlepp ihn ja schon fünf Jahre durchs Gefängnis, aber immerhin ist es Qualitätstuch, noch aus der Zarenzeit. Also hab ich protestiert und einen der Rowdys mal kurz über die linke Schulter geworfen. Ich war nämlich seinerzeit Meister im Judo.«
Das Ganze ging gut aus. Die Suki lachten und luden Pjotr Petrowitsch sogar in ihre Baracke ein.
»Du *Muschik*«, sagten sie, »schau zu uns herein, wirst deine Kunststücke vorführen, und dafür werden wir dich mit Grütze vollstopfen.«
»Ein unglaublich freches Volk!« entrüstete sich der junge Historiker.
Nach langer Einzelhaft war Pjotr Petrowitsch entsetzlich redselig und froh, endlich im Lager zu sein. Bei näherer Bekanntschaft erfuhr ich, er wäre Parteimitglied gewesen, aber als Resultat seiner Forschungsarbeiten zum eifrigen — Monarchisten geworden. Ein nicht minder eifriger Anhänger des Thrones als Nikolai Iwanowitsch des Heiligen Stuhles.
Dennoch beschloß ich — durch bittere Erfahrungen klüger gewor-

den — recht vorsichtig zu sein, besonders nachdem mir Pjotr Petrowitsch eines Tages unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit plötzlich erklärte:
»Sie sind ein vorzüglicher Mensch, ein richtiger Gentilhomme, und ich möchte Ihnen ein sehr wichtiges Geheimnis anvertrauen —«
Ich lehnte kategorisch ab.
»Nein, Herr Professor! Dank für das Vertrauen, aber wenn es wirklich ein großes Geheimnis ist, kann ich es nicht auf mich nehmen, es zu bewahren.«
Ein wenig betrübt, verfiel Pjotr Petrowitsch in tiefes Nachsinnen. Dann drückte er mir feurig die Hand.
»Sie sind ein edler Mensch, ein echter Gentleman und ich verstehe Sie. Sie haben recht, die Zeit ist hart und ich muß dieses Geheimnis vorläufig in meinem Herzen bewahren, das aber ist aus Eisen!«
Überhaupt war Pjotr Petrowitsch ein seltsamer Typ, ein Original, und lange Zeit hindurch vermochte ich nicht zu entscheiden, ob er ein Provokateur war, oder einfach nicht ganz normal.
Ich freute mich über die Nachricht, daß Serge am Leben war — wenn auch in irgendeinem Moskauer Gefängnis. Aber er lebte. Und das war die Hauptsache!

Unerwartet und unverhofft war ich auf der Inta zu einem Mäzen gekommen. Es war Oberkommandant Schaljew, der Treffkönig. Und, nach den Begriffen des Hohen Nordens, lebte er wirklich königlich. Seine weißgekalkte Kammer war mit Schablonerosen ausgemalt, mit Teppichen und Stickereien überladen. Eine richtige Bettstelle mit Daunendecke, darauf Berge von bestickten Kissen. Hier wohnte Schaljew mit seiner geliebten Frau — ein Umstand, der ihn keineswegs daran hinderte, sie von Zeit zu Zeit in den BUR zu sperren. Seine Einladung nicht anzunehmen, hatte ich mir natürlich nicht leisten können.
Ich traf ihn angetrunken, im blütenweißen Hemd, schwarzen

Reithosen und spiegelblanken Stiefeln in nachlässiger Haltung auf dem Sofa. Die Papyrossy zwischen den Zähnen, manikürte er sich mit einem großen Finnendolch die Fingernägel. Neben ihm saß, nur sparsam bekleidet, mit aufgelösten Haaren ein Mädel — dieselbe, mit der ich im BUR durch die Wand Bekanntschaft geschlossen hatte.

»Grüß dich, Franzus!« nickte Schaljew, ohne die Papyrossy aus dem Mund zu nehmen. Murka lächelte statt einer Begrüßung herablassend.

»Nun wie geht's? Scheißen dich die Jungens noch irgendwie an?«

»Gottseidank nein!«

»Schön — und wirst du zur Arbeit gejagt?«

»Noch nicht!«

»Auch gut! Arbeit schadet der Gesundheit — bringt die Leute ins Grab! Sollen die *Muschiki* arbeiten, Fraier gibt's ja gottlob genügend!« Schaljew lachte laut, als habe er etwas äußerst Geistreiches gesagt.

Ich versuchte mitzulachen.

»Übrigens, setz dich, Franzus! ... Was liegst du lang, Stück? Schwing den Hintern, hättest schon längst Tee aufsetzen können!«

Die Tatarin erhob sich träge. Begann mit wiegenden Hüften im Zimmer zu hantieren.

»Du aber setz dich, erzähle, wie's dort auf der Neunten war. Eech — wieviele meiner Freunde haben dort ins Gras gebissen. Den Zigan Lapo hast du natürlich gekannt? Mit dem sind wir, noch vor dem Kriege, an die fünf Jahre durch die Lager geschwommen.«

»Wer hätte Lapo nicht gekannt —« antwortete ich vorsichtig,

»Ja — das war ein guter Mensch!«

»Kein schlechter —« gab ich ohne sonderliche Überzeugung zu.

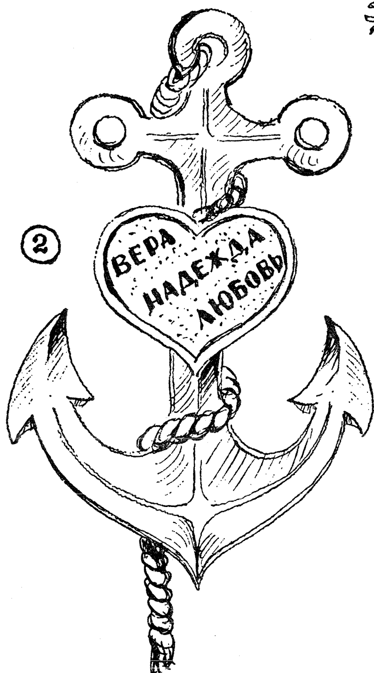
»Heutzutage werden alle guten Menschen umgebracht«, fuhr Schaljew verträumt fort, »mich werden sie sicherlich auch bald umbringen. Ist ja auch solch eine Zeit angebrochen, wo's schwer ist, allen recht zu machen!«

»Ja — sehr schwer!« stimmte ich von Herzen zu.

»Trinkst du Wodka?«
»Sicher!«
Schaljew beugte sich herunter, angelte mit der Hand unter dem Sofa herum, holte eine Flasche Wodka hervor. Er öffnete sie, sagte: *»Na sdorowje!«* nahm einige kräftige Schlucke, krächzte vor Vergnügen und reichte sie mir.
»Trink, Franzus! Ich weiß nicht weshalb, aber du gefällst mir. Heutzutage sind ja nicht nur die Fraier, sondern sogar die Diebe Krümellecker geworden. Ja, vor dem Kriege, das waren keine Menschen, mein Lieber, das waren richtige Löwen!«
Die Tatarin reichte starken Tee in Aluminiumbechern. Ich pustete, schluckte das heiße Getränk und vernahm die Heldentaten der Polarlöwen vor dem Kriege.
Schaljews Beteuerungen nach, war er damals einer der berühmtesten Blatnoi, ein Sakonnik gewesen.
»Nicht umsonst werde ich schließlich Treffkönig genannt. Ob auf der Kolyma, in Workuta oder Belomor-Kanal, es gab keinen, der mir im Kartenspiel ebenbürtig war! Aber dann stellte mir der Leibhaftige ein Bein: Einer von unseren Blatnoi mußte erledigt werden, hatte sich etwas zuschulden kommen lassen, hatte im Karzer vom Tschekisten Machorka für eine Zigarette angenommen. Wenn er ihn nur so genommen hätte, wäre vielleicht gar nichts passiert. Aber er hat – siehst du – dafür eingewilligt, im Wachraum den Boden aufzufegen. Hat ihn auch aufgefegt – auf seinen eigenen Kopf. Dachte, es würde wohl niemand erfahren. Aber die Unsrigen bekamen es natürlich heraus und legten ihm dafür die Rechnung vor. Und ausgerechnet auf mich fiel das Los, ihn abzustechen ...« die Stimme des Kommandanten wurde ganz leise, » ... ja, ist ja alles längst vorbei – aber ich war mit dem Burschen von Kind auf befreundet gewesen, wir liebten einander wie leibliche Brüder, waren ja schon im Waisenhaus zusammen. Wie oft hatte einer für den anderen seinen Kopf hingehalten! ... Bin selbst Raucher, weiß, was es heißt, ohne Tabak zu sein. Vielleicht wäre auch ich wegen einer einzigen Zigarette dem Teufel zwischen die Zähne gekrochen ... Und so blutet mir dann das Herz und die Hand weigert sich einfach,

das Messer zu halten. Er aber kniet vor mir, weint beinahe und sagt: ›Nichts zu machen, Schaljew, bin eben schuldig! Stich zu, wenn doch die Brüder mich für schuldig befunden haben!‹ ... Dann habe ich also zugestochen! – Verstehst du, meinen Blutsfreund mit eigener Hand erstochen!«
Schaljew langte wieder nach der Flasche, nahm einen großen Schluck, krächzte und fuhr, schon etwas ruhiger, fort:
»Zu jener Zeit brach gerade der Krieg aus. Da hab ich dann auf das ganze Diebesleben gepfiffen und bin losgezogen, um die Heimat gegen die Faschisten zu verteidigen. War den ganzen Krieg über im Strafbataillon. Dreimal hat man mich zu hohen Auszeichnungen vorgeschlagen – und nur einmal hat mir 'ne Kugel die Lunge durchbohrt. Kleinigkeit – bin nicht mal ins Hinterland gekommen. Bin bis Berlin durchmarschiert. Eech, also da hat man sich in der Freiheit eins amüsiert, dort in Berlin ... Aber wie du siehst, nach dem Krieg hat man mich wieder hübsch in den Stall zurückgebracht.
Du bist zu heißblütig, Schaljew, hat's geheißen, und auch deine Nerven sind nicht ganz in Ordnung, wirst unbedingt jemanden zum Krüppel machen. Da ist's dann besser, du fährst gleich wieder ins Lager zurück – kannst dort deine Heißblütigkeit zum Ausdruck bringen. Zum Aufbau der kommunistischen Gesellschaft werden im Norden gerade solche Leute wie du gebraucht.«
Schaljew machte eine Pause, schwieg, sann über irgend etwas nach. »Übrigens -- *hui s nim*, trinken wir lieber, Franzus! was vorbei ist – ist vorbei . . .«
Während der ganzen Erzählung saß Murka mäuschenstill, den pechschwarzen Kopf über eine Handarbeit gebeugt. Sie stickte. In der Atmosphäre dieses gemütlichen Zimmers schien sie die ideale Hausfrau und Gattin.
Von der Küche wurde das Mittagessen gebracht: fast der vierte Teil eines gebratenen Hammels, frisches Brot, zwei Flaschen Kwas und eine Schüssel eingelegter grüner Tomaten.
»Vielleicht ist es sogar besser, daß sie mich ins Lager zurückbefördert haben. Draußen ist das Leben nicht gerade süß. Da haben wir also gesiegt, damit die Menschen auf der Straße vor

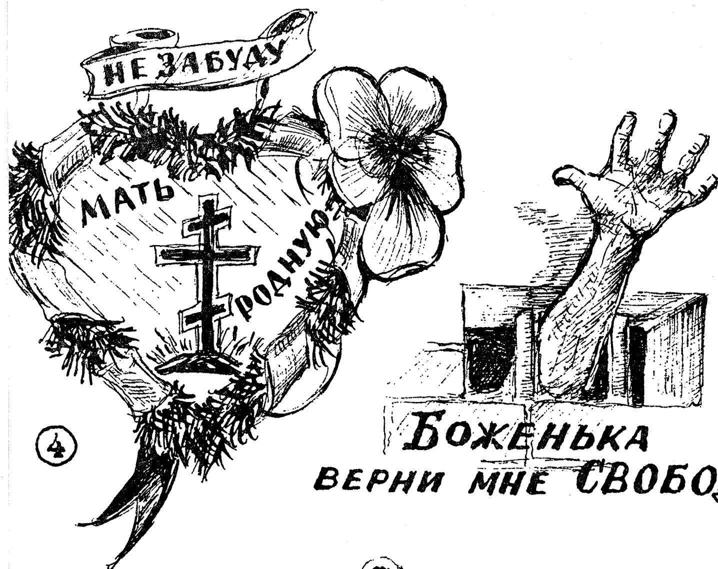


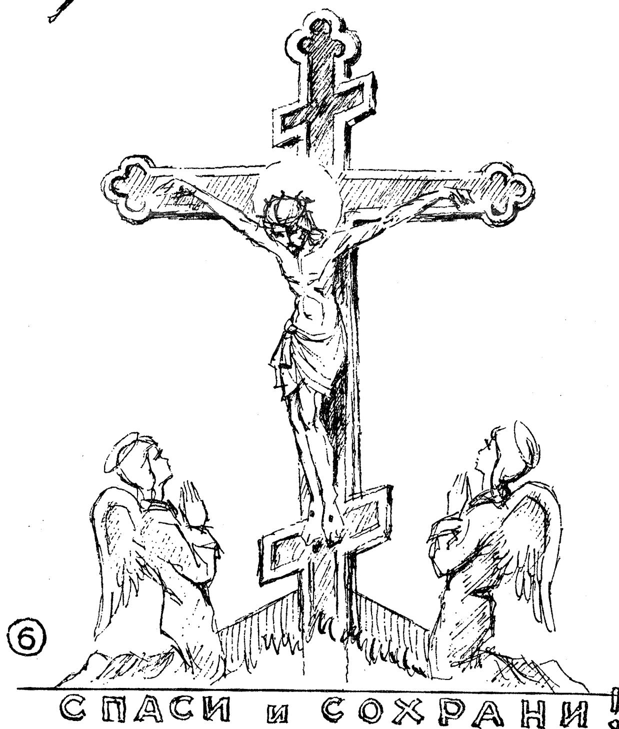




Die Gefühlswelt des Blatnoi in seinen Tätowierungswünschen:

1 Symbol der geraubten Jugend
2 Glaube - Hoffnung - Liebe
3 Unser Verderben
4 Ich werde meine teure Mutter nicht vergessen
5 Lieber Gott, gib mir die Freiheit zurück!
6 Rette und bewahre uns!


НЕ ЗАБУДУ
МАТЬ
РОДНУЮ
4
БОЖЕНЬКА
ВЕРНИ МНЕ СВОБОДУ!
5


6
СПАСИ и СОХРАНИ!

Hunger krepieren — « überlegte Schaljew laut, während er grimmig ins Hammelfleisch biß. »Und auch ein Mädel hab ich mir rausgesucht, siehst ja, ein klassisches Weib!«
Und der Kommandant klatschte seiner Freundin mit der fettigen Hand aufs Hinterteil: »Prächtig das Mädel! Nur die Augen muß man offenhalten — hat ein schwaches Vorderteilchen, die Murka, kann schlecht nein sagen!«
Geschmeichelt blitzte mich das Mädchen mit seinen schwarzen Mandelaugen an und lächelte plötzlich. Überhaupt machte es in Schaljews Gegenwart kaum den Mund auf und war so weich wie Seide.
Nach dem Essen steckten wir uns eine Papyrossy an und kamen aufs Geschäftliche zu sprechen.
»Also folgendes, Franzus, solange ich nun schon das Blatnoi-Leben lebe, hab ich mir doch nie eine Tätowierung machen lassen — wollte mir nicht mit irgendeinem Mist das Fell verderben. Hab mir immer gedacht: triffst noch mal einen guten Meister. Wenn du also wirklich gut tätowieren kannst, denk an mein Wort zurück, dann wird es dein Schaden nicht sein!«
Es folgte die genaue Beschreibung, wie sich der Auftraggeber die Ausführung wünschte:
»Auf der Brust also die Kreuzigung, aber so eine gute, daß der Christus mit einem Ausdruck auf dem Gesicht herauskommt. An den Seiten zwei Engel, mit Flügeln natürlich, und mit einem Heiligenschein auf dem Kopf — stehen also auf den Knien und beten. Darunter kann die Inschrift kommen: Errette die Seele Deines Knechtes! . . . Noch tiefer, etwas über dem Bauchnabel — ein Sarg, natürlich ein schwarzer. An die Seiten könnte man Kerzen setzen. Das alles kommt auf die Brust, weil's sozusagen der würdigste Platz ist. Auf die rechte Schulter will ich ein kleines Grab, mit Kreuzchen drauf und den Worten: Ich werde die teure Mutter nie vergessen! . . . Auf die andere Schulter nehmen wir dann einen Weiberkopf drauf, Messer, Karten und eine Wodkaflasche und darunter: Das ist unser Verderben! . . . Und alles übrige, das überlegen wir uns dann später. Auf dem Rücken können wir dann verschiedene nackte Weiber und Teu-

fel mit Gabeln verteilen. Für den Hintern aber denken wir uns dann ganz was Lustiges aus — vielleicht einen Koch, den zwei Teufel zum Galgen zerren. Na, mit einem Wort, du bist ja Künstler, also mußt du auch selber Phantasie haben . . .«
Um einen solideren Eindruck zu machen, erbat ich Papier und Bleistift, und legte die Wünsche meines Auftraggebers nach Punkten nieder, indem ich vor seinen Augen einige Skizzen entwarf. Der genossene Wodka wirkte sich anscheinend günstig auf mein Zeichentalent aus — der Treffkönig war hell begeistert. Ich wollte mich schon verabschieden, als Schaljew plötzlich noch etwas einfiel:
»Hör mal, könntest du nicht auch die Fratze da irgendwie verewigen?« Der Kommandant deutete mit dem Kopf auf das schöne Tatarenmädchen.
»Wenn ich Farben bekomme, mache ich das Unmögliche möglich! Ich würde mich glücklich schätzen, die wunderbaren Züge dieser jungen Dame auf die Leinwand zu bannen«, sagte ich mit betonter Höflichkeit.
Schaljew brach in dröhnendes Gelächter aus.
»Nein hör bloß, Murka, hör doch, wie er von dir redet! Du — eine Dame! Hei, Franzus, bist ein richtiger Artist! Geh, sag in der Küche, ich hätte befohlen, dich bis zum Bersten zu füttern!«
Von Murka erhielt ich für mein Kompliment ein schelmisches Lächeln. In ihren Augen blitzten fröhliche Lichter auf. In gehobener Stimmung verließ ich den Oberkommandanten. Sein lautes Gelächter folgte mir. Ein wenig betrunken, eine Arie aus Carmen vor mich hinpfeifend, begab ich mich in meine Baracke.
Meine Ernennung zum »Hof-Haut-Maler« des Treffkönigs erweckte die Entrüstung des alten Professors.
»Sie sind allzuschnell zu Kompromissen mit Ihrem künstlerischen Gewissen bereit, junger Mann. Außerdem grenzt das Ganze an Gotteslästerung. Auf die Brust eines Banditen eine Kreuzigung zu tätowieren, pfui, welche Schande!«
Pjotr Petrowitsch war anderer Meinung:
»Bei einem räudigen Schaf freut man sich schon über eine Hand-

voll Wolle! Alle Mittel – außer politischem Verrat – sind zur Erreichung unseres Zieles gutzuheißen. Unsere Aufgabe ist es, Kraft zu bewahren und sie für den entscheidenden Schlag noch zu stärken.«

Bald überzeugte ich mich, daß Pjotr Petrowitsch wirklich ein wenig übergeschnappt war. Natürlich war er ein hochgebildeter Mann, konnte gesund und folgerichtig denken – doch das Gespräch brauchte nur die Politik zu streifen, so sprang er merklich aus den Gleisen, verfiel in einen pathetischen Ton und ging zu einer schwer verständlichen Sprache über. Er liebte es, sich als Verschwörer zu geben, angelte sich zwei oder drei von den Arbeitern und begann seine Agitation:

»... die proletarische Revolution hat den Bankrott erklären müssen, hat die Inkompetenz der Arbeiterklasse, ein solches Riesenreich wie Rußland zu lenken, klar bewiesen. Die Thesen von Marx betreffs der veralteten Theorie des Klassenkampfes waren keinesfalls für eine praktische Anwendung unter den Bedingungen des Russischen Reiches berechnet. Die zufällige Machtergreifung der Bolschewisten hat unvermeidlich zur Diktatur einer Clique geführt, die ...« Pjotr Petrowitsch geriet in Ekstase, schüttelte die Fäuste, rief zur Einigung auf, prophezeite das unvermeidliche Ende des Bolschewismus und pflegte zu schließen: »Der einzige mögliche Ausweg ist eine konstitutionelle Monarchie von der Art, wie sie England besitzt, eine Monarchie, die auf den tiefeingewurzelten Traditionen des Volkes beruht!«

Gegen Ende seiner Ausführungen blieb Pjotr Petrowitsch meist schon allein – dann waren seine Zuhörer, sich vorsichtig nach allen Seiten umblickend, auseinandergelaufen. Empört kam er dann zu mir, um sich zu beklagen.

»Nein, Pöbel bleibt Pöbel! Er versteht nichts von Staatswissenschaft und vermag nur, auf demagogische Losungen zu reagieren. Verachtungswürdiger Plebs! Auf solche können wir uns schwerlich verlassen. Wir brauchen junge intelligente Kräfte, wie Sie!«

Pjotr Petrowitsch liebte mich, glaubte ich, deshalb, weil ich stundenlang geduldig seinen Theorien lauschen konnte.

»Einigkeit ist Macht! Die Krone ist das Symbol unserer Einigkeit. Ein Bündnis von Stahl und Feuer, zusammengehalten durch unser blaues Blut!« rief er und seine Brillengläser funkelten.
Um den Historiker nicht zu betrüben, sagte auch ich: »Ein Bündnis von Stahl und Feuer!« Denn im Gespräch mit Pjotr Petrowitsch hatte ich gelernt, hochtrabende Worte zu gebrauchen. Seiner Kurzsichtigkeit wegen hatte man den jungen Professor nicht ins Bergwerk geschickt. Er wurde zum Assänisator ernannt, bekam eine große Schöpfkelle und einen Ochsen anvertraut, der einen Wagen mit einem Faß zog.
Und nun machte Pjotr Petrowitsch jeden Morgen, sehr aufrecht, fast stolz auf seine Beschäftigung, in seinen langen schwarzen Mantel gehüllt und von mefitischen Dünsten umgeben, die Rundfahrt von Latrine zu Latrine. Schon aus Solidarität half ich ihm manchmal dabei. Dann reckte sich Pjotr Petrowitsch noch höher, schüttelte meine Hand mit noch größerem Feuer.
»Maximilien — in Ihnen erkennt man sofort den Edelmann. Vous êtes un vrai gentilhomme! Peter der Große, zum Beispiel, hat als Schiffszimmermann gearbeitet. Es gibt keine Arbeit, die schändet! Auf, im Namen der Ehre und der Größe Rußlands!«

Jeden Tag begab ich mich in den Nachmittagsstunden zum Oberkommandanten, um dort meine verantwortungsvolle Beschäftigung auszuüben. Bis zum Gürtel entblößt, lag Schaljew auf dem Sofa und unterzog sich geduldig der unangenehmen Operation. Eine Haut hatte er — wie ein Nashorn, schon das Einstechen der Nadel bedeutete jedesmal eine ziemliche Anstrengung.
Die Tatarin pflegte daneben zu sitzen, strickend und irgendein Liedchen vor sich hinsummend. Der Kommandant brauchte nur die Brauen zu runzeln — schon wurde eine Papyrossy zwischen seine Lippen geschoben, und mit den Bewegungen eines Kätzchens reichte Murka ihrem Herrn Feuer oder kredenzte ihm ein Gläschen Wodka. Schaljew schien dieser sklavische Gehorsam zu gefallen, jedenfalls liebte er es darauf hinzuweisen:
»Bei mir kannst du lernen, wie man Weiber dressieren muß, Franzus!«

Innerhalb eines knappen Monats hatte ich die Kreuzigung eintätowiert, ebenfalls das Grab und die Worte: »Ich werde die liebe Mutter nicht vergessen« samt der Hälfte des Sarges, oberhalb des Bauchnabels. Um eine Entzündung zu vermeiden, wurde beschlossen, der Haut des Patienten eine Ruhepause zu gönnen. Währenddessen sollte ich mich mit Murkas Porträt beschäftigen. Obwohl es damals fast unmöglich schien, beschaffte Schaljew die nötigen Ölfarben. Die Pinsel fertigte ich selbst aus Pferdehaaren, und Leinwand zu bekommen, war schon gar kein Problem.

Es war zum Schreien – Murka, die sehr eitel und ehrgeizig war, behauptete, keine im Norden habe eine schönere Figur und bestand auf Ganzakt.

»Das würde dir doch so ein hübsches Andenken für später sein, Katerchen –«

Für ihren Vorschlag bezog Murka gleich erstmal ein Andenken von Katerchens schweren Pranken und wurde als »Hure – schamlose!« charakterisiert.

Ich versuchte, für mein Modell einzutreten, erklärte, sehr viele hochgestellte Damen hätten es nicht als Schande angesehen, vor einem Maler im Evaskostüm zu erscheinen.

Doch der Kommandant warf mir einen derartigen Blick zu, daß mir meine Argumente im Halse stecken blieben. Ich räusperte mich höflich und verstummte.

Nach langen Erörterungen, Geschimpfe von der einen Seite – Tränen von der anderen, schlossen die Gatten einen Kompromiß. Ich bekam den Auftrag, Murka mit einer entblößten Brust zu malen, mit offenen Haaren, die Gitarre in den Händen.

»Genau so ein Porträt habe ich von einer zaristischen Fürstin in einer Galerie in Leningrad gesehen!« behauptete Murka, die Anspruch auf eine gewisse Bildung erhob. Um stärker zu überzeugen, fügte sie hinzu: »Ja, wirklich! Ich bin fast jeden Tag dort hingegangen, um Geldbeutel zu angeln. Das war die feinste Sache! Sperrt so ein Fraier Mund und Nase vor der nackten Schönheit auf – da kann man ihm dann nicht nur den Geldbeutel rausholen, sondern sogar die Hosen ausziehen, der merkt dir nichts!«

»Na schön!« willigte Schaljew endlich ein, »soll sie meinetwegen wie eine Fürstin aussehen, wenn sie's doch so haben möchte! Also fang an — wenn's nur gut wird!«
Ich hatte einige Jahre nicht mit Ölfarben gearbeitet und fühlte mich natürlich ziemlich unsicher.
Der Teufel kennt ihn, diesen Schaljew, dachte ich bei mir, wenn ihm nun das Porträt mißfällt, kriegt er es fertig, mich abzustechen. Von so einem Typ kann man ja alles erwarten! Ich schlug mir also einen Rahmen zusammen, spannte die Leinwand, grundierte und begann die Arbeit, nicht ohne mich vorher in Gedanken bekreuzigt zu haben.
Murka, sehr stolz und sichtlich bemüht, ihrem Gesicht einen fürstlichen Ausdruck zu geben, saß mit gelösten Haaren, die Gitarre in den Händen, zuerst wie es sich für ein gutes Modell gehört, nämlich sehr ruhig.
Ich begann mit der Untermalung, und es geriet nicht schlecht. Anscheinend wirkte die Angst anfeuernd.
Schlimm aber war, daß die Tatarin nur während der Anwesenheit ihres Teuersten so ruhig saß. Schaljew brauchte nur die Tür hinter sich geschlossen zu haben und schon begann Murka herumzurutschen, die Stellung zu wechseln, oder sie sprang einfach auf und kam zu mir gehüpft, um nachzusehen, wie die Arbeit voranging — alles Dinge, die Maler überhaupt nicht mögen. Ich hatte erst die Konturen fertig, als das Mädel bereits vor Begeisterung stöhnte:
»Och! Ach! Himmel, bin ich schön! Ach, wird das schön! Aber könnten die Haare nicht länger und voller gemacht werden?«
Das ist immer so! Menschen, die nicht die geringste Ahnung von der Malerei und ihrer Technik haben, halten es geradezu für ihre Pflicht, zu kritisieren und Ratschläge zu geben. Während es zum Beispiel doch keinem Sterblichen einfällt, einen Schuster beraten zu wollen, wie er die Stiefel besser nähen soll. So war es auch hier. Bei der zweiten Sitzung erklärte mir Murka, sie fände ihre Augen zu geschlitzt, die Nase zu rot und das Lächeln zu wenig rätselhaft.
Einmal — wohl bei der fünften oder sechsten Sitzung — als mir

bereits gelungen war, die Röte der Nase zu dämpfen, die Augen zu vergrößern, und dem Lächeln eine gewissen Rätselhaftigkeit zu verleihen, ohne damit die Ähnlichkeit zu beeinträchtigen, fiel mir das Mädchen plötzlich um den Hals und begann — anscheinend von dem Wunsch beseelt, mir ihre Dankbarkeit zu beweisen — mich zu küssen. Mir wurde bei diesem Zärtlichkeitsausbruch ganz elend.

»Murka, Murka! Was machst du? Murka hör auf damit!« stotterte ich, mich aus Leibeskräften wehrend, »gleich kommt Schaljew zurück und bringt uns beide um.«

»Der kommt jetzt nicht!« antwortete Murka völlig ungerührt. »Es ist gerade Schichtwechsel und vor einer halben Stunde kann er nicht hier sein!«

Mit offensichtlich verführerischen Absichten faßte die Tatarin meine Hand und zog mich zum Sofa. Aber ich war keineswegs gewillt, einer solchen Lappalie wegen meinen Kopf zu riskieren. Ehrlich gesagt, ich verlor ihn völlig, meinen Kopf, schrie, mit von Angst fremder Stimme: »Murka, laß mich in Ruh!« und raste zur Tür. Die improvisierte Staffelei kippte um, Pinsel und Farben flogen durchs Zimmer.

Nun erschrak auch Murka. Blaßgeworden stellte sie sich vor die Tür.

»Bleib, du Idiot! Ich fress dich doch nicht, ich hab ja bloß Spaß gemacht. Setz dich, schmier weiter!«

Nachdem ich mich etwas beruhigt hatte, warnte ich das Mädchen, derartige Späßchen zu wiederholen. Ich würde mich sonst gezwungen sehen, sie meinem Arbeitgeber zu melden. Die Drohung wirkte anscheinend. Schmollend kehrte Murka auf ihren Platz zurück.

»Überhaupt bist du ein Fußlappen und kein Mann!« fauchte sie verächtlich.

Natürlich hörte sich so etwas nicht schön an, zumal ich nie ein Puritaner gewesen bin — aber immerhin war mir mein Leben mehr wert als die Meinung irgendeiner Tatarin, die in den Taschen von Galeriebesuchern herumzuangeln pflegte.

Fast unmerklich wurde es wiederum Herbst, und gleich darauf Winter. Zuerst verwandelte sich alles in klebrigen Schlamm, dann begann der düstere Himmel seine Schneemassen auf uns herabzuschütten. Ununterbrochen — Tag und Nacht. Wenn ich durch das beschlagene Fenster sah, wie die Arbeiter stundenlang vor den Wachtoren standen, konnte ich meine Vorzugsstellung als Hofmaler nicht genug preisen. Murkas Porträt war beendet. Weit davon entfernt, eine Meisterleistung zu sein, rief es doch allgemeines Wohlwollen hervor. Sogar der Lagerchef, Kapitän Kolodin, kam, um es sich anzusehen.
»Das lob ich mir — das sind Tittchen!« lautete sein Urteil.
Alle fanden Murka ähnlich — und das war mir das Wichtigste. Meine Bemühungen wurden wirklich fürstlich belohnt, ganz von den unzähligen, während der Arbeit getrunkenen Litern Wodka und der unglaublichen Menge Fleischklopse und Piroschki abgesehen. Wären nicht meine Freunde, die beiden Professoren gewesen, allein hätte ich die Menge Fett und Fleisch niemals bewältigen können. Während dieser Zeit hatte sich mein Gesundheitszustand sehr gebessert, ich hatte zugenommen und — was die Hauptsache war — mir einen Ruf als »großer Meister« errungen. Von den Köchen, Bäckern und Lagerverwaltern regnete es Aufträge.
Dem Porträt der schönen Murka war jedoch keine lange Lebensdauer beschieden. Und das kam so:
Bei uns im Lager gab es sehr viele »Ehekandidaten«, aber nur sehr wenig junge und anziehende Weiberchen. In der Sprache der Wirtschaftspolitiker, zynisch ausgedrückt, war die Nachfrage größer als das Angebot. Aus diesem Grunde kam es zu den verschiedensten »Mißverständnissen«.
Eines Tages mußten mehrere »Ehemänner« feststellen, daß sie Hahnreis waren. Blitzartig folgte eine Untersuchung: Beweismaterial wurde gesammelt, Zeugen verhört. Die Tatsachen sprachen nicht eben für die Tugendhaftigkeit einiger »Ehefrauen«. Daraufhin schlossen die Betrogenen, größtenteils waren es Suki, einen Bund, und nach einer stürmischen Sitzung wurde der Beschluß gefaßt: »Rache! Vergeltung!«

Es kam zu einer unmenschlichen Abrechnung.
Bestialisch verprügelt, wurden die »Ehebrecherinnen« in die beißende Kälte hinausgetrieben.
Die Kleidungsstücke wurden ihnen vom Leib gerissen, die Haare abgeschnitten. Dann übergoß man die Frauen mit Teer — von jeher in Rußland die schändliche Strafe für Gattenuntreue — wälzte sie in Federn und spannte sie vor schwere Schlitten, in welchen die betrogenen Männer Platz nahmen. Unter dem Pfeifen und Johlen der Zuschauer, unter dem Knallen der Peitschen und dem trunkenen Gelächter, begann ein nie dagewesener Karnevalszug durch die Zone.
Und Murka, die schöne Tatarin, bis zur Unkenntlichkeit mißhandelt, war auch eines der Opfer dieser bestialischen Schau. Ihr Mann, Kommandant Schaljew, saß im vordersten Schlitten, schwenkte die Peitsche und brüllte lauter als alle anderen.
Die Tschekisten gaben Alarm. Sogar der an alles gewöhnte Kapitän Kolodin war empört. Mit der Pistole in der Hand kam er in die Zone gestürzt.
»Runter von den Schlitten! Herunter, Schufte! Oder ich schieße!« brüllte er mit sich überschlagender Stimme.
Die Schlitten hielten.
Als erster sprang Schaljew herunter. Vollständig betrunken torkelte er, die Peitsche in der Hand, auf Kolodin zu.
»Schmeiß deine Kanone weg!« knurrte er, »Aas, auf wen willst du schießen? Ausgerechnet du willst uns Moral lehren! Bist du denn besser als wir, Hund!«
»Komm nicht näher, Schaljew! Bleib stehen — oder ich schieße!« schrie der Kapitän.
Schaljew machte noch einen Schritt, holte mit der Peitsche aus: »Da! Nimm, Tschekistengezücht!«
Im gleichen Augenblick krachte der Schuß — der zweite — der dritte.
Der Kommandant stolperte. Wie vor Erstaunen weiteten sich seine Augen.
»Hund, Suki — wofür?« stöhnte er, »ich hab doch das Weib geliebt und du . . .« Schaljew schwankte. Die Peitsche entfiel ihm.

Blutüberströmt sank er in den Schnee. Noch zwei Zuckungen – dann lag er still.
Das Porträt der unglückseligen Murka fand sich am nächsten Tag, als ich Pjotr Petrowitsch half, die Latrinen zu säubern. Das Bild war genau so zerstört und beschmutzt, wie das Leben seines Modells, das mit doppelseitiger Lungenentzündung in der Krankenabteilung lag.
»All diese Leute sind Opfer der bolschewistischen Experimente! Diese Menschen benötigen eine vollständige geistige Ausheilung und nur die Monarchie ...« kommentierte der junge Historiker diesen furchtbaren Vorfall.
Der plötzliche Tod des Oberkommandanten bedeutete das Ende meines »süßen Lebens«. Allerdings wurde ich noch nicht zur Arbeit gejagt – da man es nicht anders gewöhnt war – doch bald kam der Befehl für meine Überweisung in die Strafkolonne. Soviel ich wußte, hatten Blatnoi dort die Herrschaft, und ich mußte mir wohl oder übel darüber Gedanken machen, welchen Empfang ich zu erwarten hatte. Schließlich war meine Stellung als Hofmaler des Treffkönigs die schlimmste Empfehlung, die man sich ausdenken konnte.
Meine beiden Freunde, die Professoren, begleiteten mich zum Wachtor. Pjotr Petrowitsch schien furchtbar erregt. Unsere Hoffnungen auf eine gemeinsame Flucht waren zunichte gemacht.
»*Nitschewo*, Kopf hoch, mein Freund«, versuchte er mich dennoch zu trösten, »unsere Sache ist die gerechte und so wird auch der Sieg unser sein!«
»Gott ist gnädig!« ermunterte mich Nikolai Iwanowitsch seinerseits. »Beten Sie recht oft – das wird Ihnen eine große Tröstung sein! In fünfzehn Jahren hab ich auch nicht wenig mitgemacht und dennoch gebe ich nicht auf, wie Sie sehen!« Er steckte mir seinen Rosenkranz zu. »Nehmen Sie, nehmen Sie nur, ich fertige mir einen anderen an. Sie haben ja für sowas weder Geduld noch Zeit. Aber vergessen Sie nicht, daß dies die beste Waffe ist!«
Wir küßten uns zum Abschied. Schon standen die Wachtore offen, aber immer noch schüttelte Pjotr Petrowitsch meine Hand.

Bei der letzten Umarmung begann er plötzlich schnell, russische mit französischen Worten vermengend, zu flüstern:
»Vous êtes mon ami! Ein richtiger Gentleman. Ich liebe und achte Sie. Je suis un colonel, der letzte Sproß der russischen Dynastie. Vive la monarchie!«
Natürlich sah ich darin keinen Zusammenhang, und der Konvoi gab mir auch keine Zeit zum Überlegen.
»*Dawai, dawai* – reg dich!«
Das Bündel mit Farben unter dem einen Arm, einen Laib Brot unter dem anderen, so passierte ich das Wachtor.
Vor meinen Augen dehnte sich das düstere Bild der Polartundra: Von Kohlenstaub beschmutzter Schnee bis zum Horizont, wo er mit dem gleich grauen und beschmutzten Himmel verschmolz. Hier und dort dunkelten schiefe, entstellte Zwergfichten und Birken. Linkerhand tauchten aus der nebligen Nässe Wachttürme auf, schienen den Himmel zu stützen. Daneben hoben sich die Fördertürme des Bergwerks, über dem, zum Zeichen des erfüllten Staatsplanes, rote Sterne flammten. Gedämpft klang das ununterbrochene Klappern der Loren herüber.
»Was hältst du Maulaffen feil?« stieß mich der Konvoi an, »geh los! Mit deinen fünfundzwanzig Jahren hast du noch Gelegenheit genug, die hiesigen Naturschönheiten zu bewundern.«
Und wir gingen los.
Doch statt ins Straflager wurde ich zum Zentralisolator gebracht, der sich bei der vierten Lagerabteilung befand. Man nahm mir die Farben weg und sperrte mich in eine vergitterte, streng bewachte Baracke. Dort saßen bereits an die sechzig ausgemachte Banditen, sogenannte Zentral-Suki, das heißt, die Crême dieser Verbrecherkategorie. Die meisten, kürzlich noch Kommandant, Arbeitszuteiler oder Brigadier, waren nach dem Prinzip »Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan« isoliert worden. Weil ihre Ausschreitungen sogar den Tschekisten übergeworden waren, hatten diese beschlossen, ihre eigenen Handlanger eine Zeitlang anzuketten.

Erwähnenswert ist, daß die Suki, abtrünnige Blatnoi also, den Tschekisten nur sehr bedingt von Nutzen sind. Als schlechte Diener bringen sie ihren Herren mehr Schaden und Verdruß, denn das Blatnoi-Gesetz, so fragwürdig es auch sein möge, dient den Verbrechern doch als Bremse besonderer Art. Und es wäre naiv zu denken, daß die Suki, wenn sie sich von ihm absagten, dadurch besser würden. Eher ist das Gegenteil der Fall.
Die Suki erheben die Verleugnung aller Regeln zum Prinzip. Gemeinheit, Verrat, Willkür, Wortbruch und sogar Feigheit wird von ihnen als Tugend erachtet. IHNEN IST ALLES ERLAUBT! Dieser kurze Satz enthält ein grenzenloses Maß an Bösem, weil nun lediglich brutale Körperkraft zur Zügelung der tierischen Instinkte übrigbleibt.

Diesmal war ich klüger. Wie eine Schnecke ins Häuschen zog ich mich zurück und war »stiller als Wasser, niedriger als Gras«, ganz, wie es sich für einen richtigen Fraier gehört.
Obwohl die Suki streng isoliert waren, lebten sie nicht schlecht. Ihre Anhänger, die sich in der allgemeinen Zone befanden, versorgten sie mit Lebensmitteln und Tabakwaren, manchmal sogar mit Wodka. Natürlich geschah das nicht aus reiner Freundschaft, sondern aus Angst. In der Regel ging man nicht zur Arbeit, tat man es aber doch einmal, dann nur bei gutem Wetter, unter verstärktem Konvoi, und lediglich um ein wenig frische Luft zu schnappen.
Im Isolator befanden sich auch einige Pazany*, die nicht zur Elite gehörten. Diese dienten den Suki als Lakaien, putzten die Stiefel, wuschen die Wäsche, schrubbten in der Banja die Rükken ihrer Herren, massierten sie anschließend, und bald mußte ich zu meinem Entsetzen feststellen, daß diese Halbwüchsigen mit ihren Herren auch noch widernatürliche Beziehungen unterhielten.

* Halbwüchsige Jungen

Da ich zu jener Zeit noch jung und ziemlich frisch war, wurde ich von Panik ergriffen und unternahm gleich, sozusagen prophylaktische Maßnahmen: ich hörte sofort auf, mich zu waschen und zu rasieren, um möglichst heruntergekommen zu erscheinen. Bald war ich umwuchert, schmutzüberkrustet, voller Läuse und stank so, daß die Verbrecher mit hochmütiger Verachtung auf mich herabsahen: »Seht euch mal den Spion da an, das also nennt sich ein Vertreter des zivilisierten Westens. Schöne Kultur, kann man wohl sagen!«

Die wenigen Monate, die ich im Zentralisolator auf der Vierten verbracht habe, waren in moralischer Beziehung wohl die schwersten meiner ganzen Gefangenschaft.
Zur Charakterisierung hier ein Beispiel: Unter den Pazany war ein Junge, Kolja — »die goldenen Finger« — genannt. Ihm sagte man nach, er sei einer der besten Geld- und Dokumentenfälscher, der durch selbstgefertigte Papiere etwa zehn Gefangenen zur Freiheit verholfen habe. Das war auch der Grund, weshalb sich der Junge im Isolator befand. Selbst ein leidenschaftlicher Zeichner, konnte ich nicht umhin, von Kolja begeistert zu sein, der mit den primitivsten Mitteln wahre Wunder vollbrachte: Mit Hilfe eines Rotstifts vermochte er aus einem weißen Stück Papier innerhalb eines Tages einen Dreißigrubelschein herzustellen, mit Guilloches, dem Porträt Lenins und allem Drum und Dran, und zwar mit solcher Genauigkeit, daß man schon aufmerksam hinsehen mußte, um die Fälschung zu erkennen. Mit noch größerer Leichtigkeit fabrizierte Kolja Briefmarken. Oder er nahm sich zum Beispiel ein abgebranntes Streichholz, machte auf der Handinnenfläche ein paar Striche, Kreise, Pünktchen, schabte hier und da ein wenig herum, nicht länger als fünf Minuten, legte die Hand auf einen Papierbogen, hob sie ab — und fertig war ein sowjetischer Stempel mit Hammer, Sichel usw. In dieser Beziehung war der Junge wirklich genial und dazu noch freundlich, hilfsbereit und immer vergnügt. Irgendwo in Mittelruß-

land lebte Koljas Mutter, die er sehr liebte und die ihm von Zeit zu Zeit Pakete schickte. Dem Gesetz gehorchend — das für alle Gefängnisse der Welt gilt — stellte Kolja das Paket dann auf den Tisch. Das bedeutete: »Bediene sich — wer *darf!*«

Natürlich machten sich nun die Suki darüber her und oft geschah es, daß für Kolja nicht einmal das kleinste Stückchen Zucker, von dem, was sich die Mutter für ihn abgespart hatte, übrigblieb. Einmal fand ich Kolja in Tränen.

»Ich kann das einfach nicht mit ansehen, wie sich diese Schufte mit dem, was sich meine arme Alte daheim vom Mund abspart, den Wanst vollschlagen«, klagte er leise.

Dann faßte Kolja einen Entschluß. Er bat einen Aufseher, seine Pakete in der Wache zu behalten.

Der Aufseher, anscheinend ein guter Kerl, holte den Jungen, unter dem Vorwand ihn zum Arzt zu führen, und ließ ihn sich in der Wachstube sattessen.

Es klappte einmal, ein zweitesmal — aber beim dritten Male flog Kolja auf. Die Suki hatten den Braten gerochen und der Junge wurde zu einer furchtbaren Strafe verurteilt:

Man quetschte seine Finger solange zwischen Tür und Angel, bis sie gehacktem Fleisch glichen.

So verlor Kolja, der Zwiebäcke seiner Mutter wegen, die »goldenen Finger« — seinen ganzen Stolz.

Aber auch ich kam nicht ungeschoren davon — wenn es auch nicht dermaßen ausartete: Wir waren vom Spaziergang zurückgekehrt und Kibizky, Feuerbart genannt, hatte draußen seine Stiefel bespritzt.

»Wassjka —« ruft er seinen dienstbaren Geist, »bring die mal wieder zum Glänzen!«

Aber Wassjka hat gerade alle Hände voll zu tun, das Mittagessen ist eben in großen Thermosbehältern gebracht worden, und nun muß er all die Herren Suki bedienen.

Also quiekt Wassjka los und deutet auf mich:

»Schau doch mal den Parasiten da, der hat sowieso nichts zu tun.«

Darauf wendet sich der Feuerbart mir zu.

»Richtig, also *dawai* Spion, such dir ein Läppchen, putz mal die Stiefel!«
Ich fuhr zusammen. Kibizky, der Anspruch auf eine gewisse Lebensart erhob, war bisher immer ganz wohlwollend mit mir umgegangen.
Also wende ich mich nun an ihn – mit Namen und Vatersnamen:
»Sehen Sie mal Verehrter, ganz sicher sind Sie ein kluger und verständnisvoller Mensch. Sie sind ein alter, würdiger Dieb. Sie haben Ihre Sitten und Gebräuche. Und so haben auch wir Fraier draußen in der Freiheit unsere Sitten, Bräuche, die wir lieben und an denen wir festhalten. Und einer davon ist, daß man nicht einmal seinem eigenen Bruder die Schuhe putzt ...«
Der »Bart« kapierte nicht gleich. Mit halboffenem Mund drückte sein Gesicht höchste Verständnislosigkeit aus. Als er jedoch endlich begriffen hatte, daß ich mich weigerte, ihm die Stiefel zu putzen, geriet er in Raserei, packte meine Kehle und schüttelte mich wie einen jungen Hund. Sogleich eilten dem »Bart« noch einige seiner Kollegen mit Scheuerbesen zu Hilfe und droschen kreuz und quer auf mich ein.
Doch die Schläge stimulierten nur meine Störrigkeit. Ich fiel zu Boden und beschloß: Und wenn sie mich umbringen, aber dem Vieh putz ich die Stiefel nicht!
Nun, totgeschlagen haben sie mich damals nicht – aber es hätte nicht viel gefehlt. Einen ganzen Monat konnte ich nicht ohne Stöhnen auf die Pritsche kriechen.
Am nächsten Tag fiel mein Äußeres dem Wachhabenden auf.
»Wer hat dich denn so schön verziert?«
Da er keine befriedigende Antwort erhielt, nahm er mich zur Krankenabteilung mit. Dort stellte der Arzt die gleiche Frage: »Wer hat dich so zugerichtet?«
»Wir haben neulich Holz verladen, da bin ich mit dem ganzen Stapel runtergekracht.«
»Weiß schon, was das für ein Stapel war!« lachte der Arzt und ließ mich am ganzen Körper mit irgendeiner grünlichen Flüssigkeit bepinseln.

Doch von da ab forderte mich weder der »Bart« noch ein anderer auf, ihm die Stiefel zu putzen.
Am grauenhaftesten war es, die Gespräche der Suki mit anhören zu müssen. Tag und Nacht, mit sadistischer Befriedigung bei jeder Einzelheit verweilend, rühmten sich die Suki ihrer blutigen Heldentaten:
». . . und wie ich dann ausgeholt habe, wie ich ihm dann mit der Axt eins draufknallte, direkt auf die Stirn, da spritzt das Gehirn nur so an die Wand . . . Unterdessen hatten aber die Unsrigen sich den Blatnoi vorgenommen, brechen ihm die Arme und Nikola, der Büffel, also der, der auf der Iswestkowaja Kommandant war, der trennt ihm unterdessen den Bauch auf und spult die Eingeweide fein säuberlich aufs Messer . . . Der Kerl brüllt – also unvorstellbar! Wir aber, nicht faul, nehmen uns sein Weib vor, kitzeln sie mit einem glühenden Schürhaken an den Brüsten. Es stinkt nach gebratenem Fleisch, wie in einer Wurstbraterei . . .«
So ging es Stunden und Stunden hindurch – Erzählungen von Menschenblut trunkener Riesenwanzen.
Dort, im Isolator der Vierten, kam es bei mir zu einem inneren Umbruch: mit allen Fasern begann ich Verbrecher und Verbrechen zu hassen. Ich hielt mir die Ohren zu, zog mir den Buschlat über den Kopf, oder nahm den Rosenkranz Nikolai Iwanowitschs heraus. Zwar wurde mir danach nicht leichter, aber meine Angst schwand.
Nach dem Gebet schien alle Gefahr bereits hinter mir zu liegen. In mir festigte sich die Gewißheit, niemals mehr auf den schlüpfrigen Weg des Verbrechens zu geraten.
Im Juli oder August 1948 kam der Befehl, alle Insassen des Zentralisolators ins Straflager zu überführen. Dieser Befehl rief bei den Suki eine Panik hervor.
»Was habt ihr vor, Schlangen? Wollt ihr ein Blutbad anrichten? Die Blatnoi dort metzeln uns ja alle ab – und ihr werdet dabei zuschauen!« schrien, tobten und protestierten sie. »Haben wir dafür unser Blut literweise an allen Fronten vergossen? Wofür haben wir denn in den Massengräbern gelegen?«

Die Tschekisten hasteten aufgeregt herum. Es kam zu Verhandlungen, Bitten.
Mit vorgestrecktem Bauch, schweratmend und in Begleitung seines ganzen Stabes erschien der Regimechef des Lagers, Major Koslow, in unserer Baracke.
»Was führt ihr euch denn nur so auf, Jungens?« begütigte er, »es will euch doch gewiß niemand etwas Böses antun! Aber Befehl ist Befehl, man muß ihm Folge leisten!«
»Wir scheißen auf deine Befehle und dich!« brüllten die Suki hysterisch, »halt doch du deinen Arsch hin, wenn's dir gefällt, wir jedenfalls wollen nicht in den sicheren Tod gehen!«
Der Tschekist überhörte die Beleidigung.
»Ja, was seid ihr mir denn für Helden? Dauernd hört man von euch ›wir scheißen auf die Blatnoi‹ – wenn's aber hart auf hart kommt, kriecht ihr gleich unter die Pritschen. Im Straflager gibt's ja nur halb so viele Blatnoi, wie ihr hier seid.«
Nachdem sie sich zur Genüge »Liebenswürdigkeiten« angehört hatten, gingen die Tschekisten und holten sich die Anführer dann einzeln heraus. Gegend Abend war ein Abkommen getroffen: die Suki hatten eingewilligt, ins Straflager zu gehen, allerdings nur unter der einen Bedingung, daß bei ihnen keine Filzung vorgenommen würde – das heißt, sie gingen bis an die Zähne bewaffnet.

»Marmeladows Sommerhäuschen«, wie das Straflager der INTLAG genannt wurde, liegt auf der anderen Seite der Inta. Um hinzugelangen, muß man eine Siedlung und die Furt des schnellen, stets eisigen Flüßchens Inta durchqueren.
Wir hatten Sommer – Polarsommer, der mich an den europäischen Altweibersommer erinnerte. Nur die Sonne ging niemals unter. Abends wurde sie blasser, glich plötzlich dem gedunsenen Gesicht eines »Gottes-Pusteblümchens« und kroch langsam am Horizont entlang. Dann schien sie sich auf einmal ihrer Hilflosigkeit zu schämen, errötete, verbarg sich zwischen den blauen

Schleiern der Ferne, um gleich wieder aufzutauchen und wiederum blaß geworden, vierundzwanzig Stunden am kalten, nördlichen Himmel entlangzuwandern.
Die Auf- und Untergänge sind dort von unbeschreiblicher Schönheit. Wie oft hörte ich, wie oft mußte ich selbst denken: Kein noch so genialer Landschaftsmaler könnte diese Farben wiedergeben! Und es war wirklich so.
Gegen diese machtvolle, düstere Schönheit wirkte unser Sträflingsdasein grau, unsere Sorgen — klein. Und dennoch, da wir Menschen waren, klammerten wir uns verzweifelt an dieses kleine, graue Dasein. Der Himmel hätte in noch viel herrlicheren Farben erstrahlen können — viel wichtiger war es zu wissen, was uns im Straflager bevorstand.
Anscheinend nichts Gutes, denn kaum waren wir ans Wachtor gelangt, als die Blatnoi schon aus allen Baracken strömten. Eine düstere, festgeschlossene Masse empfing uns mit Grabesschweigen. Ihre Zahl war tatsächlich geringer, als die der Suki, doch aus allem konnte man schließen, daß sie zu jeder Gegenwehr bereit waren.
Die Suki betraten schweigend die Zone.
Ungutes ahnend, war ich bemüht, mich vorsichtshalber möglichst abseits zu halten.
Nach einigen Schritten machten die Suki halt und legten ihre Bündel auf die Erde.
»Seid gegrüßt, Diebe!« rief einer.
»Seid gegrüßt — « kam es höchst unfreundlich von den Blatnoi zurück.
Ein Suki-Häuptling trat vor.
»Jungens«, rief er, »schließlich haben doch nicht wir gebeten, hergebracht zu werden und sind wirklich ohne böse Absichten gekommen. Und darum denke ich mir, daß wir — wenn ihr einwilligt, zu einem friedlichen Abkommen gelangen können. Wollt ihr aber nicht, dann bitte schön, dann können wir gleich hier, ohne vom Platz zu weichen, feststellen, wer die Oberhand gewinnt!«
Allein aus der Tatsache, daß die Besprechungen ohne die üblichen

Flüche und Beschimpfungen begannen, war der Ernst der Lage ersichtlich. Beide Seiten stellten Parlamentäre, die nach geschlagenen zwei Stunden einen Kompromiß erzielten:
Das Herumgehen in der Zone wurde eingeschränkt. Eine Hälfte des Tages gehörte den Blatnoi. Die andere den Suki. Beim Essenempfang wurden zuerst die einen, dann die anderen abgefertigt. Nur die Benutzung der Latrinen komplizierte die Sache. Aber auch hier kam man zu einer vernünftigen Lösung und zwar wurden, um einen eventuellen Hinterhalt unmöglich zu machen, die Wände herausgebrochen, und man mußte seine Notdurft nun sozusagen vor den Augen der gesamten Öffentlichkeit verrichten. Nur wir Fraier kamen zu einem Vorteil. Wir erhielten allerdings die scheußlichste Baracke, doch durften wir wenigstens den ganzen Tag in der Zone herumlaufen, ohne ständig einen Messerstich in den Rücken befürchten zu müssen.
Das Straflager war sehr klein. Es bestand aus nur drei Baracken, zwei davon steckten halb in der Erde. Unsere Verpflegung faßten wir in der »Ausgabe«, die für kaum dreißig Leute Platz bot. Nicht einmal eine eigene Bäckerei war vorhanden, das Brot lieferten benachbarte Lager. Dafür aber war der Chef ein richtiges Unikum. Seinen Namen habe ich vergessen, genannt aber wurde er »Marmeladow«, sicherlich seines süß-sauren Charakters wegen. Und wirklich hatte er eine Art an sich, als ob er Marmelade aufs Brot striche, seinen Zuhörern damit am Mund vorbeiführe, aber niemanden zubeißen ließe.
Täglich machte Marmeladow seinen Rundgang, kümmerte sich sozusagen höchstpersönlich um das Wohlergehen seiner Schutzbefohlenen. Auf jede Frage hatte er eine süß-saure Antwort bereit:
»Wofür man dich ins Straflager geschickt hat, fragst du? Ja, das müssen deine Vorgesetzten schon besser wissen. Vor allen Dingen aber rege dich nicht auf! Hab nur Geduld, dann wird sich alles aufklären. Ungerechtigkeit werden wir schon nicht zulassen! . . .«
»Was, einen Arzt? Die Hand eitert, sagst du? Schön, wir werden auch einen Arzt stellen. Aber du mußt keinen beliebigen haben, sondern einen Spezialisten. Eine Hand – das ist doch kein Spaß!

Verstehst du? Aber auch Geduld mußt du haben — nicht alles gleich auf einmal!«

»Die Suppe ist schlecht, sagst du? Das kann ja gar nicht sein! Ich hab sie selber probiert. Eine ganz vorzügliche Suppe — eine bessere esse ich mit meiner Frau nie! Du wirst wohl schon den Geschmack einer guten Suppe vergessen haben, mein Teuerster! . . .«

»Das Brot ist naß — na dann sei doch kein Dummkopf, legs in die Sonne zum Trocknen! . . . Die Wanzen beißen, sagst du? — Na, sei nicht faul, laß dich nicht kränken, beiß die Viecher zurück. Und was also die Läuse anbetrifft, Freundchen, das ist schon der reinste Unsinn! Du gehst doch nicht zur Arbeit, da hast du dann die schönste Beschäftigung, setz dich hin und knack Läuse! . . . Was, du kannst es nicht? Also dann zeig ich's dir. Ich führe auch das ganze Leben lang Krieg mit den Biestern! . . .«

Und so ad infinitum. In dieser Beziehung war Marmeladow einmalig. Er pflegte weder zu schimpfen noch zu widersprechen. Auf kategorische Forderungen reagierte er feurig und unnachahmlich aufrichtig: schlug sich an die Brust, schwor, daß er alles aufklären und in die Wege leiten würde, bat, man möge nur ein ganz klein wenig Geduld aufbringen, dann würde alles in Ordnung kommen.

Es vergeht ein Monat — ein zweiter: die Suppe bleibt ebenso ekelerregend wie das Brot feucht. Die Hand des Kranken ist vollständig vereitert, er bekommt Gangräne, stirbt und wird in der Tundra verscharrt.

»Ai, ai, ai!« wiegt Marmeladow voll Betrübnis den Kopf, »da seht ihr nun, was es heißt, wenn ein Mensch nicht genug Geduld aufbringt. Der Spezialist ist doch gestern angekommen! . . .«

Marmeladows Sommerhäuschen wurde zum Sammelpunkt der verwegensten Elemente, der Ausgekochten, von denen es im Lager hieß, »bei ihnen wäre kein Platz, die Probe zu stellen«. Mehrfache Mörder, chronische Ausbrecher, Spezialisten für alle Arten von Vergewaltigungen, Fälscher, Gauner aller Kategorien und Sorten. Es gab sogar Menschenfresser.

Diese riefen bei ihrer Umgebung mit Haß gemischten Abscheu hervor. Meist waren es düstere Männer, die sich stets abseits hielten, außer Wanjka-Korkenzieher, einem jungen fröhlichen Halbblatnoi, der von seinem kannibalischen Erlebnis wie von einem fröhlichen Picknick berichtete:

»... also was hätten wir nach eurer Meinung tun sollen? Wir waren bis etwa fünfhundert Kilometer östlich von Narijen-Mar gekommen. Ringsherum alles so kahl, wie 'ne Kegelbahn. Nicht einmal Moos wuchs. Wir aber mußten noch über die Wasserscheide rüber, und der Pazan, der Wassjka, kriegte kaum mehr die Beine hoch. Zuerst versuchten ja Schmer und ich, ihn abwechselnd zu tragen. Aber bald hing uns selber die Zunge aus dem Hals. Da sagt dann Schmer zu mir: ›Nein, Iwan, es ist dem Pazan also nicht bestimmt, die Freiheit wiederzusehn!‹ ... Und ich sage auch: ›Ja, man merkt's. Es ist ihm nicht bestimmt. Darum laß uns ihn lieber nach Christenart begraben, statt auf unserem Buckel zu schleppen.‹ ... Schmer denkt ein bißchen nach und sagt: ›Leid tut mir der Bengel, daß er soviele Kilometer ganz für umsonst auf seinen Beinen zurückgelegt hat, nur um in dieser Einöde zu krepieren. Und darum, damit seine Mühen doch nicht ganz für umsonst gewesen sind, wollen wir ihn lieber aufessen.‹ ... In dieser Beziehung hatte Schmer ja immer einen praktischen Sinn! ... Natürlich begann nun der Pazan seine Empörung über diesen praktischen Sinn kundzutun: ›Ihr habt ja kein Gewissen, Brüderchen, wollt mich lebendig aufessen! Was für einen Nutzen habt ihr überhaupt davon? Schaut doch her, bin ja bloß noch Haut und Knochen!‹ ... Aber, wenn Schmer mal was entschieden hat, dann ist's schon schwer, es ihm wieder auszureden. Lange tat er den Pazan nicht bitten. ›Du bist noch viel zu jung‹, sagt er, ›um Iwan und mich zu belehren. Zur Flucht hast du dich uns selbst aufgedrängt.‹ ... Und damit erledigten wir also den Jungen. Der Schmer hatte es ja gut, für den war's nicht das erste Mal. Mir aber blieb der Bengel einfach im Halse stecken. Weiß nicht warum, aber dauernd mußte ich an sein Mütterchen denken. Wird ihn also ganz für umsonst zu Hause erwarten ... Die Tränen stiegen mir nur so in die

Augen ... Ihr zum Beispiel lacht — dann versucht es doch mal an die drei Wochen von Karnickelfutter zu leben! Dann würdet ihr den Bengel mitsamt seiner Alten auffressen!«
Iwan-Korkenzieher war jedem, der seine Erzählung nicht genug würdigte, ihn verurteilte oder auslachte, furchtbar böse. Dann berichtete er noch eifriger über die mißglückte Flucht, wie sie mit dem in Stücke zerlegten Pazan im Sack die Wasserscheide des Urals überschritten und nach vielen Mühsalen doch wieder den Tschekisten in die Hände fielen.
»... die brüllen uns also zu ›*Stoi, stoi* — wir schießen!‹ ... Ihr könnt mir mal ... Hunde, denke ich, soll ich vielleicht ganz für umsonst tausend Kilometer gelaufen sein? Und ab, was die Beine hergeben! Die aber — drr-drr aus den Maschinenpistolen. Schmer vergrub als erster seine Nase im Sand. Ich aber fühlte, als ob mir jemand eins mit dem Hammer auf den Rücken versetzte — wieder — und noch einmal. Ich fiel hin ...«
Zum Beweis hob Iwan hier das Hemd hoch, zeigte die Durchschüsse seufzend und fügte hinzu:
»Schmer, der hat's ja jetzt gut. Dem haben sie beide Beine abschneiden müssen. Lebt wie ein Baron im Invalidenlager, wird jetzt also mit allen Bequemlichkeiten von einem Platz zum anderen getragen. Ich aber hab kein Glück gehabt. An drei Stellen ist die Lunge durchschlagen — und nicht mal die schäbigste Schwindsucht hab ich gekriegt. Wo ist da nun die Gerechtigkeit — daß ich jetzt allein für den Pazan die Suppe auslöffeln muß! ...«
Das Eigenartigste an der Geschichte aber war, daß Schmer und Iwan ihr Leben dem Tode Pazans verdankten. Wahrscheinlich wären sie von den Tschekisten auf der Stelle umgelegt worden, hätten diese nicht unbedingt den Verbleib des dritten Ausbrechers herausfinden müssen.
Daß die beiden ihn aufgegessen hatten, wollten die Tschekisten zuerst nicht glauben, hielten es für eine Ausrede, um die Spuren des Dritten zu verwischen. Nach Iwans Wiederherstellung wurde eine Expedition ausgeschickt, und die Tschekisten beruhigten sich erst, als man die Knochen des Dritten aufgefunden hatte.

Verglichen mit den Erlebnissen anderer Sträflinge wirkten meine Abenteuer als das reinste Kinderspiel. Ein gewisser Wassili Schubin zum Beispiel, war während seiner zehnjährigen Haft zwölfmal ausgebrochen, die unzähligen Versuche oder kurze, ein bis zwei Tage dauernde »Ausflüge« nicht mitgerechnet. Auf der Inta wurde er seiner erstaunlichen Fähigkeit wegen »Der Mann mit der Tarnkappe« genannt. Es wird berichtet, daß sich Schubin einst mit dem Chef eines Straflagers gestritten habe und ihm drohte, beim Chef der Lagerverwaltung Klage einzureichen. Diese Drohung wurde erst dann ernst genommen, als Schubin in der gleichen Nacht verschwand und wie ein Gespenst im Arbeitszimmer des Verwaltungschefs auftauchte ... Der dreizehnte Fluchtversuch wurde ihm zum Verhängnis. Er hatte sich in einem Waggon versteckt – unter Kohlen, die ihn verschütteten.

Zwei andere Gefangene, Sebastianow und Sadowsky, hatten sechs und acht Fluchtversuche hinter sich. Der Flieger Sebastianow hatte sich sogar eines Flugzeugs bemächtigen können. Benzinmangel zwang ihn zwar zur Notlandung, doch kam er bis zum Kaukasus, wo er beim Überschreiten der türkischen Grenze festgenommen wurde.

Wir waren an die dreißig ausgekochte Fraier, das heißt solche, die schon durch Feuer und Wasser gegangen waren. Leider gelang es nicht, uns zu organisieren, denn jeder dachte in erster Linie nur an sich. Darin bestand unsere Hauptschwäche, derzufolge auch der schäbigste Blatnoi oder Suki ganz nach Belieben ungestraft jeden von uns schikanieren konnte.

Es war keine Woche vergangen, da geschah das von Anfang an Erwartete: Mitten in einer kühlen, weißen Nacht ertönte furchtbares Geschrei.

»Schlag ihn, schlag! Stich ihn ab, das Aas! Es gibt keine Gnade!« Schreie, alle erdenklichen Schreie. Nur der Ruf »Hilfe« fehlte. Es gab keine Gnade und konnte sie nicht geben.

Wir Fraier stürzten zu den beschlagenen Fenstern.

»Da haben wir das Karussell!« lachte jemand voll Schadenfreude. In der Zone wurde ein Blutbad angerichtet. Welche Partei den Waffenstillstand gebrochen hatte, blieb ungeklärt – sicherlich waren es die Suki. Mancher, im Schlaf überrumpelte Blatnoi konnte nicht einmal mehr zum Messer greifen. Andere wehrten sich verzweifelt. Plötzlich waren Äxte aufgetaucht.

Vor Wut und Angst rasend kämpften die Blatnoi mit Zähnen und Nägeln, alle Mittel waren recht. Die Unbewaffneten griffen mit bloßen Händen in die Schneiden der Rasiermesser und Finnendolche. Einige warfen sich in ihrer Verzweiflung gegen den Stacheldraht. Dann knallten von den Wachttürmen Schüsse – und die Körper blieben wie Lappen in den Drähten hängen.

Zwei Blatnoi stürzten mit verzerrten Gesichtern in unsere Baracke, in der vergeblichen Hoffnung, sich unter unseren Pritschen verstecken zu können. Hinter ihnen kamen fluchend, mit Äxten bewaffnet, die Suki.

Die Pritschen krachten, splitterten unter den Schlägen. Einige Minuten drauf waren von den beiden nur blutige Fleischklumpen übrig.

Ich muß zugeben, daß ich in meiner Ecke am ganzen Leibe flog. Sogar der Gedanke, daß ich ja nur ein einfacher, gewöhnlicher Fraier war, beruhigte mich nicht.

Typisch ist, daß sich während der ganzen Schlächterei kein einziger Tschekist in der Zone zeigte, gleichsam als wären sie überhaupt nicht vorhanden.

Gegen Morgen waren alle Blatnoi erledigt. Über vierzig hatte man niedergestochen oder von den Wachtürmen herunter erschossen. Etwa zehn hatten sich den Suki, von denen dreißig tot oder schwer verwundet waren, auf Gnade und Ungnade ergeben, schworen nach einem erniedrigenden Ritual ihre »Diebesehre« ab und wurden als neugebackene Suki anerkannt.

Morgens um sechs wurde die Schiene am Wachtor angeschlagen. Es klang wie Grabgeläut. In Begleitung seiner Aufseher betrat der Hausherr, Marmeladow, die Zone. Die Hände auf dem Rücken ging er zwischen den Leichen umher, drehte mit dem Stiefel die Gesichter nach oben.

»Ei, ei, ei! Was die Buben nur wieder angestellt haben? Ist denn das denkbar, die Menschen so zu verstümmeln. Was für ein unbeherrschtes Publikum, und wo sie nur wieder die Messer hergebracht haben ...«

Sinka, ein vierzehnjähriger Pazan, der wegen Mord saß, kam aus dem Eßraum gestürzt.
»Brüderchen, heute gibts Nachschlag!« freute er sich.
Auch die Fraier rieben sich heimlich die Hände. An diesem Tag gab es im Straflager siebzig Portionen mehr. Eine Untersuchung des Vorfalls wurde nicht eingeleitet. Von der Lagerverwaltung kam weder Koslow, noch ein anderer Chef. Dafür kamen die Konvoilosen, luden die Toten auf Karren und fuhren sie in die sumpfige Tundra. Damit war die Sache erledigt. Später wurde dann erzählt, Marmeladow selbst habe durch seine Untergebenen die Äxte in die Zone geschickt.
Nach einigen Tagen erschien in meiner Erdbaracke ein gewisser Bogdan, Valjka — der Schwarze genannt. Ich kannte ihn noch von Ludanows Sanatorium her, wo er als autoritärer Blatnoi gegolten hatte. Früher stets mit gewisser Eleganz gekleidet, war Valjka jetzt abgerissen, wirkte irgendwie zerknittert, und seine rechte Hand war mit einem blutdurchtränkten Lappen umwickelt. Als er oben bei mir auf der Pritsche hockte, sah ich, daß seine Augen vor Wut flammten.
»Rück weiter!« sagte er grob und streckte sich neben mir aus.
Lange lag er schweigend, starrte angestrengt zur rauchigen Dekke empor. Mir schien, daß seine Augen feucht wurden.
»Schmerzt es so?« fragte ich leise.
Valjka nickte.
»Ja, es schmerzt! Die eigene Feigheit schmerzt, daß ich nicht den Mut aufgebracht habe, kämpfend zu sterben!«
Das Gesicht des Diebes verzog sich zu einem bitteren Lächeln.
»Aber lieber ein lebendiger Esel sein, als ein toter Löwe!« fügte er plötzlich in einem ganz anderen Ton hinzu, fuhr sich mit dem schmutzigen Ärmel über die Augen und lachte dann ganz vergnügt auf. »Ist ja alles scheißegal, Franzus! Erzähl mal was

Lustiges, erzähl mal von dem seltsamen Kauz, der König werden wollte!«
Valjka meinte François Villon, den Dichter der Galgenballade, dessen Ruhm ich bis in den Hohen Norden getragen hatte.

Etwas Fröhliches sollte ich erzählen ... Das ganze Leben wird ja von den Blatnoi als fröhlich bezeichnet. Nehmen wir zum Beispiel nur diese Banja! ... So viele Jahre sind seitdem vergangen, aber jedesmal – sei's unter der Dusche, sei's in der Badewanne – muß ich an die seltsame Banja in Marmeladows Sommerhäuschen zurückdenken.
Sie befand sich etwa dreihundert Meter von unserer Zone entfernt – anscheinend aus brandtechnischen Gründen, denn eine ihrer Eigentümlichkeiten war, ständig in Brand zu geraten. Ganz sicher war sie als Zusatzbestrafung für uns ausgeklügelt worden. Alle zehn Tage wurden wir unter Bewachung dorthingeführt. Schon drei Tage vorher stöhnten alle Fraier: »Entsetzlich – bald ist wieder Badetag!« um die darauffolgenden drei Tage wie ein alter Ofen zu röcheln, zu husten und die Banja zu verfluchen.
Der Raum, in dem wir »badeten«, war so klein, daß sich kaum zehn Leute umdrehen konnten. Wir aber wurden dort zu dreißig hineingepfercht. Und für alle standen insgesamt drei Holzkübel und ein großer Trog zur Verfügung. Die Zentral-Suki erhielten natürlich die Kübel. Im Trog wuschen sich die zweitrangigen Suki. Aus einem Hahn kam eisiges – aus dem anderen kochendes Wasser. Wir Fraier hatten die Wahl. So, und nun wasch dich, wie's dein Herz begehrt.
Die Kleidungsstücke wurden in die Proscharka* gegeben. Jeder bekam einen Löffel schwarze, nach Petroleum stinkende Seife über den Kopf gegossen. Und die Hauptaufgabe jedes Badenden bestand darin, diese Seife so schnell wie möglich abzuwaschen, ohne sich die Augen auszuätzen, um dann abseits ein Plätz-

* Entlausungskammer

chen zu suchen, wo er am wenigsten Gefahr lief, von kochendem Wasser verbrüht zu werden.
Die ganze Prozedur ging unter dem Geschrei der Aufseher: »*Dawai, dawai*«, und »schneller, schneller, ihr seid hier nicht im Sanatorium!« vor sich.
Danach erhielt man die glühendheiße, zerknüllte, hölzern gewordene, mit Ruß beschmierte Kleidung zurück und durfte sich davon überzeugen, daß alle Läuse die Proscharka heil und gesund überstanden hatten. Und wieder hieß es: »*Dawai, dawai,* schnell in die Zone zurück!«
Standen wir aber vor dem Wachtor, hatte plötzlich niemand mehr Eile. Nackt, warteten wir manchmal anderthalb Stunden, bis jeder einzeln, höchst sorgfältig gefilzt war. Im Sommer erfolgte dies unter den Überfällen der Moschka, im Winter bei vierziggradigem Frost, oder einem Sturm, der eine Eiche hätte entwurzeln können. Kurzum – ein recht mittelmäßiges Vergnügen.
Und dennoch, sogar eine solche Banja brachte amüsante Überraschungen. Es war bereits Winter, nach den ersten großen Frösten und Schneefällen. An einem dieser Badetage nun, als sich die Suki im Trog suhlten, und wir Fraier stoisch das Ende der Tortur erwarteten, hörte man plötzlich Geschrei:
»Feuer! Feuer!«
Türen klapperten. Plötzlich umgaben uns Rauchwolken, und wenige Sekunden darauf züngelten die Flammen – im Handumdrehen loderte die alte Banja wie eine Fackel.
Ein unglaubliches Gebrüll und Gedränge ging los. Wie Flöhe hüpften wir im Adamskostüm aus allen Öffnungen ins Freie. Draußen war es stockfinster, der Schnee reichte uns bis an die Hüften. Glühende Funken kamen herabgeregnet und ließen uns wie eine Schar Marionettenteufel tanzen.
Der Konvoi brüllte aus Leibeskräften:
»*Stoi! Stoi* – ich schieße!«
Was heißt hier *stoi* – alle dreißig kullerten wir wie die Erbsen auseinander.
Nackt sprangen wir über die Schneewehen. Kälte und Schüsse trieben uns an.

Nicht weit entfernt befand sich ein Selchos, in welchem hauptsächlich konvoilose Frauen arbeiteten. Dorthin nun stoben wir. Kamen in den Selchos hereingerast und stürzten in die Erdhütten.

Als uns die Weiber sahen, kreischten sie so, als ob Marsbewohner gelandet wären, oder aber der Weltuntergang angebrochen sei.

Manche fielen auf die Knie, bekreuzigten sich, andere krochen unter die Pritschen oder schlugen die Scheiben ein, um aus den Fenstern zu springen.

»Das sind die Strafniki! Strafniki!« heulte eine der Gescheiteren. Verstärktes Gekreisch war die Folge. Alle bereiteten sich auf Tod und Vergewaltigung vor.

Unsere Strafniki jedoch hatten ganz etwas anderes im Sinn. Auf der Suche nach Lebensmitteln, stürzten sie erst einmal zu den Schränkchen. Dann begannen sie den Weibern, der einen den Schal, der anderen die Bluse oder die Wattehosen abzunehmen.

Lange noch hatten die Tschekisten zu tun, uns, die wir in Weiberröcken und Kleidern steckten, auszusortieren und zur Wache zu schleifen.

Nur zwei wurden bei dieser Geschichte erschossen, wir anderen aber, dank Marmeladows Gnade, vom täglichen Herumstehen beim Zählappell befreit.

Nackt hockten wir auf den Pritschen und waren auf unsere Exklusivität wahnsinnig stolz.

Trotz all unserer Proteste hatte man uns die »entliehenen« Sachen wieder abgenommen.

»Immer mit der Ruhe! Natürlich werdet ihr eingekleidet! Wir werden euch doch nicht nackt lassen. Nur Geduld muß man haben. Nicht alles gleich und sofort. Im Krieg war ich auch mehr als einmal nackt –« tröstete uns Marmeladow.

Eines Tages – es war Anfang Herbst und noch vor dem Brand der Banja – kam eine Kommission aus Moskau zu uns. Am Vortage erteilte Marmeladow eine Reihe von Belehrungen, aus de-

nen ersichtlich wurde, welche Unannehmlichkeiten derjenige zu erwarten hätte, der sich beklagen würde.
»Die Kommission kommt und geht – ihr aber werdet mit Marmeladow weiterleben müssen. Darum wollen wir lieber unsere guten Beziehungen nicht verderben!«
Das Völkchen im Straflager war ausgekocht genug – um zu wissen, was es hieß, sich »beim Wolf über die Wolfsjungen zu beklagen«.
An solchen Tagen erhielt die Küche die dreifache Menge Lebensmittel, die allerdings später wieder abgezogen wurden. *Nitschewo!* – an jenem Tage bekamen wir jedenfalls einen phantastischen Borschtsch, ein Kotelett aus Hackfleisch und statt Graupenhäcksel – richtigen Reis! Ein lukullisches Mahl, nach unseren damaligen Begriffen.
Da kommt nun also diese Kommission durchs Wachtor, alles solche Fettwänste, alles solche soliden Onkelchen, mit Medaillen behängt, mit Tressen und Lampassen benäht.
Voran – ein General. Der ist nun der Würdigste. Ganz in goldenen Posamenten schimmernd, sieht er in seinem rotgefütterten Mantel wie der Portier eines Luxushotels aus.
In Reih und Glied stehen wir, ohne Kopfbedeckungen – als Zeichen unserer Ehrerbietung vor Moskau sozusagen.
Durchdrungen vom Gefühl eigener Wichtigkeit, schreitet die Kommission unsere Front ab.
»Also Strafniki, Strafniki ... hm, und wofür sind sie nun hier?«
»Ach, das sind alles Mörder und allerhand Räuber, unverbesserliche Ausbrecher, verderbliche Elemente und Saboteure, Genosse General!« erklärt Marmeladow.
»Und wofür bist du hier?« bleibt der General vor dem vierzehnjährigen Sinka stehen.
Der Knirps – er reicht dem General kaum bis zum Gürtel – antwortet mit seiner piepsigen Stimme:
»Ich habe zwei alte Männerchen umgebracht, Bürger General!«
»Ja, warum hast du sie denn umgebracht, elender Spitzbub?«
»Mit anderen wäre ich doch nicht fertig geworden –«

»Was heißt nicht fertig geworden. Warum hast du die Leute überhaupt umgebracht? Antworte gefälligst, was man dich fragt!«
Sinka kratzt verlegen seinen Schädel und erklärt dann höchst widerwillig:
»Ich war in einem Straflager und wollte doch übern Winter ins Gefängnis. Da hab ich den einen umgebracht. Aber man hat mich nur verprügelt und in den Karzer gesteckt. Als ich dann rauskam, hab ich den anderen abgemurkst. Na, und da haben sie mich ja dann auch ins Gefängnis gebracht.«
»Aber warum denn —« Immer noch versteht der General nichts.
»Aber ich sag's doch! Ich wollte aus dem Straflager weg! Da war's doch so hungrig! Im Gefängnis aber ist's warm und man kriegt immerhin sechshundert Gramm Brot am Tag.«
»Hm —« brummt der General und bemüht sich so auszusehen, als habe er nun alles verstanden. »Na also, aber jetzt bist du doch wieder im Straflager. Denk mal jetzt gut über dein Vergehen nach, geh in dich und bessere dich! Sonst wird's mit dir noch ein böses Ende nehmen, wie ich seh . . .«
Später hält der General eine Ansprache:
»Ihr —«, sagt er, »seid zur Besserung hergeschickt worden, weil es bei uns, in unserem sowjetischen Land, keine unverbesserlichen Verbrecher gibt. Ihr seid zu Recht bestraft, sozusagen zeitweilig von der allgemeinen Gesellschaft isoliert. Doch unsere teure Partei und unsere geliebte Führung gibt jedem die Chance, durch ehrliche Arbeit und tadelloses Verhalten seine Fehler zu sühnen und rein in die große Familie der Werktätigen zurückzukehren. Arbeit adelt den Menschen! Darum vermögen wir niemals in genügendem Maße unserer teuren bolschewistischen Partei und ihrem weisen Führer, dem Organisator all unserer Siege, Jossif Wissarionowitsch Stalin zu danken!«
Die eingelegte Pause bedeutete, daß man von uns ein lautes »Urra« erwartete. Aber alles blieb mäuschenstill.
»Gibt es irgendwelche Klagen?« fragte der General etwas enttäuscht.
Es gab keine Klagen.

»Habt ihr Bitten oder Wünsche?«
Deren gab es viele: Die erste Bitte — mehr Badekübel für die Banja. Die zweite — eine Ungeziefervernichtung. Die größte Bitte aber, uns zur Arbeit zuzulassen.
»Natschalnik! Du sagst doch selber, daß wir hergeschickt sind, um uns zu bessern. Wir brennen darauf, unsere Sünden mit Heldentaten der Arbeit zu sühnen. Wir wollen arbeiten, wollen kein Parasitendasein führen! Wozu heißt es denn sonst ›Arbeits-Erziehungslager‹?«
Eine durchaus gesetzliche Forderung! Eine Forderung, die nicht von den Parteidirektiven abwich. Warum sollte man nicht diesen Leuten die Gelegenheit geben, ihren Teil zum Aufbau des Sozialismus beizutragen!
Major Koslow, Marmeladow, alle einheimischen Tschekisten beteuerten zwar den Moskauern einstimmig, es sei nur »Pont«, das heißt eine »Masche« von uns, keiner von uns Tagedieben habe jemals gearbeitet oder würde jemals arbeiten. Das Ganze sei eine Falle, wir suchten nur die Möglichkeit, mit anderen Gefangenen Kontakt aufzunehmen, ein Trick, um besser rauben und stehlen zu können.
Doch der General bestand darauf: Man dürfe den Menschen nicht das Recht auf ehrliche Arbeit nehmen, man müsse den Menschen Vertrauen entgegenbringen, ihnen die Liebe zur Arbeit anerziehen!
Die Moskauer Kommission bestimmte, man habe uns mit Arbeit zu versorgen, drehte sich um und verschwand. Und folgendes kam bei dieser Bestimmung heraus:
Bald führte man uns tatsächlich zur Arbeit. Zur Arbeitsstelle waren die abgegrenzten Gruben Nr. 7 und 8 bestimmt worden. Jede Brigade mußte täglich einen Güterwaggon mit Kohle beladen — eine leicht erfüllbare Norm. Zur Arbeit ging, wer gerade Lust verspürte, meist Suki und natürlich nicht etwa, um Kohlen zu verladen.
Die Ergebnisse ließen auch nicht lange auf sich warten. Am dritten Tage waren vier Freie ausgeraubt, darunter der Chefingenieur des Bergwerks, dem man Anzug, Stiefel und Uhr abge-

nommen hatte. Zwei Tage darauf waren drei Frauen von den Strafniki vergewaltigt worden — drei andere hatten sich mit Müh und Not retten können.

In den nächsten Tagen — wieder Raubüberfälle, wieder Vergewaltigungen. »Zufällig« verbrannten zwei Motoren, drei Bagger gingen entzwei. Um den Machorka drehen zu können, wurden die Kassetten der Waggons erbrochen, die Papiere rausgeholt und die Waggons irrten, heimatlos geworden, auf den Sortierstationen herum. Unter dem Kitzeln der Messer füllte der Kontrollmeister täglich die Arbeitsmeldungen auf zweihundert Prozent aus. Mit einem Wort, seit dem Auftauchen der Strafniki herrschte im Bergwerk Anarchie und Terror.

Die Grubenleitung eilte zur Lagerleitung.

»Erbarmen! Befreit uns um Himmelswillen vor solchen Arbeitskräften!«

»Wir wissen von gar nichts!« antwortete die Lagerleitung. »Bei der Durchsuchung sind bei unseren Leuten weder Anzüge noch Uhren zutage gefördert worden. Und was euch die Weiber erzählen — na, das kennt man doch, dafür sind es ja auch Weiber! Außerdem haben wir strenge Order aus Moskau: Man darf den Menschen nicht das Recht auf ehrliche Arbeit verwehren!« Punktum!

Blind erfüllten die Tschekisten die erhaltenen Instruktionen. Für die geleisteten und übererfüllten Arbeitsnormen erhielten sie zusätzliche Geldprämien und die Verpflegung der Gefangenen hatte die Bergwerksleitung außerdem noch zu tragen.

Da hagelte es nur so Klagen und Proteste bei der zuständigen Staatsanwaltschaft.

Nach langen Streitigkeiten wurde aber endlich doch ein Ausweg gefunden: Man führte die Strafniki nicht mehr zur Arbeit, dafür aber verpflichtete sich das Bergwerk, bestimmte Prozente der Produktion zu Gunsten von Marmeladows Sommerhäuschen gutzuschreiben. Eine Lösung, bei welcher die Schafe heil blieben und die Wölfe satt wurden.

Wir Strafniki lagen auf der Bärenhaut, bekamen Rekordisten-

verpflegung, die Natschalniki – ihre Prämien und in den Gruben Nr. 7 und Nr. 8 herrschten Ruhe und Frieden.
Dieser »Himbeergarten« dauerte bis zur Auflösung des Straflagers.

Anfang Oktober, die Polarnacht war bereits angebrochen, kam eine neue Etappe aus dem Gefängnis. Wie groß war meine Freude, als ich unter den Neuen Ljoschka Tjereschenko, Kreisel, den Inspirator und Regisseur des »Unternehmens Vergißmeinnicht« entdeckte.
Kreisel freute sich nicht weniger als ich.
»Hol's der Teufel, das sind Neuigkeiten! Weißt du auch, wen ich im Durchgangslager getroffen habe?«
»Nein, wen denn?«
»Skuratow!«
»Nicht möglich! Wo ist er? Was ist mit ihm? Wie geht es ihm?«
Brennend vor Ungeduld zerrte ich Kreisel in meine Baracke. »Erzähl!« drang ich in ihn, nachdem wir es uns bequem gemacht hatten und die Machorkazigaretten qualmten. «Wie schaut Serge aus? Ist er gesund?«
»Gesund schon, nur die Zähne haben sie ihm im Butyrki-Gefängnis ausgeschlagen, nachdem die Tschekisten herausbekamen, was es für ein »Vergißmeinnicht« gewesen war. Serge ist ja ein Prachtkerl, hat die ganze Schuld auf sich genommen. Läßt sich übrigens keine grauen Haare drum wachsen, sagt: Die Sache hat nicht geklappt, müssen uns also ein anderes Mal etwas Schlaueres ausdenken. Hauptsache, daß wir damals lebend aus der Ustwymer herausgekommen sind.«
»Was macht er im Durchgangslager? Wie lange wird er dort bleiben und wohin wird man ihn wohl bringen?« überschüttete ich Kreisel weiter mit Fragen.
»Das weiß Gott allein! Übrigens, ich hab's glatt vergessen – Skuratow sitzt im Irrenhaus.«
Beinahe wäre ich vor Überraschung umgefallen.
»Wieso im Irrenhaus?«

»Ganz einfach. Im Durchgangslager befindet sich auch das Zentralkrankenhaus. Zwei Baracken sind für die Übergeschnappten bestimmt. Nun und so sitzt Skuratow also in einer dieser Baracken. Man sagt zur Untersuchung. Hat noch so einen komischen Kauz dabei, mit Brille und so 'nem langen, schwarzen Mantel – scheint ein großer Freund von Serge zu sein –«
»Pjotr Petrowitsch?«
»Ich glaube ja – so nennt man den ulkigen Vogel.«
»Und warum sitzt er denn dort? Sind sie denn wirklich beide übergeschnappt?«
»Das weiß Allah! So im Allgemeinen machen sie ja einen ganz normalen Eindruck. Aber wer kann's wissen. Ich hab mit ihnen nur durchs Gitter sprechen können – da merkt man doch nicht alles.«
Mehr konnte ich trotz aller Bemühungen nicht erfahren. Jetzt erst fiel mir auf, daß Kreisel einen Stock hatte und ich erkundigte mich, seit wann er denn lahme.
Kreisel winkte ab.
»Das ist eine lange Geschichte, Bruder. Ein ganzes Jahr reicht nicht, um alles zu erzählen.«
Und wirklich, in verhältnismäßig kurzer Zeit hatte Kreisel unglaublich viel erlebt. Wie alle »Fünfundzwanzigjährigen« war er aus den Ustwym-Lagern nach Workuta geschickt worden. Von dort kam er in ein Brückenbau-Lager des berühmten »501sten Baues«, eines strategischen Knotenpunktes, der Straße über den Ural, die das Workuta-Kohlebecken mit dem von Norylsk verbinden sollte.
»In der Beziehung habe ich ja Glück gehabt –«, erzählte Kreisel, »man mästete uns förmlich. Amerikanische Konserven, Zucker – drei Pfund im Monat, Brot – soviel kannst du gar nicht essen! Wir bekamen ganz neue Sachen, japanische Mützen, Halbpelze, weiße Filzstiefel. Mit einem Wort, nach zwei Monaten hatten sich alle Jungens Pausbacken angefressen, sahen wie rote Rüben aus. Grad nur, daß die Weiber fehlten. Aber was die Hauptsache ist – alle Gauner waren aussortiert worden: weg mit Suki und Blatnoi! Nur wir Politischen waren übrigge-

blieben ... Ja, und im April 1948 überrumpelten also einige der Jungens unter der Anführung von Oberst Minzlewitsch den Konvoi, entwaffneten ihn, legten einen Lastwagen mit Sandsäkken aus, und ab in die Freiheit! Überfielen auf dem Wege eine Divisionsabteilung und hatten wieder Schwein! Bei den ersten Schüssen sind die Soldaten in Unterhosen aus den Fenstern gehopst. Und da ging das Theater dann erst richtig los! Die Jungens griffen sich Waffen und fielen über die Tschekisten her. Lagerspitzel und Provokateure kamen als erste an den Galgen, danach ging's dann an die Vorratslager. Gut, daß Minzlewitsch ein vernünftiger Bursche war, er sammelte einen Stab um sich und liquidierte die Anarchie. Es fand sich noch ein anderer Oberst unter den Gefangenen, Below hieß er. Der übernahm die strategische Führung des Aufstandes. Aber die Tschekisten säumten nicht, gingen bald zum Gegenangriff über—«

»Und was hast du währenddessen gemacht?«

»Na was schon! Hab mir natürlich eine Maschinenpistole gegriffen und bin los, um für die Freiheit zu kämpfen. Das hat mich so schön an die spanischen Zeiten erinnert. Na und später, als wir schon auf Workuta vorrückten, konnten wir eine fliegende Rundfunkstation einnehmen. Da wurde ich sozusagen Propagandaminister, das heißt, ich fiel in allen mir bekannten Sprachen im Äther über die Bolschewisten her. Einmal bekamen wir sogar Verbindung mit Amerika. Also schrei ich ihnen zu: Brothers! We are fighting for the thorough liberty of the russian people! Wir kämpfen für die wahre Freiheit des russischen Volkes! Für Demokratie! Gegen das weiße Sklaventum! Seid doch gute Jungens, würdige Nachfolger des großen Lincoln, versorgt uns mit ein paar Waffen und Patronen ... Und was meinst du, was sie uns darauf geantwortet haben?«

»Keine Ahnung.«

»Gott möge euch helfen, gute Leute! haben sie gesagt, unsere aufrichtigen Wünsche sind mit euch, aber wir haben nicht das Recht, uns in die internen Angelegenheiten unseres großen Freundes und Verbündeten, der Sowjetunion, einzumischen! ... Zur Aufmunterung haben sie dann Rock 'n Roll gesendet. Mit

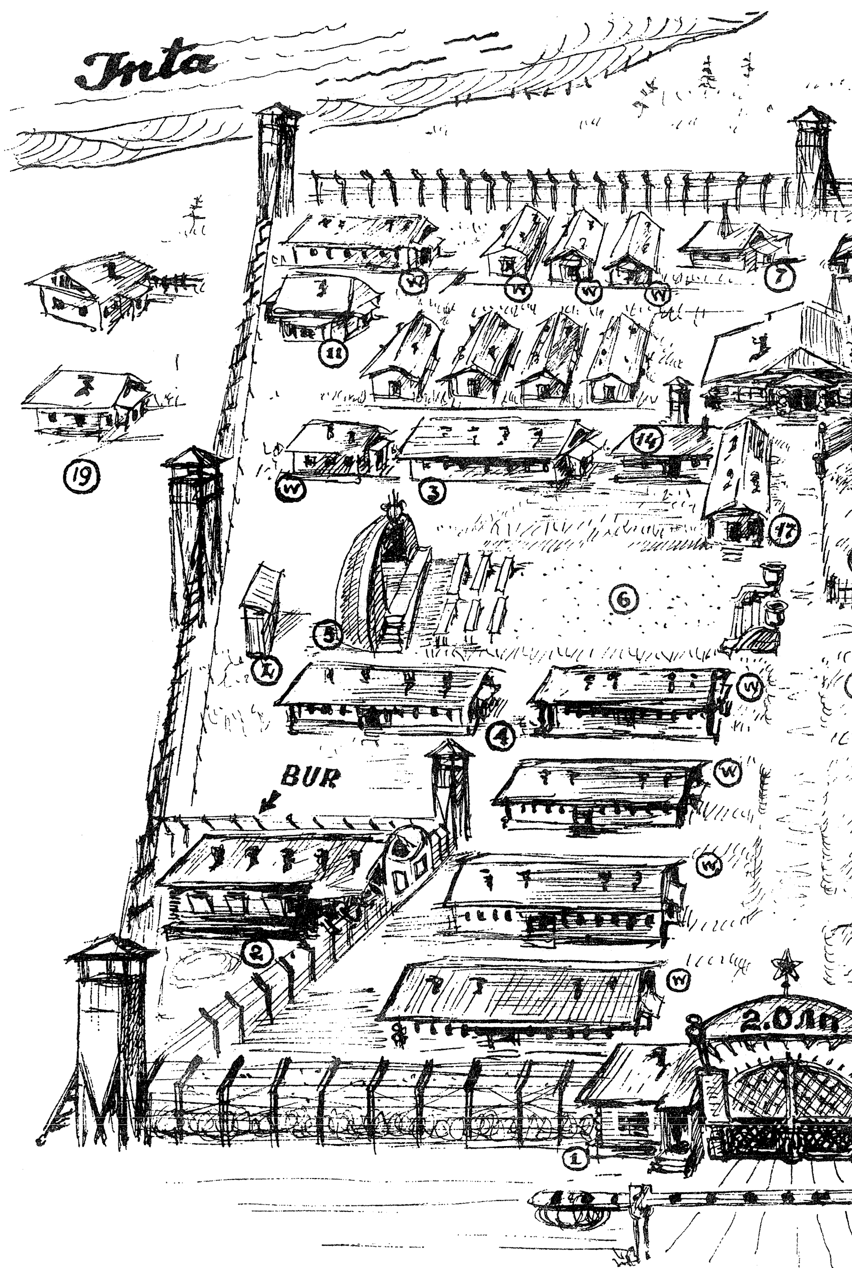
anderen Worten hieß das ›krepiert, wie's euch paßt!‹ ... Uuuu, verdammte Hundesöhne! ... Ungefähr einen Monat hat die ganze Geschichte gedauert. Mehrere Lager haben wir befreit, träumten davon Workuta einzunehmen – aber es kam nicht so weit. Die Tschekisten wurden am Ende so böse, daß sie Ende Mai Panzer und Luftwaffe gegen uns einsetzten, wovon natürlich unsere Federchen nur so flogen. Am Leben blieb nur, wem der Durchbruch gelang und wer sich in den Bergen verstecken konnte ... Da siehst du's also mal wieder: einer wie ich geht im Wasser nicht unter und verbrennt nicht im Feuer. Humpeln tue ich jetzt zwar auf einem Bein, aber never mind ...«

So wurde ganz im stillen der Spartakusaufstand des zwanzigsten Jahrhunderts in Blut und Grausamkeit erstickt. Über das Schicksal der beiden Anführer, der Obersten Minzlewitsch und Below, kursierten später die verschiedensten Gerüchte. Einige behaupteten, daß beide bestialisch umgebracht und ihre Körper von Hunden zerfleischt worden seien. Andere dagegen beteuerten, beide wären lebend gegriffen und zur lebenslänglichen Haft in Schweigegefängnissen verurteilt worden.

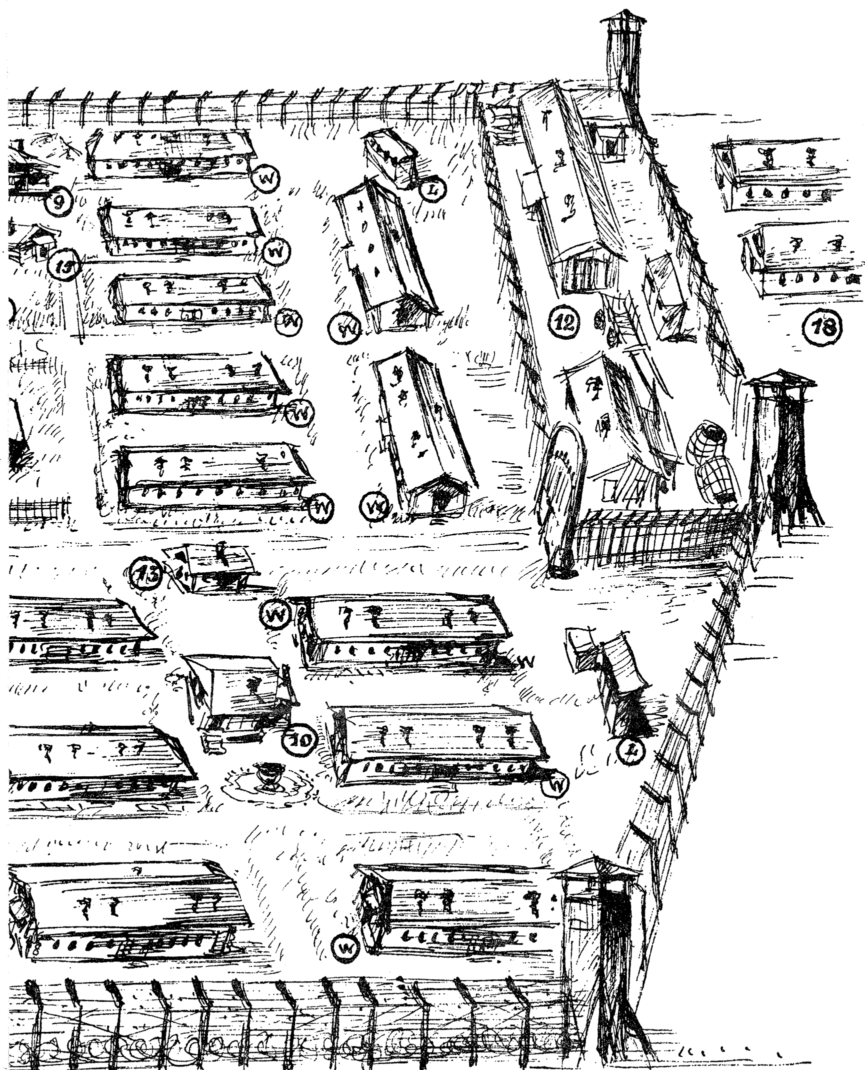
Einige Tage später erhielt ich durch einen Konvoilosen einen Zettel von Serge und Pjotr Petrowitsch:

»Sei gegrüßt, Freund und treuer Kampfgefährte! Wir wissen, daß Du Dich in einer sehr schweren Lage, in einer Dir fremden Atmosphäre befindest. Halte aus! Nicht mehr fern ist der Tag, da Wahrheit und Gerechtigkeit triumphieren werden. Die in Workuta für die gerechte Sache Gefallenen werden gerächt! Ihre Opfer waren nicht sinnlos. Halt aus und wisse, daß du nicht allein bist! BUND VON STAHL UND FEUER.«

»Beide sind tatsächlich übergeschnappt!« entschied ich, denn nach meinem Pech im BUR der Dritten, war ich bei Briefen, in denen es »Du bist nicht allein« hieß, immer zu Skepsis geneigt. Genauer gesagt, bekam ich davon immer eine Gänsehaut.



Zone des zweiten OLPs. MINLAG, Inta (Komi ASSR).
In diesem Lager brachte der Autor insgesamt über fünf Jahre zu.



1 Lagertor und Wache
W Wohnbaracken
2 BUR
3 Ambulatorium
4 Krankenbaracke
5 Sommerbühne
6 Sportplatz
7 Bäckerei
8 Speiseraum und allgemeine Küche
9 Banja, Badeanstalt
10 Küche für Paketempfänger
11 Vorratslager
12 Wirtschaftshof, Werkstätten
13 Wasserküche
14 Feuerwehrwache
15 Paketausgabe
16 Arbeitsraum des Opers
17 Verwaltungsgebäude und KWTSCH
18 Garnison
19 Siedlung
L Latrinen

Diese Ereignisse fielen mit der Organisation der SPEZ-Lager und dem stark verschärften Regime für alle politischen Häftlinge zusammen. Man darf annehmen, daß diese Maßnahmen von den Tschekisten als Vorbeugung für ähnliche Zwischenfälle wie auf dem 501sten Bau gedacht waren. Das erste Experiment wurde auf der Inta durchgeführt. INTLAG wurde in MINLAG umgetauft, die Palisadenzäune durch mehrreihigen Stacheldraht ersetzt, Frauen von den Männern abgesondert, der Arbeitslohn aufgehoben. Die Post an in der UdSSR lebende Angehörige wurde auf zwei Briefe im Jahr beschränkt. Die Rückennummern wurden eingeführt, die Baracken nachts abgeschlossen, das freie Herumgehen in der Zone verboten.

Für das Mitnehmen einer Brotration aus dem Eßraum, für das Rauchen in der Baracke, für Unpünktlichkeit oder die Nichterfüllung der Norm – fünf Tage Karzer! Für Unhöflichkeit der Lagerleitung gegenüber, für den Besitz eines Federmessers, Bleistiftstummels oder Tinte – zehn Tage Karzer! Für intime Beziehungen zu Freien, Alkoholgenuß, unerlaubten Briefwechsel – zwei bis zwölf Monate BUR!

Noch zahlreiche andere Beschränkungen und drakonische Maßnahmen wurden eingeführt, deren Aufzählung jedoch eine Broschüre füllen würde.

Obwohl die Spez-Lager ausschließlich zur Inhaftierung politischer Gefangener bestimmt waren, sickerten doch im Laufe der Zeit wieder viele Kriminelle herein, welche laut Paragraph 58-14 und 58-8 für Sabotage und Terror verurteilt waren.

Ende November 1948 wurde Ljoschka Tjereschenko und ich mit zehn anderen Gefangenen zur zweiten Lagerabteilung des neu errichteten MINLAG überführt. Endlich konnte Marmeladow seine Versprechung wahrmachen – endlich wurden wir eingekleidet. Ich bekam einen ekelerregenden, verschimmelten, vor Schmutz klebrigen Watteklumpen in die Hände gedrückt. Man mußte ihn erst mit Gewalt auseinanderreißen, um festzustellen, daß er aus

Jacke, Hose und Gymnastjorka bestand. Und diese ganze Garnitur war von Kugeln durchsiebt und mit schwarzen Blutflecken bedeckt. Kein Zweifel — alles Sachen, die man irgendwelchen Erschossenen ausgezogen hatte. Als Fußbekleidung wurden mir riesige Tschuny ausgehändigt. In dieser Aufmachung war ich nur schwer von einer Vogelscheuche zu unterscheiden.

Das strenge, am grünen Tisch verfügte Regime der Spez-Lager war noch nicht in die Tat umgesetzt worden und so glaubten wir, nach Marmeladows Sommerhäuschen, in ein irdisches Paradies gekommen zu sein. Das große Lager zählte an die viertausend Insassen. Und alle waren sie so ruhig, so still, so überaus höflich, die Baracken geräumig, hell und luftig. Es gab Matratzen, Decken, manche besaßen sogar richtige Bettlaken — mit einem Wort — Komfort!

Gottes-Pusteblümchen gab es überhaupt nicht. Eher hätte man uns Strafniki für Pusteblümchen halten können. Der Kommandant, ein Finne, seinem Aussehen nach ein friedlicher Bauernbursche, führte uns in den Eßraum und befahl, uns sattzumachen. Die Köche, rosig und wohlgemästet, füllten unsere Näpfe mit Grütze, die sie reichlich mit Öl begossen.

Die Arbeitszuteiler erkundigten sich mit einer geradezu befremdenden Freundlichkeit, in welchem Beruf man arbeiten möchte. An solchen friedlichen Umgangston wenig gewöhnt, faßten unsere Strafniki das falsch auf und antworteten auf ihre Art: Es verging keine Stunde, als die ganze Zone von Geschrei widerhallte.

»Wer hat meinen Buschlat genommen?«

»Wo sind meine Filzstiefel hin?«

»Wer hat in meinem Schränkchen gekramt?«

»Aufseher, Aufseher! Ruft den Aufseher!«

Unterdessen führten zwei Strafniki mit dem Küchenchef ein offenes Gespräch:

»Wir scheißen darauf, ob du strenge Befehle und Normen hast oder nicht. Die Unsrigen wirst du mit Speck und Fett füttern. Wenn du aber nicht willst, dann drehen wir dich selbst zu Gehacktem durch, Hund! Alles klar?«

Beim Arbeitszuweiser:
»Am besten du vergißt unsere Namen für ewig und alle Zeiten, mein Lieber — außer wenn du die Prozente in die Meldungen einträgst natürlich. Und sollte dir noch nicht alles klar sein, kannst du jetzt schon deinen eigenen Namen in die Rubrik für vorzeitige Entlassung einschreiben!«
Ähnliche Befehle bekamen Chefarzt, Lagerverwalter und andere wichtige Pridurki. Mit einem Wort — von diesem Tage an brauchten sich die Aufseher nicht mehr im Wachhäuschen zu langweilen.
Kreisel und ich sichteten die Lage und beschlossen, einen selbstständigen Kurs einzuschlagen. Doch trotz unserer Bemühungen, als echte Fraier zu erscheinen, blickten uns die meisten Bergleute scheel an.
»Blatnoi, Blatnoi sind aus dem Straflager angekommen!« durcheilte es die ganze Zone und alle Muschiki versteckten den Speck unter die Matratzen.
An jenem Abend nun, als Kreisel und ich beim Tschefir auf der Pritsche hockten und den einzuschlagenden Kurs besprachen, trat ein junger, saubergekleideter Bursche in unsere Baracke.
»Hei, Jungens«, fragte er laut, »ist hier ein Franzose, der vom Straflager mitgekommen ist? Max soll er heißen.«
Ich spitzte die Ohren. Gott, denke ich, sicher ist es der Schlepper vom Oper.
»Wozu brauchst du ihn denn?« fragte ich also vorsichtig.
»Kennst du ihn denn, den Franzosen?«
»So von weitem«, sage ich, »gerade eben hat er sich noch hier herumgetrieben.«
»Ich habe keine Zeit, hinter ihm herzulaufen. Wenn du ihn siehst, so sag ihm, ein Landsmann von ihm mit Namen Jurkowsky, in der Baracke 8, möchte ihn sehen. Nein, sag ihm lieber, daß ihn der Fahrdienstleiter der Grubenleitung ruft!«
Würdevoll machte der Bursche kehrt und verschwand.
»Wer war das?« frage ich unseren Dnewalnyi*.

* - der ständig den Stubendienst in der Baracke verrichtet

»Irgendein Schwuler, heißt Ognjew, ist Dnewalnyi der Pridurki-Baracke.«
Ohne lange zu überlegen, ging ich los, um mich meinem Landsmann vorzustellen. In der Baracke 8 wollte man mich beim Anblick meiner Lumpen schon davonjagen.
»Hau ab! Wir haben genug eigene Schakale, die betteln kommen!«
Ognjews rosiges Gesicht tauchte auf. Ziemlich widerwillig ließ er mich herein.
»Aber schau, daß du dir die Füße gut abtrittst!«
Irgendwie seitwärts betrat ich, verlegen meine Pelzmütze in den Händen drehend, auf Zehenspitzen die prachtvolle Unterkunft der Lageraristokratie, der Pridurki. Sauberkeit und Ordnung waren erstaunlich. Statt Pritschen standen richtige, rosa bemalte Bettstellen in Reih und Glied. Hellblaue Mullvorhänge an den Fenstern, saubere Wattedecken und, wie mir damals schien, blütenweiße Laken und Kissen auf jedem Bett.
Und erst die Pridurki selbst! Alle so solide, so beleibt! Die Kleidung umgeändert und in freiheitlich anmutende Fasson gebracht. Dazu noch blütenweiße, angeheftete Kragen. Allein beim Anblick dieser glattrasierten, selbstzufriedenen Gesichter bekam ich sofort Komplexe.
Ognjew deutete auf eine der Bettstellen.
»Da ist er, dein Landsmann!«
Von diesem Landsmann erblickte ich vorerst nur zwei lange, in Lederstiefeln steckende Beine. Beim Näherkommen stellte ich fest, daß es sich um einen etwa fünfundvierzig Jahre alten Mann von athletischem Körperbau handelte. Die Hände unter dem Kopf verschlungen, lag er würdevoll da, im Mund eine lange Papyrossy.
»Wollen Sie zu mir?« fragte er zwischen den Zähnen hindurch, und fügte teils erstaunt, teils hochmütig hinzu: »Was wünschen Sie? Aus welchem Grunde kommen Sie überhaupt hierher?«
Ich stellte mich vor, nannte meinen Namen und sah, wie ihm die Augen förmlich aus den Höhlen traten.
»Pas possible!? Vous êtes vraiment un parisien??« Jurkowsky leg-

te die Papyrossy weg, seine langen Beine beschrieben einen großen Bogen in der Luft, er sprang vom Bett, geriet aus irgendwelchem Grunde in großen Eifer und wußte nicht, wo er mich hinsetzen sollte.
Wir blieben beim Französischen.
»Mon Dieux! Was haben die aus Ihnen gemacht? Mon pauvre ami, in dem Aufzug müßten Sie mal über die Champs Elysées spazieren. Übrigens, wie dumm von mir, bitte, warum stehen Sie noch? Nehmen Sie doch bitte Platz. Sicher haben Sie großen Hunger?«
Ohne meine Antwort abzuwarten, langte Jurkowsky in sein Schränkchen und holte alle möglichen Lebensmittel heraus. Jetzt mußte ich mir die größte Mühe geben, mein Erstaunen zu verbergen.
Vor mir tauchten Dinge auf, von denen ich nicht einmal mehr träumte: Butter, Schinken, Obstkonserven, Kekse, Halva. Alles — sogar schwarzer Kaviar war vorhanden.
Aber seltsam — die Anhäufung allein bewirkte, daß ich sofort jeglichen Appetit verlor.
»Möchten Sie Kaffee oder Tee?« fragte Jurkowsky, »es ist echter, brasilianischer Kaffee!«
»Dann lieber Kaffee«, antwortete ich mit fremder Stimme.
Jurkowskys Nachbarn waren durch mein Auftauchen sowie durch den freundlichen Empfang, der mir bereitet wurde, sichtlich schockiert. Die Pridurki halten sich in den Lagern als streng abgeschlossene Kaste, zittern um ihre Privilegien und sehen es höchst ungern, wenn ein abgerissener Kerl, wie ich zum Beispiel, in ihr Allerheiligstes eindringt.
An jenem Abend erfuhr ich in großen Zügen das Schicksal meines Gastgebers. Wladimir Alexandrowitsch war als Sohn eines Kleinedelmannes und Gutsbesitzers in Saratow geboren. In den zwanziger Jahren konnte er nach Frankreich flüchten. Arm wie eine Kirchenmaus begann er seine Karriere als Tellerwäscher in Paris und setzte sie am Lenkrad eines Taxis fort.
Es gab für Wladimir Alexandrowitsch Erfolge und Pechsträhnen, doch dank seiner Energie und Unternehmungslust hatte er sich

zu Kriegsbeginn bereits ein ansehnliches Vermögen erworben, die französische Staatsangehörigkeit erhalten und besaß ein Taxiunternehmen mit Fahrschule. Da er jeglicher Politik abhold war, kollaborierte er mit den Deutschen nicht im eigentlichen Sinne des Wortes. Aber es geschah, daß er, im Jahre 1943 glaube ich, eine sympathische kleine Deutsche heiratete, die Tochter eines Geschäftsfreundes. Gegen Kriegsende weilte Jurkowsky mit Frau und Kind bei seinen Schwiegereltern, die in der französischen Besatzungszone wohnten. Er wollte gerade mit seiner Familie nach Frankreich zurückkehren, als ...

»... der Teufel selbst mir eine Falle stellte!« berichtete Jurkowsky. »Ich hatte etliche unserer Ostarbeiter kennengelernt und half ihnen, wo ich nur konnte. Wenn ich mich auch als Pariser betrachte, so bleibt man in der Seele ja doch Russe. Nun ja, und Russen haben ja eine besondere Eigentümlichkeit: Sei gut zu ihm – dann stellt er dir bestimmt ein Bein ... Kurzum, ich geh mal abends auf die Straße, um frische Luft zu schnappen, da kommt irgendein Kerl daher, bittet mich um Feuer. Ich lange nach meinem Feuerzeug und schon habe ich einen Schlag über den Schädel weg. Rein ins Auto und mit Vollgas über die Demarkationslinie. So landete ich im Frankfurter Gefängnis. Das Verrückteste an der Geschichte aber –« erzählte Jurkowsky später, »ist, daß die Untersuchung ergab, ich wäre sozusagen aus Versehen gekidnappt worden. Nicht mich hatten sie klauen sollen ... ›Mein Ehrenwort‹, beteuerte mein Untersuchungsrichter, ›das ist eine höchst unangenehme Geschichte! Sie sind Jurkowsky, wir aber wollten einen Jurowsky haben! Mit Ihren Vergehen unterliegen Sie aber auf keinen Fall dem Spionageparagraphen. Dann seien Sie doch so freundlich, unterschreiben Sie hier, daß Sie sich zu den Verbrechen nach § 58-4, Beihilfe für die internationale Bourgeoisie bekennen!‹ ... ›Aber ich habe ja nichts verbrochen!‹ sage ich zu diesem Idioten. ›Ach, regen Sie sich nur nicht auf‹, tröstet mich der Untersuchungsrichter, ›es ist doch nicht böse von uns gemeint. Verstehen Sie, dieser Paragraph paßt für jeden, der im Ausland gewesen ist. Ob Sie nun bei irgendeinem Geschäftsmann gearbeitet haben

oder Salz beim Lebensmittelhändler kauften, immer haben Sie zur Stärkung der kapitalistischen Wirtschaft beigetragen. Und Sie geben doch selbst zu, daß Sie Millionär waren. Darum seien Sie doch vernünftig, unterschreiben Sie!‹ ... Na, und so habe ich dann meine zehn Jährchen unterschrieben. Nach dem heutigen Maßstab eine Kleinigkeit, nicht wahr?«

Am meisten sorgte sich Jurkowsky um seine junge Frau und das Kind. Da es im Lager nicht üblich ist, viele Fragen zu stellen, hielt ich es für taktlos, mich zu erkundigen, wo er beide zurückgelassen hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Jurkowskys Verschwinden für seine Familie ein Rätsel geblieben. Zuerst erging es ihm ja im Lager sehr schlecht. Doch später konnte er mit seiner Cousine in Saratow Verbindung aufnehmen. Diese, von Beruf Ärztin, bekleidete einen verantwortungsvollen Posten, zeigte sich sehr hilfsbereit und überschüttete ihn förmlich mit reichhaltigen Paketen, abonnierte mehrere Zeitschriften und Zeitungen für ihn, schickte kistenweise Bücher. In einer Sendung erhielt Jurkowsky die kurzgefaßte Geschichte der KPdSU und die Biographie Stalins. Im beiliegenden Schreiben hieß es: »*Wolodja! Lies diese Bücher recht aufmerksam, dann wirst du vieles verstehen, wofür du im Ausland blind warst.*«

Vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an nahm mich Wladimir Alexandrowitsch unter seine Fittiche und blieb überaus gütig und aufmerksam, bis zu seinem tragischen Ende im Juli 1951.

Nachdem ich die Freundschaft des »Paketkönigs«, wie Jurkowsky genannt wurde, gewonnen hatte, ging es aufwärts mit mir. Besonders, als bei der ärztlichen Kommission der Chefarzt der Lagerabteilung sein Stethoskop beiseite warf und mir mit freudigen Ausrufen die Hand drückte.

»Ja, ist's denn möglich? Max! Pariser Künstler – Vagabund!«

Der rundliche, wie ein Baby rosige Arzt entpuppte sich als Dr. Winogradow, mein Zellengenosse in der Lubjanka.

Kurz entschlossen bat er alle Außenstehenden hinaus, drückte mich auf einen Stuhl nieder, schob mir Papyrossy und Aschenbecher zu.

»Das nenn ich eine Überraschung! Aber erzählen Sie, wo Sie in all den Jahren gesteckt haben!«
Da es sehr viel zu erzählen gab, verabredeten wir, daß ich nach der Sprechstunde zum Tee kommen würde.
Einige Tage vergingen und weder Kreisel noch ich waren wiederzuerkennen. Jurkowsky schmierte dort, wo es nötig war, Dr. Winogradow sagte dort, wo's nötig war, ein Wörtchen, und wir erhielten eine Suschilka. Ich avancierte zum Chef des Trokkenraumes, Kreisel zu meinem Stellvertreter. Niemand störte uns, und so lebten wir wie die Kater während der Butterwochen.
Etliche Zeit darauf lernte ich einen Griechen kennen, René Argirju, ebenfalls einen wichtigen Pridurki, vielleicht sogar den wichtigsten. Überaus liebenswürdig kam er mir entgegen.
»Français? Sapristi! Ich bin selbst mit Leib und Seele Franzose —«, erklang es in reinster Pariser Aussprache.
Groß, schlank, mit schönen dunklen Locken, machte Argirju den besten Eindruck. Ein echter Charmeur.
René zählte zum Personal der Sanitäts-Abteilung und bekleidete den Posten eines Bademeisters der Offiziersbanja. Als ich seiner liebenswürdigen Einladung folgte, empfing er mich dort, wie es heißt »mit Fasson«, in einem seidenen Russenhemd, Pluderhosen aus Atlas und Stiefeln aus Saffianleder.
»*Dobro poschalowatj* — Willkommen!« begrüßte er mich in einem furchtbar gebrochenen Russisch und begann sofort, mit seinem »Besitz« anzugeben.
Die Banja war für die Offiziere der Lagerverwaltung bestimmt, und die Tschekisten hatten keinen schlechten Geschmack. Die Wände waren mit Malachit verkleidet. Es gab eine Brause, eine Sauna, eine schwedische Dusche, dazu einen Gymnastiksaal, allerlei Sportgeräte, eine Schwedenleiter, Ringe, Boxhandschuhe usf. Außer seiner Tätigkeit als Bademeister und Masseur spielte der Grieche inmitten dieser ganzen Pracht noch die Rolle eines Hand- und Fußpflegers.
». . . und des Bewahrers von Herzensgeheimnissen!« fügte Argirju hinzu und blitzte mich mit den Perlenreihen seiner Zähne an.

Er verscheuchte einen großen, langhaarigen Kater von einem weichen Polstersessel, hob den Sitz hoch und holte aus dem schlau erdachten Versteck eine Flasche Wodka hervor.
»Tut mir aufrichtig leid, keinen echten ›Fine Napoleon‹ vorsetzen zu können, doch begnügen wir uns heute mit diesem barbarischen Drink. Lassen Sie uns auf unsere Freundschaft trinken!«
»Schön – trinken wir.«
»A votre santé!«
Wir stießen an, und der Grieche begann mir die ungewöhnlichsten Geschichten zu erzählen. Daraus und aus den später rein zufällig hinzugekommenen Mitteilungen, rundete sich ein recht farbenfreudiges Bild. René war der Sohn eines angesehenen und reichen Zigarettenfabrikanten in Mazedonien. Nach Beendigung eines katholischen Collège ging er zur Marine, wurde Kadett und sollte kurz vor dem Kriege an einem Sonderlehrgang in England teilnehmen. Dort trat Argirju – freiwillig oder nicht – in den Intelligence Service ein. Seine Ferien pflegte er vor dem Kriege an der Côte d'Azure oder in Paris zu verbringen. Als die Deutschen sein Vaterland besetzten, war Argirju gerade in Athen und nahm Kontakt mit den sogenannten ELAS, einer griechischen Untergrundbewegung auf. Als ihn die Gestapo verhaftete, ließ sich René nicht lange bitten und willigte ein, für die Deutschen zu arbeiten. Dadurch wurde er Doppel- – richtiger gesagt – sogar Dreiecksagent.
Wen er mehr verriet – die griechischen Patrioten, die Engländer oder die Gestapoleute, ist schwer zu sagen. Tatsache bleibt, daß Argirju dank seiner Wendigkeit das Kriegsende heil und unversehrt erlebte. Nur der Boden brannte ihm unter den Füßen und er wußte wirklich nicht, wohin er sich wenden sollte. Zu jener Zeit befand er sich in Wien.
»Na was denn, den Russen hatte ich ja nichts getan!« berichtete der Grieche ganz ungeniert, »also konnte ich doch mal den Iwans meine Dienste anbieten.« Argirju legte seine Hand aufs Herz, und seine Stimme nahm einen flehenden Ton an: »Bitte, fassen Sie es nicht falsch auf! Ich bin weder ein Schuft noch ein käufliches Subjekt. Nicht des Geldes wegen habe ich diese

Art von Arbeit gewählt. Aber sehen Sie, die Spionage ist mir zur Leidenschaft geworden, eine Art Narkotikum. Ich war süchtig. Ohne Intrigen und Affären, ohne dieses seltsame Fiebern, konnte ich gar nicht mehr existieren. Also ging ich damals ins Stabsquartier des Generals Tolbuchin, und obwohl ich kein einziges Wort russisch konnte, fanden wir doch bald eine gemeinsame Sprache. Die Russen schlagen mir freundschaftlich auf die Schultern und sagen: ›Solche Leute wie Sie, Argirju, lieben und achten wir. Solche Leute wie Sie brauchen wir sehr dringend.‹ Freuen sich wie die Kinder – haben aber unterdessen den Schlüssel in der Tür umgedreht. ›Das‹, sagen sie, ›ist nur eine Vorsichtsmaßnahme wegen Ihrer alten Freunde, die Ihnen sehr böse sind‹ ... So saß ich dann im Keller an die drei Wochen, wonach mir die Russen mitteilten: ›Die Sache geht in Ordnung. Jetzt werden Sie nach Moskau fliegen, wo Sie in völliger Ruhe unsere Sprache und Sitten erlernen werden!‹ Setzten mich mit allen Ehren in eine Maschine und landeten – wo meinen Sie – in der Lubjanka. Kennen Sie die Lubjanka?«
»Und ob!«
»Dort konnte ich meine Boxkenntnisse in Theorie und Praxis vervollständigen. Sie sehen, mit welch schwarzer Undankbarkeit meine guten Absichten vergolten wurden. Nun sagen Sie mal selbst – sind die Russen nicht Schweine?«
Die Tatsache, daß die Russen ihn, den Griechen, überlistet hatten, ärgerte Argirju am meisten.
»Heutzutage darf man seinem leiblichen Bruder kaum trauen. Aber wie Sie sehen, habe ich mich hier nicht unterkriegen lassen.« René lachte auf. »Allerdings haben mich unterwegs die Blatnoi ausgeraubt, doch im Durchgangslager hatte ich Glück – die Natschalniza von der Krankenabteilung hatte ein Auge auf mich geworfen. Eine typische Russin – blond und stark wie eine Kuh. Und die fragt mich nun über den Dolmetscher: ›Was sind Sie von Beruf?‹ Ich lächle sie lieb an und frage meinerseits: ›Welcher Beruf wäre Ihnen denn erwünscht, Madame?‹ Es stellt sich raus, daß im Krankenhaus ein Masseur benötigt wird. Ein Masseur – na bitte schön!

›Ich leide aber auch stark unter Rheumatismus –‹, sagt die Blonde. ›Meinen Sie, daß mir Ihre Massagen guttun würden?‹ ›Ich zweifle nicht daran, Madame!‹ Und im Stillen denke ich: Kann mir schon denken, was du für eine Massage brauchst! ... Na ja, Sie sind ja Franzose, werden es verstehen, daß von der ersten Massagestunde an kein Dolmetscher gebraucht wurde. Und die Krankheit dieser Kuh war auch wie weggeblasen.« Argirju brach in ein gemeines Kichern aus. Für einen Augenblick wirkte sein schönes Gesicht abstoßend.

»Hihihihi ...« konnte er kein Ende finden, »und seither stehe ich im Ruf eines wundertätigen Heilers. Alle Ehefrauen der Tschekisten bekamen plötzlich Rheuma! Hihihi! Nein, ich sag's Ihnen, ein Grieche führt doch – sei's nicht so, dann eben anders – zehn Iwans an der Nase herum!«

Dr. Winogradow fand meinen Gesundheitszustand ziemlich angegriffen. Mir wurde Krankenkost verschrieben, ich mußte jeden Tag Lebertran schlucken und erhielt außerdem Traubenzucker- und Nikotinsäureinjektionen.

Als Unterärztin arbeitete Warwara Nikolajewna Suslowa, eine der wenigen freien Frauen, die unser Lager betreten durften. Instruktionsgetreu wahrte Warwara Nikolajewna streng den vorgeschriebenen Abstand und erfüllte ihre Obliegenheiten aufmerksam, doch stets mit einem deutlichen Anflug von Hochmut und in tiefem Schweigen. Diese Haltung paßte schlecht zu ihrem zarten Figürchen, noch weniger zu ihren ikonenhaft weichen Zügen und den verträumten hellgrauen Augen.

»Wer ist sie?« fragte ich einmal den Doktor.

»Mit der sei nur vorsichtig, mein Lieber, eine ganz gefährliche Person, die Frau eines Opers. Außerdem kann sie unsereinen nicht besonders gut leiden.«

In der Krankenabteilung arbeiteten auch noch andere Frauen: Die Chefin – eine dicke Jüdin mit furchtbar kreischender Stimme. Dann Ludmilla – eine energische Person, seinerzeit Rote-Kreuz-

Schwester bei den Partisanen, ebenfalls die Frau eines Opers, und Soja Iwanowna, die Gattin des Chefs der Wirtschaftsabteilung, eine überaus nette, freundliche Frau, von der es hieß, sie habe mit Winogradow ein Verhältnis. Eines Tages nun stach Warwara Nikolajewna bei einer Injektion fehl, so daß mir das Mittel unter die Haut geriet.
Ich schrie vor Schmerz auf und sah, daß mein Arm sofort rot wurde und wie Hefeteig anschwoll.
Warwara Nikolajewna erschrak ebenfalls und ließ fast die Spritze fallen.
»Ach, verzeihen Sie, verzeihen Sie!« murmelte sie schuldbewußt und schaute vorsichtig nach der Tür, hinter der sie Dr. Winogradow wußte.
Ich brachte ein Lächeln zustande.
»Wissen Sie, Madame, wenn eine Frau so wunderbare Augen und so zarte Hände hat, ist auch der Schmerz angenehm, den sie bereitet.«
Sofort war die Verwirrung der Unterärztin verschwunden.
»Ich bin nicht ›Madame‹, sondern Bürgerin Natschalnik!« berichtigte sie mich, »übrigens erwartete ich von einem Pariser keine solchen Banalitäten.«
Ich schämte mich. Mein Kompliment war tatsächlich für ein Kammerzöfchen berechnet.
Ohne alle Zartheit pinselte Warwara Nikolajewna meinen Arm, nun schon absichtlich grob, mit Jod ein.
»Sie können gehen, *Sakljutschjonnyj*, Gefangener Slawjansky!« befahl sie kalt.
»Santerre-Slawjansky, möcht ich mir ausbitten!« antwortete ich ebenfalls wütend und knallte die Tür hinter mir zu. Tatsächlich, diese Person schien unsereinen nicht zu mögen!
Es ging auf Weihnachten zu. Ich trieb Aquarellfarben auf und machte mich an die Herstellung von Weihnachts- und Neujahrskarten, eine äußerst lohnende Beschäftigung, da zu jener Zeit noch Geld im Umlauf war. Außerdem brachte man mir dafür aus den Paketen Tee, Machorka, Speck, Zucker, oder einen Haufen Zwieback angeschleppt.

Kreisel, mein perfekter Haushälter, prüfte alles, registrierte im Kopf und verpackte es im Schränkchen. Ich mußte, um alle Aufträge zu bewältigen, ganze Nächte hindurch arbeiten.
Bei dieser Beschäftigung traf mich eines Tages Warwara Nikolajewna an, welche die Sauberkeit der Baracken zu überprüfen hatte. Aus irgendeinem Grunde freute es mich, daß unsere Baracke zu ihrem Bezirk gehörte. Überhaupt mußte ich sehr bald feststellen, daß mir die hübsche Unterärztin nicht gleichgültig war. Daher hatte ich ja auch Dr. Winogradow so dringend gebeten, meine Behandlung fortsetzen zu lassen.
»Es kann aber gefährlich werden!« warnte mich der Arzt und ich merkte, daß er nicht allein die Injektionen meinte.
Da kommt nun Warwara Nikolajewna in meinen Trockenraum herein und überhört mein lautes: »Guten Tag, Bürgerin Natschalnik!« vollständig.
Nachdem sie sich überall umgesehen hat, runzelt sie die schmalen Brauen.
»Hier ist es sehr schmutzig!« sagt sie streng. »Sehen Sie doch nur, welcher Staub da liegt. Was für eine Unordnung! Warum stehen die abgegessenen Schüsseln herum? Warum befinden sich diese ekelhaften Fußlappen direkt neben dem Brot? Pfui – wie kulturlos!«
»Warwara Nikolajewna – pardon, Bürgerin Natschalnik! Wo haben Sie denn gehört, daß bei einem Maler Ordnung und Sauberkeit herrschte? Wie kann man außerdem dort von Kultur reden, wo die Menschen nicht mal Brot satt zu essen bekommen?«
»Sparen Sie Ihre dummen Bemerkungen! Und schärfen Sie sich außerdem ein, daß Sie für mich kein Maler sind, sondern ein Gefangener.«
»Nummer S-667!« werfe ich dazwischen.
Die Unterärztin gibt sich den Anschein, als habe sie nichts gehört, geht an meinen Tisch und überfliegt, ganz nebenbei, meine Arbeiten. Beim Anblick der geschmückten Tannen, all der trommelschlagenden Häschen, schlittenfahrenden Bären und körbchenschleppenden Eichhörnchen leuchten ihre Augen auf. Plötzlich sieht sie wie ein ganz kleines Mädchen aus.

»Nicht schlecht —« sagt sie nachlässig. »Aber was soll der Trauerkranz mit den Kerzen?«
»Aber Bürgerin Natschalnik! Die Banalität Ihrer Fragen bringt mich in Erstaunen! Wie kann eine gebildete, kultivierte Frau einen Adventskranz für einen Trauerkranz halten?«
Warwara Nikolajewnas Gesicht flammt auf.
»Das ist alles dummer Aberglaube. Statt diesen Unfug zu treiben, sollten Sie lieber auf die Sauberkeit Ihrer Suschilka achten!« faucht sie, nimmt von der Wand das Heft der Sanitätskontrolle und trägt schnell etwas ein, dann kracht die Tür hinter ihr zu. Weg ist sie.
Kreisel, der sich beim Erscheinen der Bürgerin Natschalnik nicht einmal von der Pritsche erhoben hatte, streckte sich.
»Eech — also das ist ein Weib!« gähnte er, »richtiges Feuer. So ein Weiblein müßte man für eine Nacht unter der Decke haben.«
Das schockierte mich irgendwie.
»Kreisel, du hast dich rausgemästet und wirst nun allmählich zum Vieh!« sagte ich halb scherzend, halb ernst, »ich könnte solch eine Frau anbeten, ihr die Füße küssen! Du aber — runter unter die Bettdecke. Schäm dich!«
Ich langte nach dem Heft und las die Eintragung. In winziger, nervöser Handschrift hieß es:
»Ekelhaft schmutzig! Absolut unhygienisch! — Unterleutnant Suslowa.«
Ich nahm einen Bleistift und skizzierte darunter Warwara Nikolajewna in der Uniform eines Milizionärs, die Hände in die Seiten gestemmt, mit gnadenlos drohendem Gesicht. Mich selbst zeichnete ich in Lumpen, die Nummer auf dem Rücken mit à la Dürer gefalteten Händen. Daneben schrieb ich: *»Woher soll ich die Zeit zum Saubermachen nehmen, wenn sie doch vollständig mit Träumen von dem reizenden Milizionär ausgefüllt ist!«*
Stolz auf mein Werk hing ich das Heft an den Nagel zurück und wandte mich, unter Kreisels gleichmäßigem Schnarchen, wieder meinen Häschen und Eichhörnchen zu.

Eines Abends, als wir bei Jurkowsky den schon traditionellen brasilianischen Kaffee tranken, trat ein bebrillter Mann, mittleren Alters, mit kurzgeschorenen Haaren und graubraunem Schnurrbart zu uns heran. Seine graue, uniformmäßig geschnittene Jacke verlieh ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit Stalin.
»Wladimir Alexandrowitsch«, bat er Jurkowsky, »Sie haben mir längst versprochen, mich mit diesen jungen Leuten bekannt zu machen.«
Jurkowsky stellte uns vor, doch ich fühlte, daß er es nicht gerade gerne tat.
»Alexander Alexandrowitsch Wlassow!« Der grau-braune Mann lächelte schief und fügte hinzu: »Aber bitte, mich nicht mit dem Verräter-General Andrej Andreijtsch zu verwechseln.«
Den Kaffee lehnte Alexander Alexandrowitsch nicht ab, nahm neben mir Platz und klopfte mir gönnerhaft auf die Schulter.
»Habe von Ihren Abenteuern vernommen, junger Mann. Da haben Sie also allerhand Leid auf unserer russischen Erde zu kosten bekommen. Mich persönlich würde es ja sehr interessieren, wie die Lage im Straflager ist. Ist doch kaum glaublich! Da lebt man so dicht nebeneinander und ahnt nichts von dem Grauenhaften, das sich gleich jenseits des Flüßchens abspielt.«
Jurkowsky bedeutete mir mit den Augen: Vorsicht! Ausweichend antwortete ich, daß Straflager eben Straflager sei, dahin käme man schließlich nicht zur Tante auf Erholung. Natürlich gäbe es manche Unvollkommenheiten, zum Beispiel die nicht sehr gut eingerichtete Banja. Aber wo auf der Welt wäre denn alles vollkommen?
Kreisel dagegen zog über die Tschekisten her, verfluchte Marmeladow mit all seinen Vorfahren solange, bis ich ihm kräftig auf den Fuß trat. Da schloß Kreisel, ohne mit den Wimpern zu zucken: »Ein Straflager, wie Straflager eben sind! Eine Zeit haben wir sogar Rekordistenverpflegung erhalten!«
»Ich hörte, daß Sie am Aufstand des Obersten Minzlewitsch teilgenommen haben. Zu gern würde ich erfahren, was sich tatsächlich dort ereignet hat. Unter welcher Flagge segelte denn der ganze Aufstand?«

»Minzlewitsch? Was für ein Minzlewitsch bloß?« staunte Kreisel nun schon gänzlich naiv, »ich muß sagen, daß mir so ein jüdischer Name überhaupt noch nie vorgekommen ist!«
Der Gast verabschiedete sich mit kräftigem Händedruck, bat uns eindringlich, ihn in seiner Suschilka in der Baracke Nr. 29 zu besuchen, wo sich nach seinen Worten oftmals äußerst interessante Leute zu versammeln pflegten.
»Verdächtiges Subjekt!« warnte mich Jurkowsky. »Ein roter Professor vom Marx-Engels-Lenin-Institut. Jetzt ist er Oberbuchhalter der Plan-Produktionsabteilung. Überhaupt soll man sich im Lager von solchen Leuten lieber fern halten.«
Aber ich war viel zu neugierig, um nicht den Trockenraum der Baracke 29 aufzusuchen. Ich wollte zumindest einen Blick auf die »äußerst interessanten Leute« werfen. Kreisel dagegen lehnte strikt ab:
»Wenn ich mitgehe, dann nur, um dem roten Professor die Brille zu zertöppern!« sagte er, »besser, man bindet mit sowas gar nicht erst an! Rühr Scheiße nicht an – dann stinkt's auch nicht!«
Also ging ich allein, und kaum war ich über die Schwelle des Trockenraums, den Wlassow bewohnte, getreten, als mich die Atmosphäre einer theatralischen Untergrundbewegung umfing. Auf der Pritsche, die Pfeife in der Hand, hielt der Professor, in halbliegender Pose von Rauchwolken umgeben, Vorsitz. Um ihn herum standen und saßen etwa zehn junge Leute, die mit verhaltenem Atem und angespannten Gesichtern seinen Ausführungen folgten. Wie ich später erfuhr, waren es ehemalige Studenten.
Die Pfeife im Takt zu seinen Worten schwingend, predigte Alexander Alexandrowitsch mit wichtiger Miene:
»Und so sage und unterstreiche ich folgendes: wenn wir zum Beispiel, die Theorie Lenins über den Mehrwert nehmen und vergleichen, wie diese Theorie bei uns heutzutage in der Praxis aussieht, so können wir uns mit dem Bleistift in der Hand ausrechnen, daß wir – indem wir uns dem totalitären Willen des Genossen Stalin fügen, dem totalitären, wiederhole und unterstreiche ich, daß die sogenannte sowjetische Regierung die

Interessen der Arbeiterklasse um nicht zu sagen verspottet, so doch mißachtet. Lenins Prinzipien, die auf der Vernunft begründet sind, im Aspekt der Gegenwart betrachtet ...« Und so weiter ... *patati und patata!* ... Mit einem Wort, die ganze Rede zielte dahin, daß Stalin schlecht, Lenin aber sehr gut sei. Lange hörte ich zu. Endlich hatte ich genug. Mit höflichem Räuspern machte ich mich bemerkbar.

Der Professor freute sich so, daß er in eine enthusiastische Begrüßung ausbrach und sogar von seiner Pritsche sprang.

»Oh, treten Sie doch nur näher, teurer Genosse!« wiederholte er. Und zu den Studenten: »Genossen, gestatten Sie mir, Ihnen einen Genossen aus dem Ausland vorzustellen. Einen Mann, der in verhältnismäßig kurzer Zeit einen sehr schweren Weg zurückgelegt hat.«

Von allen Seiten kamen aufrichtige und heiße Händedrücke. Ich wurde zum Sitzen genötigt und man begann, mich wie ein Wundertier anzustaunen. In einem Ton, mit dem üblicherweise neue Waschmittel angepriesen werden, deutete Wlassow auf mich:

»Da haben Sie einen Mann vor sich, der innerhalb dreier Jahre zwei lebensgefährliche Fluchtversuche unternommen hat. Ein Mensch, der das Sieb der gräßlichsten, schaurigsten Straflager passiert hat! Und nun Genossen, wenn wir dieses Beispiel persönlicher Initiative unter die Lupe nehmen und vom dialektischen Standpunkt, unter dem Aspekt des politischen Widerstandes betrachten, zu welcher Folgerung müssen wir dann gelangen? Hier nun muß ich das alte russische Sprichwort zitieren, daß ›einer allein im Felde kein Kämpfer ist‹ und unterstreichen, daß wir uns vereinigen müssen ...«

Es folgte eine fürchterlich lange, eine fürchterlich langweilige Auslegung der Grundsätze und Methoden, die zur Befreiung und Beglückung aller Werktätigen führen konnten.

Ich hörte lange, lange geduldig zu. Dann aber platzte mir der Kragen. Nach einer Entschuldigung, daß ich den demokratischen Brauch mißachte und das Wort ohne Zustimmung der Allgemeinheit ergreife, erklärte ich:

»Meine Herrschaften, ohne Ihre revolutionären Gefühle im geringsten verletzen zu wollen, möchte ich doch den Punkt über das I setzen und erkläre hiermit, daß das Wort ›Genosse‹ aus gewissen Gründen mein Ohr beleidigt. Ich wiederhole und unterstreiche: beleidigt! Darum ziehe ich es vor, auch wenn ich nur ein Vagabund bin, mit ›mein Herr‹ angeredet zu werden. Zweitens: Wenn ich auch nicht viel von Medizin, und noch weniger von Politik verstehe, so scheint es mir doch, als ob Rußland, welches über dreißig Jahre am Bolschewismus krankt, nicht mit dem Marxismus geheilt werden kann. Und endlich: Sie werden verzeihen–« ich deutete auf Wlassow, »ohne dem ehrwürdigen Titel dieses Herrn nahetreten zu wollen, möchte ich meine persönliche Meinung ausdrücken, und diese ist, daß nämlich dieser Herr Professor hier entweder ein seliger Blödian oder ein Provokateur ist, in beiden Fällen aber ein gemeingefährlicher Mensch!«

Mein Auftritt wirkte wie eine kalte Dusche. Nach kurzer Grabesstille folgte ein Ausbruch der Empörung. Die Studenten sprangen von den Plätzen, schwenkten die Arme und schrien:

»Was erlauben Sie sich?«

Der Professor ließ vor Verblüffung seine Pfeife fallen und schrie ebenfalls:

»Was erlauben Sie sich? ... Genossen, das ist empörend! Genossen, das ist Provokation! Dieser Mensch ist ein ausgesprochener Rowdy, Genossen, ein Blatnoi! Raus aus meiner Suschilka, Faschist, verdammter!«

Aber es waren alles zivilisierte Leute, keiner hob die Hand gegen mich.

Ich machte eine zeremonielle Verbeugung und verschwand.

Etwa ein Jahr später kam es zu einem, von A. A. Wlassow provozierten Prozeß: »Verschwörung einer anti-stalinistischen Studentengruppe – Faschisten maskieren sich als Leninisten.« Solche Prozesse waren in den Jahren 1948 und 1949 in der

Sowjetunion sehr in Mode. Nicht nur in den Lagern, sondern auch in vielen Städten, wie Moskau, Kiew, Jaroslawl, Odessa u. a. wurden durch Provokation der Tscheka-Agenten Gruppen der Jungleninisten entlarvt.
Mit solch einem Jungleninisten, nämlich Viktor B., einem Jurastudenten aus Jaroslawl, dem Sohn eines Parteifunktionärs, kam ich in kameradschaftliche Beziehungen. Viktor hatte einen äußerst feurigen und leidenschaftlichen Charakter. Irgendwie erinnerte er an die Romanhelden vom Typ der Revolutionäre und Idealisten des vorigen Jahrhunderts. Er war Vorsitzender der Komsomolzen-Gruppe in Jaroslawl gewesen und hatte unter dem Aushängeschild des Komsomol eine terroristische Organisation geführt, die sich allerdings nur damit beschäftigte, hektographierte, antisowjetische Flugblätter zu verteilen und die Kollegen von der physikalisch-mathematischen Fakultät anzustiften, mit Hausmitteln eine Atombombe herzustellen.
Im Lager setzte Viktor seine »Untergrundtätigkeit« fort und wurde mehrmals für seine »Redereien« vor Gericht gestellt. Das Lagerleben gab ihm die Möglichkeit, ständig mit neuen Menschen in Berührung zu kommen, die ihm neue ideologische Horizonte eröffneten. Nachdem Viktor mit einem jungen Deutschen Freundschaft geschlossen hatte, wurde er überzeugter Nationalsozialist. So überzeugt, daß er mich fast unter Tränen bat, ihm ein Bild Hitlers zu malen und sei's auch nur als Miniatur. Ein gebildeter Chinese, der in der Wäscherei arbeitete, ließ Viktors national-sozialistischen Eifer unerwartet erkalten. Viktor wurde zum feurigen Bewunderer des Konfuzius. Sein nächstes Steckenpferd war der Islam, und er beschwor nun alles beim Barte des Propheten. Endlich, nach der Bekanntschaft mit Nikolai Iwanowitsch, wurde er Katholik und es gab für ihn kein anderes Vorbild als den heiligen Franziskus von Assisi. Bis zu seiner Befreiung nach Stalins Tode – sein Vater tat alles, um den »mißratenen« Sohn freizubekommen – verblieb Viktor ein eifriger Katholik.
Was nun Professor Wlassow betrifft, so erfuhr ich, daß ihm seine provokatorische Tätigkeit nichts Neues war. Schon in Leningrad

hatte der Dozent Wlassow alle Studenten, die in Privatgesprächen unvorsichtig genug waren, Zweifel oder ihre von der Parteilinie abweichenden, ketzerischen Gedanken auszusprechen, der Tscheka gemeldet. Hier taucht die Frage auf, warum denn die sowjetischen Straforgane ihre eigenen Helfer ins Gefängnis und Lager steckten, was ziemlich oft der Fall war.
Dieses Phänomen läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß Leute wie Wlassow noch raffinierteren Provokateuren auf den Leim gehen, oder die Tschekisten selbst — wenn sie sich zu stark kompromittiert haben — die unerwünschten Zeugen »in den Schatten« rücken.

In der Sowjetunion wird überhaupt alles umgekehrt gemacht, oder um es etwas gelinder auszudrücken: anders als anderswo. Nehmen wir zum Beispiel die Feiertage, deren es in der UdSSR sehr viele gibt: Tag der Frauen, Tag der Bergleute, Tag der Sowjetischen Konstitution, Tag der Luftwaffe, der Marine, der Artillerie usw.
Diese Tage haben meist nur symbolische Bedeutung und geben Anlaß zu langweiligen Reden und zweideutigen Witzen. Lediglich der 1. Mai sowie der 7. und 8. November, als Jahrestag der Oktoberrevolution, werden wirklich festlich begangen. Diese Feiertage sollten ursprünglich die vom sowjetischen Gesichtspunkt aus »überholten« Feste Ostern und Weihnachten ersetzen. Aber auf Grund irgendwelcher, den Bolschewisten eigenen Komplexe, sehen diese Feiertage alles andere als Ruhe und Vergnügen vor.
Schon lange vorher hebt, auf Befehl des Partei-Dirigentenstäbchens, im ganzen Land die vor-feiertägliche Hysterie an. Mit in Milch verrührtem Zahnpulver werden auf Millionen Meter roten Kattuns die längst abgedroschenen Losungen geschrieben: »Es lebe und blühe ... Ruhm dem Großen, dem Unvergleichlichen ... Geben wir unserem Land mehr Speck und Kohlen ...« und so weiter. Auf Befehl der Partei treten die Arbeiter und

Angestellten aller Gebiete bis zur letzten, verlorenen Kolchose die sogenannte »vor-feiertägliche Wache« an, übernehmen »freiwillig« doppelte oder dreifache Arbeitsverpflichtungen, unterschreiben doppelte und dreifache Staatsanleihen, um dann vor Müdigkeit schwankend zum nächsten Klubhaus zu gehen, dort zwischendurch gähnend Hurra zu schreien und auf Kommando Beifall zu klatschen. Die Organe des Sicherheitsdienstes aber schlafen in solchen Zeiten überhaupt nicht. Auf dem Tagesplan taucht mit besonderer Eindringlichkeit das Wort WACHSAMKEIT auf — eine verstärkte, verdoppelte, verdreifachte WACHSAMKEIT! »Der Feind ist arglistig — der Feind schläft nicht!« Und nun schnüffeln, beobachten, horchen die Tschekisten mit verdoppeltem Eifer im ganzen Land herum, um ihn, diesen arglistigen Feind, aufzuspüren. Die Wagen mit der Beschriftung »BROT — BROT« machen Überstunden. Ununterbrochen knallen die Gefängnistüren. Die »vorfeiertägliche Gefängnisernte« wird eingebracht. So ist es kein Wunder, wenn man von vielen Sowjetbürgern Worte zu hören bekommt wie: »Um Himmelswillen, bald sind die Feiertage wieder ran!« Und zwar im gleichen Ton, in dem wir bei Marmeladow: »Himmel, bald ist wieder Badetag!« auszurufen pflegten.

Auch in den Lagern sieht es nicht viel besser aus. Vor den Feiertagen wird die gesamte Lagerleitung vom administrativen Eifer, wie von der Krätze befallen. Unter dem Vorwand von Reparaturen, Tünchen und Wanzenbekämpfung nimmt man mit außerplanmäßigen Durchsuchungen den Menschen die letzte Lebenslust, quetscht aus den Arbeitern das Letzte heraus und ersinnt gegen die sogenannten »negativen Elemente« zusätzliche Schikanen. Blatnoi, Halbblatnoi, Suki, ausgekochte Fraier, Arbeitsverweigerer und Gläubige — alle werden sie in einem Haufen zum BUR geschleppt. Offiziell heißt das »vorfeiertägliche Isolation«. Warum und weshalb es geschieht, wissen wohl nicht einmal die Tschekisten selbst. Allerdings werden diese Unannehmlichkeiten teilweise durch ein besseres Essen ausgeglichen, zu dem als besonderer Leckerbissen ein Stückchen Schweinespeck gehört, an das man sich dann noch wochenlang erinnert.

Vielleicht wurden darum, als Ausgleich zu der düsteren sowjetischen Wirklichkeit, die christlichen Feiertage von den meisten Gefangenen mit besonderer Inbrunst begangen. Viele, sogar die Ungläubigen, verlangten danach, die wärmende Erinnerung der erlöschenden Tradition zu erhalten.
Lange vor den Feiertagen sammelten die Gefangenen ihren Rationszucker, trockneten Zwiebäcke. Leute, die sonst den Weihnachtsbaum als Kinderbelustigung abgetan hatten, riskierten dort Karzer, indem sie aus einem einfachen Besen mittels Wattebäuschchen und abgerissenen Stoffstreifen einen Weihnachtsbaum herstellten. Man brachte es sogar fertig, aus dem Fett, das man eine Woche lang von der Suppe schöpfte, winzige Kerzen zu ziehen.

Es war mein erstes wirkliches Weihnachtsfest auf der Inta, ich meine damit, das erste nach meiner Verhaftung, da ich die Möglichkeit hatte, einen richtigen Tannenbaum so zu schmücken, daß er dem glich, was man in der Freiheit unter einem Weihnachtsbaum verstand.
Ich tat es voller Hingabe, schnitt, klebte, leimte. Kreisel, der in der Krankenabteilung Wachs aufgetrieben hatte, zog die Kerzen. All das geschah heimlich, um nicht die Aufmerksamkeit der Aufseher zu erregen, denn so etwas wird dort gar nicht gern gesehen.
Der Weihnachtsbaum übertraf alle meine Erwartungen. Die Gäste Jurkowsky, Dr. Winogradow und noch einige unserer Freunde freuten sich wie die Kinder. Es regnete Lobsprüche: »Sieht man gleich, daß es ein Künstler gemacht hat . . .«, »Tüchtig, tüchtig! Der Schmuck sieht direkt echt aus!«, »Und was für Kerzen!«
Mein Stellvertreter strahlte nicht weniger als ich.
Der Abend verging sehr weihevoll – »Ganz wie in der Freiheit!«
Besonders feierlich war der Augenblick, da wir die elektrische

Birne ausdrehten und die Kerzen anzündeten. Sofort verwandelte sich die Umgebung — unsere Welt wurde klein und gemütlich. Sogar der Schneesturm draußen stimmte plötzlich eine andere, eine weichere Tonart an. Das zitternde Licht der Kerzen gab Zeugnis von der Freude und Hoffnung, die nicht verlöschen konnten, solange es Glauben gab.
Es schien, als fiele in unsere ärmliche Suschilka ein Strahl des Sterns von Bethlehem, dessen Licht durch unsere dicken Wattejacken in unser Herz drang und es erhellte. Mag es darum sein, daß Dr. Winogradow, den ich immer für einen Atheisten gehalten hatte, plötzlich sagte:
»Seltsam, aber nirgends empfindet man die Anwesenheit Gottes so stark, wie im russischen Gefängnis.«
»Ich habe erst an Gott glauben gelernt, als ich im Gefängnis saß«, erklärte plötzlich Kreisel, der an diesem Abend seltsam still gewesen war. Unser Schweigen faßte Kreisel als Zustimmung auf und fügte hinzu:
»Als ich herkam, fiel mir auf, daß die Bolschewisten allzusehr ihr Maul gegen Gott aufreißen. Und bald mußte ich feststellen, daß sie überall und immer gewissenlos lügen. Wenn also diese Schufte behaupten, daß es keinen Gott gibt, denke ich mir, dann gibt es ihn ganz unbedingt ...«
Niemand lächelte. Alle schwiegen, waren mit ihren Gedanken weit fort, außerhalb des Stacheldrahts, bei ihren Lieben.
Die Stimmung wurde erst dann gelöster, als eine Flasche armenischen Kognaks auftauchte — ein Geschenk Jurkowskys. Mit unseren Aluminiumbechern stießen wir an.
»Nun, geb's Gott — auf die Freiheit natürlich!«
Später kamen ungebetene Gäste: Den Schnee von ihren Filzstiefeln klopfend, erschienen auf der Schwelle zwei Aufseher. »Was ist denn hier los?« lautete ihre Begrüßung. »Die Baracke soll wohl Feuer fangen? Wieso riechen die Becher nach Wodka?«
Die Anwesenheit Jurkowskys und besonders des Doktors, half die Sache im Guten beizulegen. Die beiden wurden milder gestimmt. Ihre primitive Natur konnte sich dem Eindruck, den der Baum auf sie machte, nicht verschließen.

»Natürlich – sehr schön! Wir selber haben ja nichts gegen einen Tannenbaum als solchen. Sind ja sozusagen auch Christen, wenn wir auch nicht an Gott glauben. Aber ihr wißt ja – die Instruktion!«
Die Instruktion verlor jedoch sofort an Kraft, als die beiden je einen Becher Wodka bekamen.
»Natürlich nicht des Festes wegen, sondern wegen der Kälte!«
»Nun, wenn es wegen der Kälte ist, dann geht's ...«
Nachdem sie den Wodka getrunken und eine Salzgurke hinterhergegessen hatten, trampelten sie noch eine zeitlang auf der Stelle herum. Als sie jedoch merkten, daß es doch nichts mehr gab, drehten sie sich um und gingen.
»Dehnt's nur nicht gar so lange aus! Wenn die Natschalniki kommen, kriegen wir sonst alle einen Tannenbaum auf den Kopf!«

Neujahr rückte heran. Die Gerüchte über die bevorstehende Regimeverschärfung verstärkten sich. Für das Einschmuggeln von Wodka ins Lager bekam man statt der üblichen zehn Tage nun schon zwei Monate BUR. In den Vorräumen der Baracken tauchten riesige hölzerne Paraschas auf und die Türen wurden über Nacht abgeschlossen.
Warwara Nikolajewna sah ich täglich zweimal. Morgens bei ihrem Kontrollgang und abends im Ambulatorium.
Auf mein betont lautes: »*Sdrastwuitje,* Bürgerin Natschalnik!« antwortete die Unterärztin meist mit einem kurzen Nicken, warf dann den kleinen Kopf zurück und ging an mir vorbei, als wäre ich ein Möbelstück.
Sie wird mir wegen der blöden Karikatur böse sein, dachte ich. Hat's herausgerissen, kein Wort gesagt. Aber gemeldet hat sie's doch nicht! Folglich eine gute Frau!
Jetzt fand ich meinen damaligen Einfall auch geschmacklos – immerhin war sie eine verheiratete Frau. Um es irgendwie auszugleichen, sorgte ich für Sauberkeit in meiner Suschilka, weißte sie sogar und bemalte die Wände mit bunten Hähnen. Aber

nichts half. Im Heft tauchten lediglich Bemerkungen wie: *»Sauber«* und *»Befriedigend«* auf. Das war alles.
Kreisel ärgerte sich.
»Du«, murrte er, »wirst wegen diesem verdammten Weibsstück noch mir, deinem Kameraden verbieten, auf den Boden zu spucken.«
»Auf den Boden spucken ist unhygienisch!« belehrte ich ihn.
»Aber du hast doch früher selber gespuckt – he?«
»Weil ich eben keine Einsicht hatte. Und jetzt habe ich aufgehört. Sind wir denn schließlich umsonst im Erziehungslager?«
»Kann mir schon denken, wo du plötzlich die Kultur hernimmst, hast dich in das Weibsbild verknallt, möchtest dich am liebsten als Teppichläufer vor ihre Füße schmeißen!«
Ich versuchte ihm zu erklären, daß er weit daneben getippt habe, daß ich absolut keine zärtlichen Gefühle für Warwara Nikolajewna hegte.
»Du bist ein Nilpferd, Kreisel! Du siehst in einer Frau nur das Bettzubehör und weiter gar nichts. Runter unter die Decke mit ihr – und gut! Ich dagegen betrachte die Dinge ganz anders. Mir dient eine Frau vor allem zur Anregung meiner Phantasie, verstehst du? Wie ich auch sein mag, aber schließlich bin ich Maler und es macht mich irgendwie glücklich, wenn ich mir wenigstens eine kleine Illusion von etwas Schönem, Nichtalltäglichem schaffen kann!«
»Also das hätte ich ehrlich gesagt bei dir nicht vermutet!« schnaubte Kreisel verächtlich. »Solche Feinheiten, solche Zartheiten! Etwas Erhabenes, Schönes braucht er plötzlich! In diesem Loch, in dieser verdammten Müllgrube! ... Und weißt du, daß deine Göttin neulich am hellichten Tag, auf der Straße, vor allem redlichen Volke von ihrem Mann mit dem Stiefel verprügelt wurde? Wirklich, da hast du dir was Feines zur Anregung deiner Phantasie ausgesucht, muß man schon sagen! ... Und ausgerechnet das Weibsstück will uns noch Moral predigen! Über Hygiene und Kultur Vorträge halten! Pfuh! ...« Und um seiner Verachtung besseren Ausdruck zu verleihen, spuckte Kreisel kräftig auf den gescheuerten Boden.

Aber auch das vermochte meine Meinung nicht zu ändern.
»Na, und wenn schon, das bedeutet doch nichts! Wenn du eine Spur Kunstgefühl hättest und einen Tropfen Bildung, dann wüßtest du, daß sogar eine Müllgrube schön sein kann. Alles hängt davon ab, unter welchem Aspekt du sie betrachtest. Nehmen wir mal zum Beispiel eine schmutzige, schlammige Straße, mit abscheulichen Höckern und Baumstümpfen. Du, Banause, gehst entlang, stolperst, und wenn du nicht schimpfst, so bleibst du der Schönheit der Natur gegenüber doch völlig ungerührt. Nun aber braucht nur ein guter Landschaftsmaler diesen Schlamm, diese Höcker und Stümpfe gekonnt auf die Leinwand zu bringen, und schon bist du der erste, der in Begeisterung gerät!«
Aber Kreisel begriff anscheinend nichts von meinem Privatissimum über Apperzeption.
»Was Kunst angeht, mag ich ein Dummkopf sein«, brummte er, »dafür weiß ich genau, daß alle Tschekisten, genau wie ihre Weiber, hundertprozentige Schweine sind. Und wenn es von mir abhinge ...«
Um solch unliebsamen Gesprächen auszuweichen, verheimlichte ich vor Kreisel meine Absicht, Warwara Nikolajewna ein Neujahrsgeschenk zu machen. Eigentlich nicht einmal ihr, sondern ihrer kleinen fünfjährigen Tochter Ariadna, einem großäugigen, bezaubernden, stets vermummten Geschöpf, das ich manchmal in der Krankenabteilung sah.
Still saß die Kleine im Vorzimmer und wartete, daß »Mamatschka endlich fertig ist, alle Onkelchen einzuwickeln«.
Ich wußte nicht genau, was mich bewog, in einigen Nächten mühsamer Arbeit eine große Schildkröte aus Pappmaché zu kleben, auf die ich rittlings ein Negerkind setzte. Es wurde eine entzückende Bonbonière, die ich bemalte, trocknete, polierte und mit Konfekt aus Sojaschokolade füllte.
»Bürgerin Natschalnik!« sagte ich am Abend des 31. Dezember im Verbandszimmer, nachdem ich erfreut festgestellt hatte, daß Warwara Nikolajewna allein war, »Bürgerin Natschalnik, ich habe eine große Bitte an Sie —«
Warwara Nikolajewnas schmale Brauen hoben sich fragend.

Beim sanften Licht der Tischlampe schien sie mir noch anmutiger, von innerer Schönheit beseelt.
»Was möchten Sie?« fragte sie kühl.
Alle Beseeltheit war verschwunden. Ich wurde etwas verwirrt, zögerte und begann den schüchternen Knaben herauszukehren.
»Ich möchte, daß Sie meine Bitte, das heißt meine Absicht nicht falsch auffassen! Mein Ehrenwort, ich möchte niemanden kränken —«
»Welche Bitte, welche Absicht?« Die Unterärztin bemerkte meine Verwirrung. Das stimmte sie sichtlich milder. »Ich begreife wirklich nicht, was Sie eigentlich wollen?«
»Ich möchte, daß Sie einer unserer gemeinsamen Bekannten etwas übergeben. Ich meine Ihrem Töchterchen Ariadna.«
Ihr Gesicht drückte Erstaunen aus, doch als ich meine Schildkröte unter dem Buschlat hervorholte und sie vorsichtig auf den Tisch stellte, war — »Ach! Was für eine entzückende Schildkröte!« die erste Reaktion. Doch gleich darauf wurde Warwara Nikolajewna verlegen, fast böse. Sie errötete sogar leicht.
»Nein, nein! Auf keinen Fall, auf gar keinen Fall kann ich ein solches Geschenk von Ihnen annehmen!« kam es eilig. Sie sprang vor Erregung auf.
»Verzeihen Sie — aber das Geschenk ist gar nicht für Sie!«
»Das ist ganz gleich!«
Also nahm ich meine Zuflucht zu den feinsten diplomatischen Kniffen, flehte Warwara Nikolajewna an, meine Bitte nicht abzulehnen. Es folgte als letztes Argument:
«. . . dann ist es also wahr, daß Sie uns Gefangene gar nicht als Menschen betrachten, wenn Sie uns sogar das Recht absprechen, einem Kind eine Freude zu machen!«
Zu jener Zeit konnte man im Hohen Norden nicht einmal eine mit Sägemehl ausgestopfte Puppe erhalten, geschweige denn eine Schildkröte. Und keine Mutter, sei's sogar Unterleutnant Suslowa, war imstande, einer solchen Verlockung zu widerstehen.
»Schön«, willigte sie endlich ein, »aber ich bestehe darauf, Ihnen die Arbeit zu bezahlen.«

»Wenn Sie mich zutiefst beleidigen wollen, Warwara Nikolajewna – dann bitte! Fröhliches Neues Jahr!« Ich verbeugte mich und ging.

»Neues Jahr!« grölt mit überschlagender Stimme der Moskauer Rundfunk. Aus dem Säulensaal des Kreml dringen die Engelsstimmen der Kinder, die das »Lied von Stalin« singen, zu uns. Wie aus einer Schmiede klingt das Glockenspiel vom Roten Platz in Moskau herüber. Die Pfropfen knallen gegen die Decke, man hört förmlich, wie der Sekt schäumt und fließt.

»Neues Jahr!« In dieser Nacht wünschen sich Abertausende zerlumpter, todmüder, von Kohlenstaub beschmutzter Menschen, tief in den Gruben, oder in den dumpfigen Baracken alle nur das EINE!

Was für Wünsche indessen die Freien hegten, war schwer zu sagen. Über den Stacheldraht drangen von der Siedlung und den Kasernen Harmonikaspiel und trunkene Stimmen herüber:

»Es rauscht das Schilf, die Bäume schwa-a-anken,
Die Nacht war du-u-uunkel . . .«

Gegen Morgen erhielten wir die neuesten Nachrichten aus der Siedlung: Zwei sind erstochen worden! Drei vergewaltigt! Ein Betrunkener ist erfroren . . .

Bei uns in der Zone aber herrschte Ruhe und Frieden. Außer Kreisel und mir befanden sich alle, mit denen wir aus dem Straflager gekommen waren, längst im BUR.

»Du wirst es sehen«, orakelte Kreisel, »diese Scherzchen bringen dich wieder ins ›fröhliche Leben‹. Laß lieber die Finger davon. Was hast du bloß davon? Das ganze Lager weiß schon, daß du jeden Abend bei der Suslowa im Sprechzimmer hockst. Und überhaupt kennst du unsere russischen Weiber schlecht. Auf die machen deine chinesischen Zeremonien überhaupt keinen Eindruck. Wenn du aber so kulturvoll, so auf europäisch möchtest – na bitte, warum denn nicht? Aber dann mußt du

auch sofort zur Sache kommen: Puschkin gelesen? – Gelesen! Lermontow gelesen – Gelesen! Gut, dann runter mit dem Höschen! So muß man mit unseren Weibern umgehn!«
Doch Kreisel irrte. Warwara Nikolajewna war nicht nur eine ausgesprochen anständige Frau, sie besaß zudem Taktgefühl und eine weiche Fraulichkeit, die sich unter dem offiziellen Etikett »Unterleutnant Suslowa« verbarg. Sicher war sie nicht glücklich, schon darum, weil ihr Mann ein unheilbarer Trinker war. Aber, wohl um den Leuten weniger Grund zum Gerede zu geben, verschwieg Warwara diese Tatsache so gut es ging. An Scheidung konnte sie wegen ihrem Töchterchen, das sie förmlich anbetete, nicht denken. Die Gefangenen jedoch konnte Warwara Nikolajewna tatsächlich nicht leiden.
»Sie sind alle so zynisch und roh! Welche Szenen mußte ich mir in den drei Jahren, die ich im Lager arbeite, mit ansehen! Besonders die Kriminellen mag ich nicht. Sie selbst habe ich ja auch zuerst für einen Blatnoi gehalten und natürlich habe ich da ...«
»Und haben Sie niemals darüber nachgedacht, wer wohl daran schuld ist, daß all diese Leute zynisch und roh geworden sind?«
Die Suslowa hob hilflos die schmalen Schultern.
»Ich habe genug eigene Sorgen, um noch über Probleme nachzudenken, deren Lösung nicht von mir abhängt.«
Solche Gespräche führten wir abends, nach der Sprechstunde, wenn Warwara Nikolajewna auf ihre Ablösung wartete. Oft erschien auch Arja, kletterte der Mutter auf den Schoß, drückte das Wuschelköpfchen an ihre Brust und klagte:
»Mamatschka, ich hab so Angst zu Hause allein. Es ist so dunkel und hinter dem Ofen da kratzt jemand!« Oder:
»Und Papa ist wieder in ungutem Zustand heimgekommen und hat Kater Wassjka ohne Grund verhauen ...«
Mich blickte Arja immer mit großen, blauen Augen an. Für sie war ich kein Gefangener, sondern im Gegenteil ein höchst wichtiger Onkel – ein Onkel, der Schildkröten und verschiedene lustige Teufelchen zu machen verstand. Teufelchen nannte die Kleine Micky-Mäuse und andere Walt Disney-Figuren, die ich zuweilen für sie zeichnete. Überhaupt waren wir dicke Freunde

geworden, und ich ließ keine Gelegenheit aus, vom »Onkel-Paketkönig« etwas Süßes für sie zu erbitten.
Auch meine Beziehungen zu der Mama besserten sich, so daß sie mir nun nicht mehr zürnte, wenn ich sie mit Namen und Vatersnamen anredete und endlich nach vielen Bitten einwilligte, sich von mir malen zu lassen. Nicht einmal meine Komplimente ärgerten Unterleutnant Suslowa.
»Ach, wir wissen ja, wie freigebig ihr in Frankreich damit umgeht!«
»Einem Maler darf man diesbezüglich keine Vorwürfe machen«, scherzte ich, »es gehört in gewisser Hinsicht zu seiner beruflichen Pflicht, die Schönheit zu suchen, sie zu finden und über sie zu sprechen.«
Derartige Gespräche waren für mich von großem Reiz und daher zog ich meine Arbeit an dem Porträt absichtlich in die Länge.
»Sie sind so schön«, fand ich einmal den Mut zu sagen, »daß ich – wäre ich kein Gefangener und Sie nicht die Frau eines Tschekisten, mich sinnlos in Sie verlieben würde.«
»Seltsam«, antwortete Suslowa mit einem leichten Anflug von Koketterie, »stellen Sie sich nur vor, ich dachte mir, Sie wären es bereits längst. Da können Sie mal sehen, wie eitel Frauen doch sind!«
Die Antwort verblüffte mich derart, daß ich den Pinsel sinken ließ. Ich war so unvorsichtig, diese vielleicht nur dahingesagten Worte und das freundliche Lächeln als Ermunterung aufzufassen. Das, was ich bisher als künstliche Schaffung einer Illusion bezeichnet hatte, die Suche nach etwas Erhabenem, Schönem, nahm plötzlich realistische Züge an. Selbst für mich ganz unerwartet, trat ich plötzlich zu Warwara Nikolajewna, umfaßte ihre Schultern und küßte sie.
Die Reaktion erfolgte blitzschnell in Form einer kräftigen Ohrfeige, von der Feststellung: »Unverschämter Kerl! Was bilden Sie sich ein!?« begleitet.
Offen gesagt, bildete ich mir gar nichts ein, preßte die Hand an die Wange und wäre am liebsten in den Boden versunken. So blieb das Porträt des Unterleutnants Suslowa unvollendet.

Zwei Tage wanderte ich düster wie eine Gewitterwolke durch die Zone und vermied es, der Unterärztin unter die Augen zu kommen. Ich war auch beleidigt.
Am dritten Tage, als ich mich nach langem Schwanken entschlossen hatte, ins Ambulatorium zu gehen und Warwara Nikolajewna um Verzeihung zu bitten, erschienen zwei Aufseher in meiner Suschilka.
»Bist du Slawjansky?«
»Nun, angenommen – ja. Was ist denn los?«
»Erfährst du früh genug. Pack deine Klamotten, wir gehen in den BUR!«
»Na bitteschön, da haben wir's!« stöhnte Kreisel, sprang von der Pritsche und begann meine Taschen mit Machorka und Zwiebäcken auszustopfen. »Was hast du bloß wieder angestellt?«
»Keine Ahnung!«
Im stillen aber denk ich: »In gewisser Hinsicht hat Kreisel also doch Recht gehabt – alle sind sie Schweine ...«

Der BUR auf der Zweiten war nach allen Regeln der Kunst erbaut, besser als manche kleine Festung. Eine Umzäunung – noch eine, Tore – und wieder Tore, und alle solid aus Eichenholz gefügt und vorsorglich mit Stacheldraht überzogen. Die Tschekisten hatten weder an Zement noch an Eisen gespart.
In Zelle 3, wo die meisten unserer Strafniki saßen, wurde ich mit freudigen Ausrufen empfangen:
»Aha, da ist also auch Max, der große Romanist! Willkommen!«
»Jungens, wer hat denn die Parole losgelassen, der Franzus habe sich endgültig gebessert, wäre ein braves Bübchen geworden und arbeite mit der Schaufel im Bergwerk?«
»Wer einmal den BUR-Fraß gelöffelt hat, mein Lieber ...«
»Kreisel, wo bleibt denn Kreisel? Natschalnik, her mit Kreisel! Man kann doch einen Menschen nicht so ohne weiteres von seinem Kumpel trennen!«
Die Jungens rückten zusammen, machten mir auf der oberen Pritsche Platz.

Nachts ertönte auf dem Gang ein Gepolter, die Tür öffnete sich und – wie auf Flügeln – kam Kreisel zu uns hereingesegelt. »Noch einer!«
Da Kreisel mit der Stirn am Pfosten angeprallt war, rieb er sich lange die anschwellende Beule. Dann blickte er mich vorwurfsvoll an.
»Die wollten deine Farben und Zeichnungen wegnehmen, und da habe ich eben einem eins in die Fresse gegeben. Hab ich's dir nicht dauernd gesagt, daß die Sache nicht gut ausgehen wird!«
Kurzum, es war wie mit der Perrette von Lafontaine:
»Adieu veaux, vaches, cochons! ...«
Adieu brasilianischer Kaffee!
Am nächsten Tag brachte ich den Mut auf, Kreisel meine Vermutungen zu beichten. Und bereute es sofort.
»Verdammter Idiot!« fiel er über mich her, »Du verfluchter Romantiker, du! Ja, hat man dich Esel denn zu wenig im Straflager verdroschen? Ja, hab ich dich denn nicht gewarnt? Ja, hab ich dir denn nicht geraten? ...«, und so weiter und so fort. Erst gegen Abend wurde Kreisel ruhiger.
»Ach, vielleicht ist es überhaupt besser so. Im BUR ist es doch irgendwie lustiger. Und auch den Fußboden muß man nicht jeden Tag scheuern«, schloß er optimistisch.
Lustig – ein relativer Begriff. Die Zeit verging schnell, doch seltsamerweise bekam ich keine Verfügung vorgelegt. Kreisel hingegen – ja. Er mußte unterschreiben, daß er ein Bandit sei, ein Huligan, der gewagt habe, seine Hand gegen die Vertreter der Macht zu erheben – zwei Monate BUR.
Ich dagegen saß und grübelte über die offizielle Formulierung der Verfügung, die mich erwartete: »Festgesetzt auf Grund eines mißlungenen Versuchs, mit einer Angestellten der Krankenabteilung intime Beziehungen anzuknüpfen.« Dafür mußte ich mit zwei Monaten rechnen.
Hieße es aber: »Versuch der Vergewaltigung einer Mitarbeiterin des MWD unter Anwendung grober körperlicher Gewalt«, dann würde ich unter einem Jahr BUR nicht davonkommen.
Als Folge dieser düsteren Aussichten schwand in mir jegliches

Verlangen, in diesem Sumpf weiter nach Schönheit und Erhabenheit zu suchen. Und dann, eines Nachts, zerrt mich ein Aufseher am Fuß.
»Komm —« sagt er.
»Wohin?«
»*Dawai, dawai,* wirst's schon sehn!« Legt mir Handschellen an und führt mich aus dem BUR, zum »schlauen Häuschen«, hinter dessen Fenster wohlbekannte Lichter schimmern — zum Oper. »Genosse Oberleutnant, der Gefangene Santerre-Slawjansky wird befehlsgemäß vorgeführt!« meldet der Aufseher und stößt mich in ein niedriges Arbeitszimmer, knallt die Absätze zusammen, macht kehrt und verschwindet.
Eine Tischlampe beleuchtet schwach den Schreibtisch. Dahinter sitzt der Tschekist. Er dreht die Lampe so, daß der volle Lichtstrahl mir ins Gesicht fällt.
»So, mein Lieber«, höre ich, »dich wollt ich schon längst mal kennenlernen!«
Die Stimme ist ein wenig heiser, aber ohne bösen Unterton. »Setz dich!«
Die Augen gegen das Licht abschirmend, setze ich mich.
»Also das bist du . . . dieser und jener! Eine feine Sache hast du da aufgedreht, muß man schon sagen. Hat sich eine schöne, gemütliche Suschilka gesucht und alle Spuren mit dem Schwänzchen hübsch zugefegt —«
»Was heißt zugefegt?«
»Ruhig!« Die Stimme wird drohend, »oder meinst du, daß in der Tscheka lauter Dummköpfe sitzen, die glauben, daß aus einem ausgemachten Banditen plötzlich ein unschuldiges Jüngferlein geworden ist? Hei, du scherzt doch, Bruder!«
»Verzeihung«, protestierte ich, »aber ich begreife ja gar nichts. Ich habe diese Arbeit ganz offiziell bekommen. Habe die Lagerordnung eingehalten und habe auch ehrlich gearbeitet. Kein einziger Arbeiter kann sich beschweren, daß die Filzstiefel oder Fußlappen zum Schichtwechsel nicht brottrocken gewesen sind . . .«
»Du lügst!« brüllt der Tschekist los, »wir wissen, wer dir die Arbeit verschafft hat! Mit deinen Freundchen werden wir noch

ein Wort extra zu reden haben. Und du laß das lieber, mir den Bauch voll Filzstiefel und Fußlappen zu schwatzen! Pack aus, mach endlich reinen Tisch!«
Der Oberleutnant springt auf und kommt auf mich zu. Er ist ein großer, blonder Mann mit regelmäßigem, gutgeschnittenem Gesicht, doch seltsam toten, wie ausgeblichenen Augen.
»Wirst du endlich auspacken, oder soll ich dir erst ein Stärkungsmittel verabreichen?«
Der Tschekist hält mir seine sehnige Faust unter die Nase und nun werde ich schon ganz traurig.
»Merkst du, wonach das schmeckt – ja? Dann schieß los, ich weiß sowieso schon alles!«
Mit leiser Stimme, ein wenig stotternd, bekenne ich:
»Nun ja, Bürger Natschalnik, wir alle sind doch Menschen. Das kann mit jedem passieren, der Teufel hat mich verführt, mir ist sozusagen der Urin zu Kopf gestiegen und so ist das also geschehen ...«
»Was ist geschehen?«
»Eigentlich nichts Besonderes, nur daß ich die Unterärztin geküßt habe –« brachte ich heraus, zog schnell den Kopf zwischen die Schultern und bereitete mich auf alles Mögliche vor.
»Welche Unterärztin?«
»Warwara Nikolajewna natürlich. Aber Ehrenwort, ich hatte dabei nicht die geringste böse Absicht gehabt –« fügte ich eilig hinzu.
Die dichten Brauen des Tschekisten hoben sich, er starrte mich einige Augenblicke in stummer Verblüffung an, dann brach er plötzlich in ein schallendes Gelächter aus.
»Hahaha! Das ist aber gut! Da hast du also meine Warjucha küssen wollen?«
»Welche Warjucha?«
»Welche schon – meine Frau natürlich.«
Nun wurde mir ganz elend. Vor mir stand der Mann Warwara Nikolajewnas, Oberleutnant Suslow.
Zwar wußte ich nicht, worauf dieser plötzliche Heiterkeitsausbruch zurückzuführen war, doch ich versuchte mitzulachen.

»Und was hast du zu wiehern?« fragte Suslow, sofort wieder böse werdend. Dann geschäftig: »Gut, daß du's selbst zugibst, daß du meinem Weib nachgelaufen bist. Hab schon diesbezüglich einen Haufen Mitteilungen vorliegen, mit den genauen Daten, wann und zu welchen Stunden du zu ihr gegangen bist. Aber das ist natürlich Blödsinn. Meine Warja kenn ich! Andere Kerle als du haben's schon bei ihr probiert. Das ist uninteressant, erzähl mir lieber von deinem letzten konterrevolutionären Streich ...«
Mir kommt eine blitzhafte Erleuchtung und ich freue mich, daß die Sache eine solche Wendung genommen hat.
»Ich bereue, Bürger Natschalnik! Ich bereue ehrlich!« sage ich. »Tatsächlich habe ich unlängst in der Baracke 29 irgendwelchen Unsinn über Politik gequatscht. Hab einen Professor einen seligen Blödian genannt. Und auch von Marx, glaube ich, hab ich etwas recht Unschönes gesagt ...«
Suslow zeigt weder Verwunderung noch Interesse.
»Das ist mir auch nichts Neues. Daß der Wlassow ein Idiot ist, weiß schon bald das ganze Lager. Und jetzt hör endlich auf, dich als unschuldiges Schäfchen aufzuspielen. Erzähl mir mal ganz was Neues –«
Ich versuchte es mit einem Scherz:
»Aber Bürger Natschalnik, ich lese keine Zeitungen, Radio höre ich auch nicht ...«
Ein kräftiger Schlag brachte mich zum Schweigen.
»Schweig Schurke!« der Tschekist wurde wieder wütend. »Also du willst nicht, nun, dann werde ich dir was Neues erzählen!« Erregt ging er zu seinem Schreibtisch und begann nervös in den Papieren zu kramen. Dann erklärte er mit Befriedigung:
»Und nun höre mal gut zu: Also du wirst der Vorbereitung eines konterrevolutionären, bewaffneten Aufstandes und der Teilnahme an einer antisowjetischen Organisation angeklagt, welche das Ziel hat, die gegenwärtige Macht zu stürzen. Klar?« Suslow blickte mich durchdringend an und wiederholte:
»Ist es dir klar, was das für dich, einen Unverbesserlichen, mehrfach Verurteilten bedeutet?«

Obwohl der Oper eine bezeichnende Handbewegung an seiner Gurgel machte, hockte ich doch auf meinem Schemel, als wäre ich vom Mond gefallen.
»Kapiert, um was es geht? Wenn ja, dann pack endlich aus, welche verräterischen Beziehungen du zu der verbrecherischen Organisation ›Bund von Stahl und Feuer‹ hast und welche Instruktionen du von dort erhältst?«
Das war für mich nun wirklich etwas ganz Neues.
Das Verhör begann und dauerte fast bis zum Morgen. Doch weder Suslow noch ich waren danach klüger geworden. Ich hatte nur feststellen können, daß sich meine Freunde auf der Fünften irgendein ganz ausgefallenes Stück geleistet hatten – und daß ich folglich nun sehr lange nicht mehr aus dem BUR herauskommen würde.

Verglichen mit dem Leben der Bergleute, war zu jener Zeit das Leben im BUR wirklich nicht schlecht. Wie die Strafniki sagten: »Warm, hell und die Fliegen beißen nicht!«
Wir bekamen Garantieverpflegung, also die Norm aller von der Arbeit Befreiten und derer, die den Produktionsplan zu weniger als zu 100 Prozent erfüllt hatten. Rauchen war gestattet. Ein täglicher Spaziergang stand uns zu. Alle zehn Tage erfolgte die sanitäre Bearbeitung, d. h. wir wurden rasiert und konnten baden. Auch medizinische Hilfe fehlte nicht. Der jeweilige Diensthabende des Ambulatoriums erschien, fragte, ob jemandem etwas fehle, gab Tabletten aus und verschwand.
Unter diesen Umständen sah ich Warwara Nikolajewna wieder. Sehr geschäftig betrat sie mit dem Aufseher unsere Zelle, wollte wissen, ob jemand krank sei, äußerte ihre Mißbilligung über den brechreizerregenden Zustand der Zelle, drehte sich um und ging. Meine Behauptung, ich hätte Kopfschmerzen, sowie meine Bemühungen, ihren Augen zu begegnen, waren erfolglos geblieben, abgesehen von den Tabletten, die ich sogleich in die Parascha beförderte.

Beim zweiten Besuch spielte sich das Gleiche ab.
Und erst bei der dritten Visite blickt mich die Suslowa plötzlich an und fragt unfreundlich:
»Gefangener, warum sehen Sie so schlecht aus?«
»Der BUR wird mir wohl nicht bekommen!« antwortete ich.
»Kommen Sie her!«
Ich kletterte von der Pritsche.
»Zeigen Sie die Zunge!«
Ich streckte die Zunge heraus. Suslowa faßt meinen Puls und stellt fest, daß ich krank sei.
»Ich werde Anweisung geben, daß Sie zur Untersuchung in die Krankenabteilung gebracht werden«, sagt sie und geht.
Abends stellte man zu meinem größten Erstaunen gefährlich hohes Fieber fest, sowie irgendeine bösartige Geschwulst im Hals, und ich wurde in die Krankenstube verlegt. In dieser Beziehung sind die Leute im Lager geradezu Meister, vor allem aber können die Mediziner eine Sache dermaßen verwickeln, daß selbst eine Expedition die Enden nicht aufspüren könnte. Die Geschichte meiner »wundersamen« Erkrankung klärte sich erst, als ich im Verbandszimmer mit Warwara Nikolajewna allein geblieben war.
»Ich wollte auf keinen Fall, daß Sie glaubten, ich wäre irgendwie an Ihrer Einweisung in den BUR schuld. Ich habe ja selbst erst unlängst erfahren, daß Sie eingesperrt sind.« Suslowa war erregt, ihre Hand, in der sie die Injektionsspritze hielt, zitterte leicht. »Sicher haben Sie geglaubt, daß man Sie wegen dieser Dummheit ...«
»Nein, Warwara Nikolajewna, das habe ich nicht geglaubt!« log ich.
»Wissen Sie, auch mein Mann ist daran nicht schuld. Aber es sind so viele Anzeigen gemacht worden. Und der Masseur hat Briefe Ihrer Freunde abgefangen. Ich habe sie selbst gesehen. Auch ich bin angezeigt worden, das heißt wir beide, aber ...«
In diesem Augenblick erschien »Tante Rosa«, die Chefärztin. Mit einem ungnädigen Blick auf mich fragte sie:
»Geht's ihm schon besser?«

»Besser ist wohl verfrüht. Natürlich ist's nichts Gefährliches, aber Winogradow meint, daß er den ganzen BUR anstecken könnte . . .«
»Dann sollten wir ihn ins Krankenlager schicken.«
»Ich glaube nicht, daß wir das können, er befindet sich nämlich in Untersuchungshaft.«
Die Entstehung meiner Krankheit war so gut getarnt, daß sich selbst Oberleutnant Suslow bei den Verhören hütete, mir allzu nahe zu kommen. Das gab ihm den besten Vorwand, ab und zu reinen Spiritus zu schlucken.
»Zur Desinfektion!« wie er betonte.
Auf Grund dieser etwas ungewöhnlichen prophylaktischen Maßnahmen gestalteten sich die Verhöre manchmal recht heiter:
»Hör bloß endlich mit deinen Spinnereien auf!« sagte der betrunkene Oper, »hör auch endlich auf, mich dauernd zu siezen. Wir Frontschweine können solch feine Manieren nicht ausstehen. Und überhaupt hängt's mir heute zum Halse heraus, mit dir über Politik zu palavern. Erzähl lieber was von den Pariser Puffs!«
Oder:
»Weißt du, ehrlich gesagt, glaube ich ja auch nicht an all diese Verschwörungen. Aber da sie nun mal in den Direktiven vorhanden sind, dann müssen wohl auch Verschwörungen für das Allgemeinwohl notwendig sein. Und außerdem – habe ich dich vielleicht in der Zone gesucht? Ich hab ja nicht einmal von deiner Existenz gewußt! Wozu brauch ich dich überhaupt! Aber euresgleichen kommt ja mit einem Haufen Anzeigen gerannt. Mal hast du den Marx eine Hure genannt, mal bist du gegen die Kollektivierung aufgetreten. Argirju, dieser verdammte Saukerl, hat sich doch sogar ausgedacht, daß du an den Abenden, grob ausgedrückt, mit meinem Weibchen vögelst. Ich hab dem Hund dafür die Kinnlade ausgerenkt. Schade, daß es nicht in meiner Macht liegt, sonst hätte ich diesen Griechen schon längst ohne Umsteiger ins Jenseits befördert.«
Ein andermal ist Suslow düster und krank. Tiefe Augenschatten liegen unter den Augen. Er setzt sich an den Tisch, starrt lange in die vor ihm liegenden Papiere. Danach richtet er seine mü-

den Augen auf mich und sagt mit seiner heiseren Stimme: »Was bist du doch für ein hartnäckiges Vieh! Willst du nun endlich über diesen verdammten ›Bund von Stahl und Feuer‹ auspacken?«

Aus allem entnahm ich, daß es sich um eine monarchistische Verschwörung handelte, oder sogar um den Versuch eines Aufstandes. Suslow las mir einige Abschnitte der unterschlagenen Briefe, die mich belasteten, vor.

»... *Nah ist der Tag, da die rächende Hand des russischen Volkes mit unwiderstehlicher Kraft auf die Köpfe der roten Ungeheuer niederfallen und sie vom Antlitz des Heiligen Rußland hinwegfegen wird ...*«

Ich erkannte den unnachahmlichen Stil Pjotr Petrowitschs.

»... *Alles ist bereit zur Abrechnung mit diesen Vampiren, die vom Volksblut trunken sind.*«

»Mit dem roten Ungeheuer bin wohl ich gemeint –« warf Suslow manchmal seine Kommentare dazwischen. »Soll vielleicht ich vom Volksblut betrunken sein? Ausgerechnet ich, der nie etwas außer Wodka in den Mund nimmt! ... Aber hör nur, was deine Freundchen weiterschreiben: ›*Max, bereite Dich zum entscheidenden Schlag vor. Versuche zuverlässige Leute um Dich zu scharen. Der Krieg ist unvermeidlich, also müssen wir uns zum Empfang unserer Freunde und Befreier rüsten ...*«

Hast du gehört?« Suslow blickte mich fragend an. »Und dann wagst du noch zu behaupten, daß du nichts über eure Verbindung zum Ausland weißt. Oder wartet ihr vielleicht nicht auf die Amerikaner, sondern auf den Weihnachtsmann?«

Bei solchen Beschuldigungen überlief mich eine Gänsehaut. Obwohl mir bei weitem nicht alles klar war, versuchte ich mich zu verteidigen.

»Tatsächlich kenne ich Pjotr Petrowitsch, so ganz oberflächlich. Er ist Historiker, glaube ich. Aber, daß der Mann absolut unzurechnungsfähig ist, das weiß ich hundertprozentig!«

»Eine ganze Kommission von Psychiatern hat ihn für gesund befunden! Ihn und deinen Freund Skuratow auch!« unterbrach mich Suslow.

Ich wiederholte, daß ich Pjotr Petrowitsch trotzdem für irrsinnig hielt, gestand, Skuratow zwar zu kennen, aber nicht dafür garantieren zu können, ob nicht auch er unterdessen übergeschnappt sei. Aber von irgendeinem blöden Bund oder von ausländischen Freunden wüßte ich nichts und hätte auch nicht die geringste Ahnung.

Im großen und ganzen war es jedoch mein Glück, gerade Suslow zum Untersuchungsrichter zu haben. Er schimpfte zwar viel, drohte oft, schlug aber nur selten zu, und dann nicht sehr arg. Überhaupt konnte man ihn nicht zu den schlechten Tschekisten rechnen. Schon weil er während des Krieges als Flieger an der Front gedient hatte und erst später zum MGB kommandiert worden war. Einen schlechten Menschen konnte man ihn auch nicht nennen. Das zeigte sich besonders deutlich, wenn er betrunken war. Dies aber kam sehr oft vor. Auf meine Klagen und Proteste entschlüpften ihm dann Worte wie:

»Ja, glaubst du, daß es mir Spaß macht, in dieser Jauche herumzuschwimmen? Glaubst du, mir ist es angenehm, in diesem blutigen Gestank zu leben? Oder denkst du, ein Tschekist sei kein Mensch, jedes Gefühl sei in ihm abgestorben? Ein Tschekist könne ruhig jemandem eine Kugel in den Schädel jagen, darauf ein Gläschen trinken und ruhig schlafen gehen? Nein, mein Lieber, um ruhig zu schlafen, muß man mindestens ein halbes Faß austrinken!«

Ein anderes Mal überlegt Suslow laut:

»Eiserne Nerven braucht man bei diesem Beruf. Ja, Siderow zum Beispiel, der raucht und trinkt nicht. Kreuzstich hat er in seiner Freizeit gelernt. Erschießt jemanden, kommt nach Hause, trinkt ein paar Schlucke Kwas und legt sich schlafen. Wacht auf, trinkt wieder Kwas und fängt an zu sticken. Da könnte man glatt neidisch werden ... Ich aber komm heim und mag – von meiner Frau gar nicht zu reden – nicht mal das eigene Kind ansehen. Und da sollte ich mich vielleicht noch mit Kreuzstich beschäftigen? Nein, ich sage dir, in unserem Beruf braucht man Nerven aus Stahl.«

Auch nach drei Monaten hatte die Untersuchung keine positiven Ergebnisse erzielt. Aus der Lagerverwaltung kam der Befehl, mich ins Zentralgefängnis der Inta zu überführen.
Nachts wurde ich weggebracht. Von einem pechschwarzen Himmel fiel nasser Schnee. Wie tot lagen die abgeschlossenen Baracken. Das Lager schlief. Hinter den dunklen Umrissen der Wachttürme schimmerten die rötlichen Lichter der Zechen. In dem kleinen Gang, der zur Wachstube führte, stieß ich mit einer tief vermummten Frau zusammen und erkannte Warwara Nikolajewna.
Vielleicht weil ich es wünschte, schien es mir, als ob die Suslowa erregt wäre.
»Wo bringt man Sie hin?« fragte die Unterärztin, während der verschlafene Wachhabende in meinem Sack herumwühlte.
»Das weiß der Himmel!« antwortete ich, »fragen Sie doch Ihren Mann, der müßte es ja am besten wissen.«
Ein Schatten legte sich auf Warwara Nikolajewnas Gesicht.
»Hat man Sie schon in der Krankenabteilung untersucht?« fragte sie, anscheinend nur um überhaupt etwas zu sagen.
Ich zuckte die Schultern und bemerkte, wie die Suslowa mit rascher Bewegung etwas in meine Tasche schob.
»Für Sie – von Ariadna«, flüsterte sie.
Ich wollte antworten, aber da war ihre zierliche Gestalt schon aus der Wachstube verschwunden, huschte hinter den beschlagenen Fensterscheiben vorbei, geriet kurz in einen Lichtstreifen und löste sich dann in der Dunkelheit auf.
Im Wagen öffnete ich das Päckchen. Darin lag ein Stück Kulitsch, russisches Osterbrot, es mahnte an das nahende Osterfest.
Auf dem fettigen Papier stand in großer Kinderschrift:
»Für Onkel Max – von Arja und Warja.«

BRÜDER LÄMMER UND GENOSSEN WÖLFE

Im Zentralgefängnis kam ich in Einzelhaft. Und weder Klagen und Proteste, noch mein Versuch in Hungerstreik zu treten, halfen mir heraus. Durch Morsezeichen erfuhr ich von meinen Zellennachbarn, daß es auf der Inta zu einem Prozeß gegen Pjotr Petrowitsch und seine Anhänger gekommen war. Zu meiner Erleichterung lautete das Urteil auf nochmals fünfundzwanzig Jahre für alle Beteiligten. Ich wurde nicht einmal als Zeuge vernommen.

Man schien mich vergessen zu haben.

Morgens, mittags und abends erhielt ich die Gefängnisverpflegung. Tag für Tag wiederholte der wachhabende Offizier bei seinem Kontrollgang:

»Immer mit der Ruhe, mit der Ruhe! Regen Sie sich nicht auf, wir wissen alles, wir klären alles!« hob den Deckel von der Parascha, schaute unter die Pritschen, drehte sich um und verschwand.

Es folgten fünfzehn Minuten Spaziergang, wieder eine Schüssel Wassersuppe. Um zehn Uhr Zapfenstreich. Eine schlaflose Nacht. Aufstehn! Und wieder: »Immer mit der Ruhe . . .«

In der ersten Zeit halfen mir die Bücher, die alle zehn Tage getauscht und in unbegrenzter Anzahl ausgegeben wurden. Ich las unaufhörlich und wurde – abgesehen von den Klassikern – nun auch mit den Kritikern Pissarjew, Belinsky und dem unübertroffenen Satyriker Saltikow-Schjedrin, sowie mit der neuen sowjetischen Belletristik bekannt.

Die Monate vergingen, und die Bücher verloren ihre Beruhigungskraft. Allmählich wurde ich rasend, schlug mit dem Kopf gegen die Wand oder ging auf die Aufseher los. Dann wurde ich, um zur »Vernunft« zu kommen, in eine Zwangsjacke gesteckt oder an die Pritschen gebunden.

Bei Frühlingsanfang riß meine Geduld endgültig. Ich schlug ein Fenster ein und schnitt mir mit der Glasscherbe an beiden Armen die Venen durch.

Mit stumpfer Gleichgültigkeit schaute ich dann zu, wie das Blut die Hände herunterlief, auf den Boden tropfte und sich zu einer großen dunklen Lache ausbreitete — zu etwas Verschwommenem, Gräßlichen. Der Fußboden schwankte und sprang mir ins Gesicht ...

... Dann rüttelte man mich. Jemand rief meinen Namen und übergoß mich mit kaltem Wasser. Von weither kamen Gesprächsfetzen:

»... ja, das ist der, wo schon ein Jahr sitzt, Genosse Oberst! ... Nein, ich glaube, er atmet noch. Aber vielleicht ist er auch schon krepiert ... Wer weiß! ... Den Arzt, zu Befehl, Genosse Oberst! ...«

Ich erwachte in einer blendendweißen Zelle. Türen, Gitter, ja sogar die Parascha waren weiß gestrichen. Ein Aufseher, den ich noch nie gesehen hatte, trat mit einer Schüssel in der Hand an meine Pritsche, stellte sie ans Kopfende und musterte mich irgendwie seltsam.

»Du hast Glück gehabt, daß einer deiner Nachbarn freiwillig in eine Bluttransfusion eingewilligt hat«, sagte er, »jetzt aber lieg still und rühr dich nicht!« Er drohte mir mit dem Zeigefinger und ging auf Filzsohlen lautlos hinaus.

Etwa eine Woche später wurde ich — noch nicht ganz hergestellt — zum zweiten OLP zurückgebracht, wo man mich wiederum in die Krankenstube legte. Aber während meiner Abwesenheit hatte sich im Lager vieles verändert.

Dr. Winogrados Verhältnis mit der Frau eines Vorgesetzten war herausgekommen, und man hatte ihn in ein anderes OLP überführt.

Auch Kreisel war fort. Als ständiger Arbeitsverweigerer war er nach Koschim gebracht worden, wo — wie es hieß — die »schwer erziehbaren Elemente« zusammengezogen wurden.

Oberleutnant Suslow hatte man wegen Trunksucht zum Unterleutnant degradiert und ihm einen anderen Arbeitsplatz zuge-

wiesen. Als einzigen traf ich noch den Emigranten aus Paris, Wladimir Alexandrowitsch. Doch Jurkowsky schien stark gealtert, müde und bedrückt.

»Nun, wie gehts?« fragte ich, als er mich, mit Paketen beladen, in der Krankenabteilung aufsuchte. »Nichts Neues aus Frankreich?«

Er verzog das Gesicht und winkte ab. Alle Bemühungen, seiner Familie auf illegalen Wegen Nachricht zu geben, waren erfolglos geblieben.

»Meine Cousine in Saratow bemüht sich ja auch. Vielleicht gelingt es ihr, von der Freiheit aus.«

»Und wie geht es ihr?«

»Nicht schlecht, nur spüre ich aus den Briefen, daß es für sie nicht eben nützlich war, einen Vetter wie mich zu haben. Unter den Unsrigen gibt's ja genug Schweine. Beim Oper drängeln sie sich im Gang, freuen sich, wenn sie was ausgeschnüffelt haben. Meine Pakete haben vielen den Schlaf geraubt. Ich habe Angst um meine Cousine . . .«

Mit seinen Befürchtungen behielt Jurkowsky in traurigster Weise recht. Er und seine Cousine wurden Opfer des Neides. Unter denen, die Jurkowsky immer mit Kaffee bewirtet und mit Tabak versorgt hatten, fanden sich Provokateure, die meldeten, daß Jurkowsky durch seine Cousine in geheimer Verbindung mit dem Ausland stünde; sie hätte ihm ihre Hilfe zur Flucht angeboten. Die Nachricht von der Verhaftung seiner Verwandten in Saratow war für Jurkowsky ein so schwerer Schlag, daß er beim ersten Verhör einem Herzanfall erlag.

Ende 1949 verschärfte sich das Regime in den Spez-Lagern. Nach Art des MINLAG wurde in Workuta das RETSCHLAG, in Sibirien das OSERLAG, im Fernen Osten das BERLAG organisiert. Die drakonischen, bisher nur auf dem Papier existierenden Maßnahmen, wurden allmählich in die Tat umgesetzt. Wohl kam es nicht mehr zu der gleichen Willkür und dem entsetzli-

chen Hunger, dafür aber wurden diese Spez-Lager auf Grund einer gewissen Ausweglosigkeit um so furchtbarer.
Nach einem wohldurchdachten Plan wurde systematisch alles daran gesetzt, um aus den Menschen gehorsames, widerspruchsloses Vieh zu machen.
Die blutige Abrechnung mit den Aufständischen des 501. Baues, die Förderung von Denunziantentum und Bespitzelung im Lager sowie die ständigen Provokationen schüchterten die Gefangenen dermaßen ein, daß nur jemand in der Baracke oder im Speiseraum laut seine Unzufriedenheit zu äußern brauchte, damit alles von diesem Mutigen zurückwich: »Ein Provokateur! Vorsicht, Provokation!«
Meister dieses schmutzigen Handwerks war auf unserem OLP ein gewisser Kapitän Kobetz, der die Stelle des degradierten Suslow eingenommen hatte. Kobetz war der Abstammung nach sichtlich Zigeuner mit sehr dunkler, trockener Haut, dem eingefallenen Gesicht eines Leberkranken und den kalten Augen eines notorischen Sadisten. Es hieß, er könne zum Vergnügen Kinder schlagen, Blinden ein Bein stellen, Brunnen vergiften und außerdem nicht ruhig einschlafen, ohne am Tage nicht wenigstens eine kleine Gemeinheit begangen zu haben.
Sein größtes Vergnügen bestand darin, die Gefangenen aufeinanderzuhetzen. Die einfachste Methode war, irgendeinen Häftling herauszurufen und ihn stundenlang im Gang vor seinem Arbeitszimmer warten zu lassen. Danach setzte Kobetz dann eine verwunderte Miene auf und sagte:
»Hol's der Teufel, ich hab so in der Arbeit gesteckt, daß ich dich ganz vergessen habe. Na, macht nichts, morgen laß ich dich wieder rufen.«
Am nächsten Tag wiederholt sich das Gleiche. Natürlich beginnen die Kameraden an der Anständigkeit dieses Gefangenen zu zweifeln. Nun braucht der Tschekist nur jemanden einer Geringfügigkeit wegen in den BUR oder Karzer zu sperren, und schon hängt das Leben desjenigen, den Kobetz sich vorgenommen hat, am seidenen Faden.
Nach den Anweisungen dieses würdigen Offiziers war in sei-

nem Arbeitszimmer ein gut getarnter Spezialschrank eingebaut worden, in welchen er zum Beispiel den Häftling Iwanow einsperrte, damit dieser mit anhören konnte, was der Häftling Petrow über ihn zu berichten hatte. Indem er diese Mitteilungen noch durch eigene Verleumdungen oder durch Meldungen irgendeines anderen Spitzels ergänzte, erfuhr der Oper etwas Nützliches über den Häftling Sidorow, und so ging das weiter, bis die Häftlinge Iwanow, Petrow und Sidorow einander am liebsten an die Kehle gefahren wären.

Während Kobetz's Herrschaft nahm die Bespitzelung im Lager unglaubliche Ausmaße an. Jedes Wort wurde dem Oper zugetragen, über jede Bewegung wußte er Bescheid. Die Angewohnheit der Spitzel, ihren Berichten von sich aus eine solide Dosis Verleumdung hinzuzufügen, verschlimmerte alles. Ihre Frechheit überstieg jegliche Grenzen. Sie nahmen jeden wichtigen und nahrhaften Posten in Beschlag und genossen auf Befehl ihres Gönners als Verräter-Rekordisten alle nur erdenklichen Privilegien. Der damalige Lagerchef, Major Bogdansky, ein Jude, war auch nicht besser, obwohl er in manchem von seinem Mitarbeiter abwich. Gepflegt und gut aussehend, erhob der Major Anspruch auf die Bezeichnung »kultivierter Mensch«. Er trug Handschuhe, pomadisierte das Haar, sprach ziemlich gut Deutsch und nahm beim Griechen Agirju Unterricht in Boxen und Französisch. Obwohl Bogdansky die Häftlinge mit »Sie« anredete, war er unendlich grausam und rachsüchtig. Als Beispiel möge folgender Vorfall dienen: Einen von Arbeitsverweigerern erklärten Hungerstreik beantwortete Major Bogdansky seinerseits mit dem Befehl, ihnen Essen oder Trinken solange zu verweigern, bis die völlig Entkräfteten zur Grubenarbeit einwilligten. Das empörte einen anderen Gefangenen, der sich wegen »Fluchtverdacht« im BUR befand.

»Schämst du dich gar nicht, Judenfresse, auf russischer Erde russischen Menschen das russische Brot wegzunehmen?« rief er Bogdansky zu.

»Für Ihren russischen Scharfsinn nehmen Sie bitte fünfzehn Tage Karzer in Empfang!« lächelte der Tschekist hochmütig. »Und

wenn Ihnen mein Betragen mißfällt, können Sie eine Klage an die Staatsanwaltschaft einreichen. Vielleicht finden sich dort Leute, die Ihrem Russentum Verständnis entgegenbringen.«
Während der nächsten zwei Jahre, in denen er Lagerchef war, ließ Bogdansky diesen Gefangenen nicht mehr aus dem BUR und bestrafte ihn zusätzlich unter den durchsichtigsten Vorwänden systematisch mit Karzer.
»Damit Sie sich einschärfen, daß ich kein Jude, sondern ein sowjetischer Major bin, Ihr Natschalnik! Und daß das Brot, welches Sie erhalten, kein russisches, sondern sowjetisches Brot ist«, belehrte er ihn.
Hierzu noch ein Beispiel, das außer Major Bogdansky noch die ganze damalige Lageratmosphäre charakterisiert.
Eine Kommission »Dickwänste« kommt aus der Lagerverwaltung dahergefahren. Sie beschauen sich das Lager, doch bei Major Bogdansky herrscht vorbildliche Ordnung: die Baracken sind sauber, Arbeitsverweigerer sind ausgemerzt, Klagen gibt es keine. Kurzum nirgends ein Vorwand für einen Tadel.
Nachdem sie die Umgebung besichtigt hat, stellt die Kommission fest, der Weg zum Bergwerk sei zu lang.
»Kostet den Bergleuten zu viel Zeit, wo doch jede Minute für die Erfüllung des Staatsplanes wichtig ist!«
Der Oberst aus der Lagerverwaltung deutet gebieterisch quer über einen riesigen Sumpf: »Hier muß der Weg durchgehen! Hier und nirgendwo anders!«
BOGDANSKY: »Genosse Oberst, das ist aber mit einigen technischen Schwierigkeiten verknüpft. Der Bau ist auch im Plan nicht vorgesehen —«
OBERST: »Für dich als Bolschewisten kann es keine Schwierigkeiten geben.«
BOGDANSKY: »Ja gewiß! Aber die Leute sind im Bergwerk beschäftigt, außerdem fehlt das Baumaterial . . .«
OBERST: »Handle als Bolschewist! Hol's unter der Erde hervor! Es gibt keine solchen Schwierigkeiten, mit denen wir Bolschewisten nicht fertig würden!«
BOGDANSKY salutiert: »Zu Befehl, Genosse Oberst!«

Die Dickwänste drehen sich um, steigen in ihre Autos und fahren zufrieden heim.
Am nächsten Tag heißt es im ganzen Lager: »Alle Mann an Deck!« Ob blind, ob lahm spielt keine Rolle! Ruhetage sind aufgehoben. Kranke gibt es bis zur Neuregelung nicht mehr. Alle raus aus der Zone!
»Keine Schaufeln da? – Grab mit den Fingern!«
»Keine Loren da? – Schlepp mit den Händen!«
»Gummistiefel? – Was sind das für kapitalistische Allüren?«
»*Dawai, dawai!*«
»Hast Angst vor Erkältung? – Macht nichts, wir machen dich schon wieder gesund!«
Bogdansky ruft unterdessen Suki Kolja, den Glöckner zu sich.
»Glöckner, ich habe eine Aufgabe für Sie! Stellen Sie aus Ihren Jungens eine Stoßbrigade zusammen, sie werden nachts Baumaterial aus den Zechen holen. Alle bekommen Rekordistenverpflegung, jeder ein Paket Machorka täglich, Wodka besorgt ihr euch schon selbst.«
»Und was ist mit den Wächtern und dem technischen Personal?«
»Werden dementsprechend vorbereitet. Wenn sie Widerstand leisten, muß man sie zur Raison bringen. Klar?«
»Klar!«
Kolja-Glöckner klaut nachts mit seiner Brigade in den Zechen das Baumaterial, das als Grubenholz verwendet werden soll. Im Sumpf, bis zum Gürtel im eisigen Wasser, krebst das Volk wie armselige Biber. Schreit, schimpft, flucht . . .
Nach fünfzehn Tagen erfolgt Meldung: »Genosse Oberst! Melde gehorsamst, daß die gestellte Aufgabe in bolschewistischem Tempo erfüllt ist. Der Weg ist fertig und zur Benutzung freigegeben. Zeitersparnisse sind gewonnen!«
Und niemanden kümmert es, daß der Glöckner mit seiner Brigade wieder im BUR hockt, daß wegen des fehlenden Grubenholzes ganze Strecken einstürzen und hunderte von Kumpels unter sich begraben.
Niemanden stört es, daß die Krankenstube mit Leuten, die sich Lungenentzündung geholt haben, überbelegt ist.

Die Aufgabe ist erfüllt! ... Im Frühling allerdings wird dieser »strategisch wichtige Weg« vom Wasser überschwemmt sein, und die Bergleute werden wieder seelenruhig ihren alten, ausgetretenen Pfad benutzen.
Wie sagt doch der berühmte Revolutionsdichter Majakowsky: »Das alles besiegende Proletariat errichtet auf seinem Wege selbst die Hindernisse und überwindet dieselben siegreich!«

Sei's von dem starken Blutverlust, sei's, daß die Einzelhaft meine Gesundheit untergraben hatte – jedenfalls bekam ich – kaum daß meine Wunden verheilt waren, schon wieder etwas Neues: nämlich die Gelbsucht. Und zwar so schlimm, daß ich mich am ganzen Körper wie eine Zitrone färbte.
Heimliche Zeichenstudien und Bücher halfen mir etwas über die Langeweile hinweg. Wirklich, in der Krankenabteilung war es weitaus langweiliger als im BUR!
Die Kranken, meist Bergleute, ein äußerst primitives Volk, waren demoralisiert und merkten, was das Schlimmste war, selbst nichts davon.
Sie hatten alles in allem nur drei Gesprächsstoffe: Frühmorgens erzählten sie einander ihre Träume und gaben sich deren Deutung hin. Nach der Visite ging man zu den Krankheiten über, besprach diese und ihre möglichen Folgen. Den Rest des Tages aber füllten Gespräche über Grubenarbeit und Förderung.
Sie wurden so temperamentvoll geführt, daß es manchmal fast zu Schlägereien kam.
»Nein! Von allen Brigaden fördert unsere Brigade am meisten!«
»Du lügst! Eure Brigade besteht doch aus lauter Arschlöchern! Die beste Brigade ist unsere!«
»Wir haben im April den Plan mit 250 % erfüllt! Der Natschalnik hat uns einen Monat Rekordistenverpflegung gegeben! Und ihr ...«
»Ich scheiß auf solche Rekordistenverpflegung, bei der ihr euren ganzen Zucker dem Brigadier als Schmiere geben müßt ...«

»Und euer Brigadier ist auch ein Schwein! Der Unsrige ist besser, er haut die Leute wenigstens nicht in die Pfanne!«
»Wieso ist denn eure Brigade gut, wenn ihr doch vorigen Monat zweimal aufs Brett vom Krokodil gekommen seid?«
So ging es bis spät in die Nacht. Gespräche, die von Fachausdrücken und technischen Einzelheiten nur so wimmelten: »Bremsberg, Gestein, Strecke, Rutschenblech«, hieß es, und da verstand ich schon gar nichts mehr.

Über das Schicksal meiner Freunde konnte ich nichts Bestimmtes in Erfahrung bringen. Es kursierten verschiedene Gerüchte; einem zufolge, hatte man sie sogar heimlich erschossen. Andere behaupteten, daß man alle monarchistischen Verschwörer in »Schweigegefängnissen« halte.
Eines Tages nun lag ich auf meinem Krankenbett und gab mich meinen trüben Gedanken hin, als jemand hereinrief, es sei ein neuer Transport angekommen.
Etappen kamen ja häufig in unser Lager, doch seltsamerweise dachte ich gerade an diesem Tage besonders inbrünstig: Ach, wie schön wäre es, wenn Serge dabeisein würde!
Ich blicke zur Tür – und siehe da, auf der Schwelle steht Skuratow, überfliegt suchend die Reihen und erkennt mich unter meiner gelben Maske natürlich nicht sofort.
Es ist mir unmöglich, unsere Freude zu beschreiben. Wir hatten beide Mühe, nicht wie Schloßhunde loszuheulen, was doch immerhin seltsam ausgesehen hätte, denn die Lagerjahre hatten uns ihren Stempel aufgedrückt, und wir sahen aus wie richtige Zuchthäusler.
Serge, der mir stets Überraschungen bereitet hatte, versuchte auch diesmal, mich in Erstaunen zu setzen. Auf meine selbstverständliche Frage, wie er es denn nur geschafft hätte herzukommen, legte er den Finger an die Lippen und flüsterte geheimnisvoll:
»Inkognito!«
Typisch Skuratow!

Nach einjähriger Gefängnishaft im Zentralgefängnis von Siktikwar, der Hauptstadt der Komi ASSR, war er nach der Inta zurückgekehrt. Im Durchgangslager hatte er erfahren, daß ich mich auf dem Zweiten OLP befand und alles darangesetzt, um auch dorthin zu kommen. Auf legalem Wege war das gänzlich unmöglich. Da nahm sich Serge den Narjadtschik des Durchgangslagers vor und schmierte ihn ein bißchen, um auf die Etappenliste zum »Zweiten« zu kommen. Der Bursche war einer der Unsrigen, ließ ein kleines Versehen bei der Ausübung seiner Dienstpflichten zu und setzte statt Serges richtigen Namen, sein Pseudonym auf die Liste. Nun hieß er Komarowsky, alias Skuratow — und das genügte.

In den großen Lagern mit mehreren tausend Insassen geschahen damals noch ganz andere Wunder. Manche Gefangenen machten sich den Umstand, daß ihr Begleitformular ohne Foto war, zunutze. Sie verschwanden und waren, obwohl in der allgemeinen Liste aufgeführt, Monate hindurch nicht ausfindig zu machen. Es genügte hierfür, sich einfach bei keiner Brigade zu melden, das heißt auf Arbeit, sowie auf Verpflegung zu verzichten und sich irgendwie anders durchzubringen.

Manche Brigadiere schätzten sogar solche »Geister-Arbeiter«, denen sie dann in ihren Meldungen phantastische Prozente anrechneten, um die Verpflegung selbst zu kassieren.

Auch auf dem Zweiten gelang es Serge, der dortigen Administration ein Schnippchen zu schlagen — er trank nämlich solange starken Tschefir, bis man ihn mit hohem Fieber in die Krankenabteilung einwies.

So konnte ich also von meinem Freund selbst erfahren, was er unterdessen erlebt hatte. Zur besseren Übersichtlichkeit summiere ich hier alles und gebe das, was mir Serge abschnittweise berichtete, mit seinen eigenen Worten wieder.

Skuratows Erzählung:

... Nachdem also Major Moissejew angebissen hatte, schleppten sie mich nach Moskau. Unterwegs ist es nicht sehr komfortabel; du weißt ja, wie es ist, wenn man einen Gummistiefel als Pissort benützen muß. Aber kaum war ich auf Moskauer

Boden, begannen dafür die Tschekisten nur so um mich herumzuscharwenzeln, als wäre ich nicht aus dem Norden, sondern direkt aus dem Ausland gekommen. Setzten mich also in einen Luxuswagen und brachten mich in ein großes Haus. Man schnitt mir das Haar, ich wurde gebadet, rasiert und gepudert, bekam irgendeinen scheußlichen Anzug aus Zellwolle und man sagte zu mir in einem Ton, als sei die Rede von dem allmächtigen Manitou:

»Gleich werden Sie mit dem General, dem stellvertretenden Minister persönlich sprechen!«

Ich geh also zu diesem General herein. Der aber drückt mir im Überschwang seiner Gefühle sogar die Hand.

»Wir zweifeln nicht an Ihren ehrlichen und aufrichtigen Absichten!« beteuert er, »und bald werden Sie sich überzeugen können, wie feinfühlig die Einstellung unserer teuren Partei reumütigen Feinden gegenüber ist.«

Dieses Feingefühl drückte sich vor allem darin aus, daß meine Herren Wirte mich weder bei Tag noch bei Nacht aus den Augen ließen. Nicht mal aufs Klo konnte ich in Ruhe gehen. Vielleicht dachten sie, daß ich durchs Kanalisationsrohr entweiche ...

Zuerst wurde ich in einer geheimnisvollen Villa untergebracht, so an die dreißig Kilometer vom Stadtzentrum entfernt. Gut eingerichtet war sie — eben ein goldener Käfig.

»Sie werden selbst einsehen, teurer Genosse, daß Spaziergänge bis zur völligen Aufklärung des ›Unternehmens Vergißmeinnicht‹ für Sie nicht ratsam sind. Aber wenn wir erst diese Feinde entlarvt haben, können Sie sofort zur Erholung nach der Krim fahren.

Und dann begannen mich alle Tage lauter Obersten, immer zu dritt, zu besuchen, um alles zu erforschen und aufzuschreiben. Ein Glück, daß ich ein gutes Gedächtnis habe. Denen hab ich ein ganzes Faß voll Arrestanten aufgetischt! Über das Museum in Odessa, ›Boeuf Stroganows‹ und verschiedene Fahrräder ...

Und dabei fällt mir auf, daß die Tschekisten in immer größeren Eifer geraten, je mehr ich daherrede, nehmen von A bis Z alles für bare Münze! Mir wurde bei soviel tierischem Ernst

direkt Angst. Aber dann erst, als ich aus den Protokollabschnitten ersehe, daß diese Idioten schon fast die Hälfte der Museumsangestellten und des Hotelpersonals vom »Metropol« hinter Schloß und Riegel gesetzt haben!
Und dann stell dir bloß mein Entsetzen vor, als dieser gleiche General angefahren kommt, mir wieder die Hand drückt und vor Glück förmlich strahlt:
»Ich gratuliere«, sagt er, »all unsere Mühen sind belohnt! Wir haben sie – diese Dame mit dem Fahrrad . . .«
Ich kapierte nicht mal sofort, was er überhaupt meinte.
»Welche Dame?« frage ich und mich überkommt eine gräßliche Ahnung.
»Sie sind ein Prachtkerl, Skuratow!« beklopft der General meine Schultern. »Mit Ihrer Hilfe haben wir nun endlich das Ende des Fadens, und nun bleibt uns nur noch übrig, das ganze Knäuel aufzurollen!«
Ich bin fast umgefallen, als man mir mitteilte, daß zwei der »Feinde« ihre Teilnahme am »Unternehmen Vergißmeinnicht« zugegeben und sich schuldig bekannt haben. Da haben wir die Bescherung, denk ich mir, und das Herz fällt mir in die Hosentaschen. Zwei Nächte habe ich nicht schlafen können, bin im Zimmer auf und ab gerannt.
Was soll ich bloß tun, dachte ich.
In der dritten Nacht wurde eine Gegenüberstellung gemacht. Ich sollte sozusagen den Kronzeugen abgeben.
Da wird also eine Frau hereingeführt, zwei stützen die Ärmste, sie aber kann sich kaum auf den Beinen halten.
Gleich bei den ersten Fragen bricht die Frau in Tränen aus, wimmert und belastet sich selbst:
»Ich gestehe alles! Bestraft mich Verbrecherin, erschießt mich Unglückliche! Ich weiß, ich bin schuldig. Auch, daß ich für mein Mädelchen ein gebrauchtes Fahrrad kaufen wollte – stimmt! Bestraft mich Unglückliche, aber laßt meine Kinderchen in Ruh, sie sind unschuldig! . . .«
Dann wird sie ganz hysterisch und man versteht kein einziges Wort mehr.

Nun brachten sie ein altes Männlein herein, mit einem spärlichen zur Seite gezwirbelten Ziegenbärtchen, Typ eines praerevolutionären Intellektuellen. Alt, aber noch ganz munter. Der wollte sich nicht mal setzen, geriet schon bei den ersten Fragen in Wut.
»Seit 1917 haß ich euch, Schufte! Mit General Denikin hab ich schon gegen euch gekämpft, Kanaillen! Zu wenig euresgleichen hab ich damals aufgehängt! Ja! Ja! Ja! Ich und kein anderer bin der Chef vom Unternehmen Vergißmeinnicht«, schreit das Männlein aus vollem Halse. »Und jetzt erschießt mich, hängt mich! Foltert mich mit glühenden Eisen, ihr hört kein einziges Wörtchen mehr von mir, Blutsauger!«
Sie brachten den Alten hinaus, auch unter die Arme gefaßt. Der aber krähte noch den ganzen Flur entlang:
»Ich bin der Chef vom Unternehmen Vergißmeinnicht! Richtet mich Schufte! . . .«
Na, und da habe ich es auch nicht länger ausgehalten.
»Bürger Natschalniki!« sagte ich zu den Tschekisten. »Nehmen Sie Papier und schreiben Sie alles von Neuem auf.«
»Was – wie – warum?«
Und ich erkläre also:
»Weil es ein Unternehmen Vergißmeinnicht überhaupt nicht gibt und niemals gegeben hat. Ich habe mir alles, von Anfang bis Ende oben im Norden aus purer Langeweile ausgedacht . . .«
Aber meinst du, daß sie's geglaubt hätten? Keine Spur!
»Besinnen Sie sich! Seien Sie doch vernünftig!« bettelten sie zuerst lange und inständig.
Später wuchs dann natürlich die Lautstärke:
»Euch verfluchte Konterrevolutionäre kennen wir! Sie wollen einfach Ihre Komplizen decken!« brüllten sie. Und dann ging erst richtig das Karussell los: Wieder Lubjanka, wieder Butyrki. Erst nachdem sie mir das halbe Gebiß rausgeschlagen hatten, glaubten sie endlich, daß alles Unsinn gewesen war. Da haben sie mir dann aus Wut auch noch die andere Hälfte rausgeschlagen. So also war's!
Dann ging es wieder den bekannten Weg nach Norden zurück.

Bei Gorki versuchte ich während der Verladung zu flüchten, da haben sie mich ein bißchen angeschossen, darauf im dortigen Krankenhaus zusammengeflickt und weitergefahren. Und da komme ich nun ins Inta-Durchgangslager und wen seh ich – stell dir vor:
»Himmel – Pjotr Petrowitsch!« Mit dem komischen Kauz hatte ich doch schon in der Lubjanka Freundschaft geschlossen.
Der hat mir dann von deinen Abenteuern berichtet und wir besprachen, wie man es weiterhalten sollte, überdachten auch die Möglichkeiten zur Flucht. Und da sagt also dieser Pjotr Petrowitsch zu mir:
»Skuratow, Sie sind ein edler Mensch und ich möchte Ihnen ein großes Geheimnis anvertrauen.«
»Na bitteschön –« sagte ich, »auf meine Diskretion können Sie rechnen!«
Und da vertraut mir dann Pjotr Petrowitsch im Flüsterton folgendes an:
»Ich –« sagt er, »bin der ungesetzliche Sohn des Märtyrer-Zaren Nikolai II. Meine Mutter, die Prinzessin Soundso, war Hofdame am Hofe Ihrer Majestät.«
Natürlich überraschte mich diese Meldung keineswegs. Ich hab den Professor vom ersten Tage an für verrückt gehalten. Warum sollte ich also den armen Kerl kränken?
»Eure Kaiserliche Hoheit«, sag ich also zu ihm, »es tut mir unendlich leid, daß der letzte Sproß der Romanows in sowjetischen Lagern den Posten eines Assänisators bekleiden muß. Ich danke für das erzeigte Vertrauen. Ich selbst bin Monarchist, und Sie können mit meiner Treue rechnen!«
Pjotr Petrowitsch freute sich wie ein Kind, war zu Tränen gerührt und hat mir feurig die Hand geschüttelt.
»Ich habe nichts anderes von Ihnen erwartet, Graf!« sagt er. »Die Dynastie«, sagt er, »wird es Ihnen niemals vergessen. Aber Sie dürfen mich vorläufig ruhig weiterhin Pjotr Petrowitsch nennen, das ist sogar besser, sozusagen der Konspiration wegen!«
Und dann hat Pjotr Petrowitsch mir vorgeschlagen den »Bund von Stahl und Feuer« zu gründen. Damit wir, im Falle umwäl-

zender politischer Ereignisse besser im Stande wären, uns und die Krone zu retten!
Ein kindischer Einfall, auf den ersten Blick. Aber ich — und ich steh damit nicht allein da — bin überzeugt, daß ein Krieg unvermeidlich ist. Er wird nicht lange dauern und es wird nicht später als 1950 dazu kommen. Die Amerikaner können doch nicht solche Dummköpfe sein, daß sie untätig zusehen werden, bis die Sowjets bei ihnen das Geheimnis der Atomwaffen herausgeschnüffelt haben. Im Fall eines Krieges aber werden wir sowieso organisierten Widerstand leisten müssen — oder glaubst du, daß uns die Tschekisten so leicht freilassen? Und da beschloß ich eben mitzumachen! Außerdem hat es mir riesigen Spaß gemacht, du weißt doch, was für eine tödliche Langeweile im Lager herrscht. Daß das Oberhaupt unseres Bundes ein wenig übergeschnappt ist, hat weiter nichts zu sagen, dachte ich, wer von den Großen unserer Zeit ist denn nicht übergeschnappt? ... Pseudo-Zaren waren in Rußland immer beliebt, nehmen wir zum Beispiel Pugatschjow oder Grischka Otrjepjew. Wenn die Amerikaner kommen, denk ich mir, und wir am Leben bleiben, haben wir sogar sofort eine eigene Partei zu unserer Verfügung! ...
An dem guten Ausgang begann ich erst dann zu zweifeln, als die Tschekisten mich zusammen mit Seiner Kaiserlichen Hoheit in die Klapsmühle sperrten. Die haben doch was gerochen, die Schufte, denk ich mir, und wollen uns sozusagen technisch aus dem Spiel werfen ... Aber nein! Ein Haufen Psychiater prüfte uns tatsächlich. Na, was Pjotr Petrowitsch angeht, verstand ich's noch. Aber was mich anbetrifft — also das hat mich sogar irgendwie schockiert ... Aber wie dem auch sei, jedenfalls hatten wir uns wie richtige Fraier benommen: Unser großer Fehler war, daß in den Schwarzen Listen der Spitzel und Tschekisten, die der Liquidation unterlagen, ein einziger Name gefehlt hat. Nämlich der Nikolai Galaktionows!
Und Galaktionow war ausgerechnet der Mann, dem diese Listen anvertraut waren, da er bei uns als Chef des Sicherheitsdienstes fungierte. Nun, dieser Kandidat für den zaristischen Polizei-

ministerposten stellte sich als Spitzel heraus. Na, und das andere weißt du ohnehin schon alles ...

Diese Geschichte klingt möglicherweise wie das Gefasel eines Irrsinnigen, oder noch schlimmer, wie die Reportage eines Revolverblattes, und dennoch, abgesehen von der kleinen Abweichung bezüglich der Form, hat sie sich tatsächlich 1949 in den Inta-Lagern zugetragen.

Eine nicht weniger schimpfliche Rolle als Galaktionow hatte der Grieche Argirju in dieser Angelegenheit gespielt – ein Beweis, daß Spitzel organisiert arbeiten und zentral gesteuert werden. Unwillkürlich tauchte die Frage vor uns auf, wie wir es mit ihm halten sollten.

»Verräter und Provokateure sind mit allen Mitteln zu vernichten!« beschloß Serge in einem Ton, der mich sehr an Seine Kaiserliche Hoheit erinnerte.

»Habt ihr denn Galaktionow erledigt?«

»Nein, wir haben es nicht geschafft. Er wurde schleunigst in ein anderes Lager gebracht. Ein Grund mehr, wenigstens diesen Spitzel nicht auszulassen!«

Da ich mich dieser Radikallösung gegenüber äußerst zurückhaltend verhielt, folgte seitens Serge sofort eine stürmische Reaktion:

»Unsere Schwäche im Kampf gegen den Bolschewismus besteht einfach darin, daß wir oftmals aus Kleinmut und moralischen Bedenken zögern, Maßnahmen durchzuführen, die unbedingt notwendig sind. Wir müssen es für unmoralisch ansehen, verschiedenen Wlassows und Masseuren weiterhin die Möglichkeit zu geben, ehrliche Menschen ins Verderben zu stürzen. Die Notwendigkeit zwingt uns, auf die Formalität eines Gerichts zu verzichten. Darum nehme ich die moralische, wie auch jede andere Verantwortung auf mich und verurteile diese beiden Schufte zum Tode!«

Aber wie die Blatnoi sagen, »ein Fraier bleibt für alle Zeiten ein Fraier«, er redet ihrer Meinung nach zu viel und handelt zu wenig — so blieb es auch bei dem ausgesprochenen Todesurteil für den Masseur.
Einige Zeit später, die wir mit Besprechungen, wie die Sache im einzelnen zu bewerkstelligen sei, zugebracht hatten, erschienen in der Nacht einige Aufseher und schleppten uns in den BUR. Man hätte meinen können, die Spitzel hätten Französisch gelernt. Am nächsten Tage wurden wir zum ersten OLP überführt.
Trotzdem sollte René Argirju nicht mehr lange am Leben bleiben. Mit seinem Kopf zahlte er für all die Gemeinheiten, die er im Leben begangen hatte.
Anderthalb Jahre später wurde er von Unbekannten in Koschim getötet, sein Körper zerstückelt und in die Latrine geworfen.
Es hieß, daß Major Bogdansky, damals Chef des Lagers in Koschim, über den Verlust seines vielgeliebten Box- und Französischlehrers untröstlich war. Aber alle Bemühungen des Tschekisten, die Mörder seines Lieblings zu finden, blieben ergebnislos. Man munkelte, es sei ein Werk der Banderowzy* gewesen.

Beim Eintreffen auf dem ersten OLP wurden Skuratow und ich, gleich von der Wache aus, in den BUR befördert. Dort fanden wir schon Bekannte vor — Menschen, denen wir in anderen Lagern, BURs oder Gefängnissen begegnet waren.
Mit der Zeit wurde das ganze Kontingent durchgesiebt, was die Tschekisten »Wurzeln zu Wurzeln und Köpfchen zu Köpfchen tun« nannten. Serge und ich gehörten schon fast von Berufs wegen zu der Otrizalowka, den negativen Elementen. Übrigens galt in den Lagern die Regel, daß Leute, die einmal auf die »Schwarze Liste« gekommen waren, kaum jemals zum normalen Lagerleben zurückkehrten.
Doch auch derjenige, der aus allen Kräften arbeitete und auf das Entgegenkommen der Tschekisten rechnete, wurde zum

* Im Lager übliche Bezeichnung für Ukrainische Nationalisten

ewigen Zugtier, dem die Tschekisten dann für alle Zeiten im Nacken saßen.
Selbstverständlich wollte jedes Lager die negativen Elemente loswerden und recht viele Zugtiere besitzen. So kam es vor, daß Gefangene der Otrizalowka-Kategorie von den Tschekisten jahrelang kreuz und quer durch die Sowjetunion gefahren wurden, ohne daß ein einziges Lager solche Gäste aufnehmen wollte.

Der erste OLP unterschied sich wenig vom zweiten, besaß jedoch einige Besonderheiten. Darunter wäre das Wüten Bogdans und seiner Bande Halsabschneider zu rechnen. Es war jener Bogdan, Valjka der Schwarze genannt, den ich bereits seit Jahren kannte und dessen Fall ich in Marmeladows Sommerhäuschen miterlebt hatte. Auf dem ersten hatte der Ruhm dieses ungewöhnlichen Banditen — wohl einer der farbenreichsten Gestalten, die ich in Ostsibirien und dem Hohen Norden getroffen habe — seinen Höhepunkt erreicht.
Valjka war ein ehemaliger Besprisornik, der weder Vater noch Mutter noch andere Verwandte kannte. Doch seine beinahe mädchenhaft feinen Züge, die Bewegungen seiner schönen Hände mit den schmalen Fingern wiesen ihn als Abkömmling eines Adelsgeschlechtes aus, das seinerzeit von den Bolschewisten liquidiert worden war. Dies wurde noch durch seinen übermäßigen Machthunger, seinen Geschmack und seine Lebensanschauungen bestätigt.
Aus dem Besprisornik Valjka wurde, wie man erzählt, ein ziemlich bekannter Dieb, der nach sowjetischen Begriffen »große Dinge drehte«. Wie der überwiegende Teil seiner Ordensbrüder verbrachte auch Bogdan die meiste Zeit seines Lebens in Lagern.
Als Sakonnik, als ein Gesetzlicher, war Valjka, wie viele seinesgleichen, davon überzeugt, daß er zu den Auserwählten gehörte und nahm den Ausdruck »blaues Blut« völlig ernst, obwohl er kaum eine Vorstellung von dessen wahrer Bedeutung haben konnte.

Von Natur aus tapfer und mit ungewöhnlichem Organisationstalent bedacht, hatte sich Valjka daran gewöhnt, unter den Blatnoi die erste Geige zu spielen und gehörte zu den sogenannten »autoritären Dieben«. Diesen Titel verlor er später, weil er in Marmeladows Sommerhäuschen nicht den Mut aufgebracht hatte, wie ein Mann zu sterben. Nun war Bogdan in den Augen der Blatnoi ein Verlorener, aber das brachte ihn nicht – wie andere – dazu, sich den Suki anzuschließen.
»Ich schaffe mir meine eigene Macht!« verkündete Valjka, der Schwarze, und erklärte sowohl Blatnoi wie Suki den Krieg. Darin ähnelte er dem im Bürgerkrieg berühmt gewordenen anarchistischen Ataman Väterchen Machno, und dessen Losung: »Schlagt die Roten, bis sie erblassen, und die Weißen, bis sie erröten!«
Zuerst einmal gewann Valjka das Vertrauen der Tschekisten und wurde Oberkommandant seines Lagers. Er sollte mit seinen Gehilfen die Ordnung aufrechterhalten und die Gruben zu hundert Prozent mit Arbeitskräften versorgen.
In Wahrheit aber kam etwas ganz anderes heraus. Sehr bald gewann Valjka ringsherum *Blat*, das heißt gute Beziehungen, wurde zum tatsächlichen Herrn des Lagers und maßte sich Befugnisse an, die weit über alle Grenzen des Statthaften gingen. Durch Intrigen und Drohungen brachte es der ehemalige Blatnoi so weit, daß bald die Tschekisten selbst an »seiner Angel« hingen.
Bogdan wurde zum Al-Capone des Hohen Nordens, veranstaltete mit seiner Bande regelmäßige Saufgelage, Skandale und Raufereien. Da Küche, Buchhaltung und Verpflegungslager in seinen Händen waren, stolzierte er in Persianermütze herum, besaß ein silbernes Zigarettenetui und eine goldene Armbanduhr.
Nun wären die Tschekisten nur allzufroh gewesen, ihn loszuwerden, aber es war zu spät. Sie hatten Angst, Valjka vor Gericht zu stellen oder in ein anderes Lager zu schaffen, denn er wußte viel zu viel über ihre eigenen Machenschaften. Den Höhepunkt

der Frechheit bildete sein Verhältnis mit einer Angestellten der Sanitätsabteilung, der Ehefrau eines Tschekisten. Als der Mann davon erfuhr und gegen die Verletzung seiner Gattenrechte protestierte, schickte ihm Bogdan zwei seiner Halsabschneider mit folgendem Vorschlag:
»Was ist dir lieber: daß deine Frau dich betrügt, oder daß sie noch heute Witwe wird?«
Der Tschekist wählte die erste Variation.
Doch Bogdan hatte auch seine guten, menschlichen Seiten. Manchmal blieb er vor irgendeinem kläglichen alten Männlein stehen und fragte teilnahmsvoll:
»Wo bist du her, Väterchen?«
»Von dort und dort!«
»Für was haben sie dich denn eingelocht?«
»Für Konterrevolution, Söhnchen.«
»Und auf wie lange?«
»Nun, auf fünfundzwanzig – wie alle.«
»Na, mit deinen Jahren wirst du wohl kaum das Ende der Frist erleben!«
»Kaum Söhnchen, kaum! Das liegt eben in Gottes Hand.«
Dann nahm Bogdan solch einen alten Mann oft zur Küche mit und rief den Oberkoch heraus:
»Wirst diesem Väterchen hier Ministerverpflegung ausgeben. Nicht schlechter als mir selbst, klar? Wenn in einem Monat der Alte noch nicht rund ist, kannst du deine Schöpfkelle wegwerfen und zur Wache rennen!«
In der Arbeitszuteilung befahl er:
»Bis zur Neuregelung wird mir dieser Alte nicht gestört!«
Der Alte zittert schon am ganzen Körper, begreift nicht, was ihm geschieht, Valjka aber schleppt ihn noch in die Bekleidungskammer und befiehlt dort, als wäre er bei sich daheim:
»Gib dem Alten Kleidung erster Sorte heraus und paß auf, daß sein Pelz nicht schlechter ausfällt als dein eigener!«
Klagt der Verwalter, daß keine Pelze auf Lager oder aber daß sie alle gezählt seien, weiß Bogdan auch hier einen Ausweg:
»Schön, dann zieh deinen eigenen aus. Dir reicht dein Speck,

um dich warmzuhalten — in die Grube fährst du ja doch nicht zur Arbeit.«

Sofort ist dann auch ein Pelz zur Stelle.

Der Alte, halb tot, halb lebendig, kann sein Glück nicht fassen, weiß gar nicht, wie er seinem Wohltäter danken soll.

»Keine Ursache«, sagt Bogdan, »das ist alles Volkseigentum, Väterchen, und du hast ein Recht darauf! Aber wenn man mich mal umbringt, sei ein guter Mensch, sag Gott ein Wörtchen von mir.«

Bogdan besaß auch ganz bestimmte politisch-philosophische Konzeptionen.

»Alle Regierungen der Welt sind Schweine!« behauptete er gern. »Alle politischen Parteien sind nur dazu da, um das Volk bequemer an der Nase herumzuführen. Wenn man doch schon raubt und stiehlt, sollte man seinen nackten Hintern nicht mit einem Kleeblättchen verdecken wollen!«

Da Bogdan Theatereffekte liebte, hatte er die Gewohnheit, in der Baracke oder im Eßraum vor einem großen Auditorium aufzutreten.

»... da spielt ihr euch nun als anständige Leute auf, markiert Gläubige, aber wißt ihr auch, daß man weder Heringsbändiger noch Polizeibeamte neben Jesus gekreuzigt hat? Einen Dieb, einen ganz gewöhnlichen Dieb und keinen Fraier hat man neben ihm gekreuzigt! ... Und wer hat Ihn gekreuzigt, wenn nicht eben die Heringsbändiger, Polizisten und Beamten! Und darum seid ihr alle Schweine! ... Es gibt nur zwei Wege, anständig durchs Leben zu kommen — entweder muß man ein Heiliger oder ein Dieb sein! Was für einen Heiligen aber könnte ich abgeben, wo ich doch Wodka und Weiber so liebe! ...«

Einen anständigen Mittelweg sah Bogdan nicht. Wenn bei ihm »Katzen in der Seele kratzten«, griff er zur Gitarre und sang immer das gleiche Lied:

»Es gibt nur einen Weg im Leben,
der alle Menschen führt zum Tod,
und Glück beschieden ist nur jenen
die trunken sind im Morgenrot.«

Wenn Bogdan betrunken war, und das war oft der Fall, sang er, und Tränen liefen über sein Gesicht.
Seinen Weltschmerz liebte er in folgendem Satz auszudrücken: »Die ganze Welt ist ein Bordell – die Menschen alle Huren!«
Doch Bogdan trieb es zu arg und verlor sein Spiel. War es nun die Ahnung von seinem bevorstehenden Ende, oder das Vergnügen am Theaterspielen – jedenfalls suchte Valjka kurz vor seinem Tode einen alten Priester auf, zwang ihn zu essen und zu trinken, führte ihn in die Bekleidungskammer, äußerte seinen Wunsch zu beichten und erhielt die Vergebung seiner Sünden. Das hatte er auch dringend nötig. Eine Woche später wurde Bogdan von einer Gruppe neuangekommener Blatnoi heimtückisch ermordet. Für die These, daß dieser Mord von den Tschekisten angezettelt wurde, spricht die Tatsache, daß sich vor dem Gericht ein Fraier verantwortete, der die Tat freiwillig auf sich genommen hatte. Es war ein Lette, namens Sljusar, der sich später den Blatnoi anschloß.

Während Serge und ich im BUR des ersten OLPs saßen, gelangten immer öfter Nachrichten über das Bestehen oder Entstehen einer geheimen Untergrundbewegung zu uns. Gebranntes Kind scheut das Feuer – darum waren wir sehr vorsichtig und nahmen sogar die materielle Hilfe, die uns von der Zone aus gewährt wurde, recht zurückhaltend an.
Später wurde diese Verschwörung als der »Fall Pawlow« auf der ganzen Inta bekannt. Das Haupt der Bewegung, der ehemalige sowjetische Oberst Pawlow, war wegen Vaterlandsverrat verurteilt worden. Die wirklichen Gründer jedoch waren einige Mitglieder der bekannten Emigrantenorganisation NTS.
Diese nun schufen den sogenannten NORD, eine Organisation, die außerdem noch den Decknamen »Sewernaja Palmira*« besaß und den Verschwörern als Geheimparole diente.

* Eine in der Sowjetunion verbreitete Zigarettenmarke

Ursprünglich sollte NORD einige nationale Gruppen vereinigen und sich die Agitation unter den amorphen Arbeitermassen, sowie die Vorbereitung zum organisierten Widerstand, für den Fall eines plötzlichen Kriegsausbruches, zur Aufgabe machen. In den Jahren 1949 bis 1950 bestand – wie man den unvorsichtigen Äußerungen der Tschekisten entnehmen konnte, im Zusammenhang damit ein bis in alle Einzelheiten ausgearbeiteter Plan zu einer Massenvernichtung der politischen Gefangenen, mit dem verglichen der Massenmord von Katyn bedeutungslos gewesen wäre. Ein Telefonanruf aus Moskau hätte genügt, das ganze Polargebiet im Blute zu ertränken.
Auf diesen Ernstfall nun bereiteten sich die NORD-Leute in der Hoffnung vor, daß es ihnen gelingen würde, wirksamen Widerstand zu leisten.
Im Sommer flog diese Organisation auf. Ein gewisser Lapin, Teilnehmer der Verschwörung, entpuppte sich als Provokateur und spielte die gleiche Rolle wie einst Nikolai Galaktionow im Fall Pjotr Petrowitsch. Im gleichen Jahr kam es zu einer Gerichtsverhandlung. Elf Teilnehmer der Verschwörung, darunter Pawlow selbst, wurden zum Tod durch Erschießen verurteilt. Kurz vor ihrer Exekution teilte ich mit einigen dieser Verurteilten die Zelle und erfuhr so Einzelheiten.
Über das Schicksal des Verräters Lapin kursierten die verschiedensten Gerüchte. Manche behaupteten, er sei ein gerissener Mitarbeiter des MWD gewesen, der aus Moskau speziell zur Entlarvung der Organisation nach dem Norden entsandt wurde. Andere hingegen meinten, Lapin habe sich durch seinen Verrat die Freiheit erkauft.

In den gleichen Zeitabschnitt fällt auch das Erwachen der Tätigkeit ukrainischer Nationalisten, die im Lager gemeinhin »Banderowzy« genannt wurden, nach dem bekannten Freiheitskämpfer Stepan Bandera, welcher durch die Sowjets sein tragisches Ende 1959 in München fand.

Dies Erwachen äußerte sich zuerst auf der Inta, später auch in anderen Lagergebieten, und zwar in blutigen Zusammenstößen zwischen jungen Ukrainern und Kriminellen. Danach kam es immer öfter zu geheimnisvollen Morden.
Nachts erschienen plötzlich drei oder vier vermummte Gestalten mit Äxten oder Messern in der Baracke, einige Minuten Durcheinander — und auf dem Fußboden lagen zwei oder drei Männer mit eingeschlagenen Köpfen. Am nächsten Tage stellte es sich heraus, daß die Getöteten Spitzel gewesen waren oder aber Pridurki, welche den Gefangenen Schaden zugefügt hatten. Und in keinem Fall, trotz aller Bemühungen seitens der Tschekisten, waren die Mörder ausfindig zu machen.
In den Lagern und den benachbarten Ansiedlungen kursierten Gerüchte über die geheimnisvolle Bande der »Schwarzen Katze«, Gerüchte, die sich später als reine Schauermärchen erwiesen haben.
Im April 1950 überführte man Skuratow und mich mit einer Gruppe anderer »Nichtstuer« — anscheinend in der Absicht, das Lager von unrentablem Ballast zu befreien — zur fünften Lagerabteilung, das heißt ins Durchgangslager der Inta.
Dort herrschte eine recht eigenartige Atmosphäre, die stark von der anderer Lager abwich. In erster Linie wohl deshalb, weil dieses Lager sowohl Männer wie Frauen enthielt. Außerdem befand sich dort auch das Krankenstädtchen. Das Lager zählte manchmal zehntausend, bisweilen sogar fünfzehntausend Insassen.
Zu meiner Zeit bevölkerte es ein bunt zusammengewürfeltes Publikum aus fünfunddreißig verschiedenen Nationen, unter welchen ein Neger und ein Inder, beides ehemalige Kommunisten, als Seltenheit angestaunt wurden.
Der Lagerchef, Kapitän Sausowkow, war auch ein höchst ungewöhnlicher Tschekist. Mit seinem gutmütigen, rosigen, ewig lächelnden Vollmondgesicht, hätte er eine prächtige Reklame für Schinkenhäger abgegeben.
Neuankömmlinge wurden von ihm wie teure Gäste begrüßt. »Willkommen! Willkommen! Ich bitte dringend, alle bösen Ab-

sichten auf der Schwelle der Wache zurückzulassen. Bei mir gibt es keine Ruhestörer, keine Diebe, keine Suki und Blatnoi, alle sind mir gleich lieb und sollen in Frieden und Freundschaft leben. Das Futter reicht für alle! Tretet ein und vergeßt niemals, daß hier ein anständiges Lager und ein Krankenhaus ist. Die einen kommen her, um auszuruhen, die anderen, um Heilung zu finden.«

Skuratow begrüßte dieser seltene Tschekist wie einen alten Freund:

»Ach, Skuratow, willkommen! Bist du wieder mal hier, um von einer neuen monarchistischen Gehirnfinsternis geheilt zu werden? ... Nein? Na, das ist aber schön! *Nitschewo,* wirst dich ausruhen, wirst dir ein Weiblein anheiraten – aber laß dich dabei ja nicht erwischen!«

Im Bestreben, ihren Chef nachzuahmen, grinsten die Aufseher. Keiner blickte, wie sonst üblich, nach Wolfsmanier.

Und tatsächlich hielt Sausowkow mit seinen Scherzen das Lager in idealer Ordnung. Schlägereien und Diebstähle waren eine Seltenheit, während Suki und Blatnoi für eine Zeit sogar das Kriegsbeil begruben.

Unser Eintreffen im Durchgangslager fiel mit den Ereignissen in Korea zusammen. Letzteres war wohl der Grund, warum es in der Luft von Paraschas nur so schwirrte.

Parascha – ein russischer Mädchenname, mit dem man seltsamerweise den Notdurfteimer im Gefängnis bezeichnete, hat auch noch eine andere Bedeutung: Es sind die fürs Lager typischen Gerüchte, die von Mund zu Mund unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit weitergegeben werden.

Es gibt verschiedene Paraschas – gute, schlechte, sogar chronische Paraschas gibt es. Zu letzteren gehörte, Stalin habe für alle Gefangenen eine Amnestie vorbereitet, wie sie die Welt noch nie gesehen hat. Die Welt hat diese Amnestie dann auch wirklich nie gesehen.

Andere Paraschas prophezeiten ständig die Auflösung der Kolchosen. Diese gütigen Absichten wurden aus irgendeinem Grunde immer Marschall Schukow unterschoben.
Alle Gefangenen sollten in Kolonisten verwandelt werden — auf die Initiative Eleonor Roosevelts sollte Amerika ausschließlich davon träumen, allen, nicht mit der Innenpolitik der UdSSR Einverstandenen Tür und Tor zu öffnen. Überhaupt schieben die Paraschas den United States immer die edelsten Absichten zu. Und aus diesem Grund kam es schließlich einmal zu einem Skandal.
Im Durchgangslager tauchte plötzlich ein Amerikaner auf, angeblicher Pilot einer im Fernen Osten heruntergeholten Maschine. Das rief eine Sensation hervor. Man umgab ihn aus einem unerfindlichen Grund mit dem Glorienschein eines Helden und strömte in Scharen herbei, um ihn zu bewundern. Man drückte seine Hand, und klopfte ihm auf die Schultern. Kurzum, es gab alle nur erdenklichen Sympathiekundgebungen. Ein Dolmetscher wurde notwendig. Und dann wird also diesem Flieger erklärt: »Ihr seid Prachtkerle, ihr Amerikaner, ein heroisches und ruhmreiches Volk!«
»Yes! Yes!« bestätigte der Yankee mit dem Schädel nickend und strahlt vor Selbstzufriedenheit.
»Wir hoffen nur auf euch Amerikaner! Wir rechnen auf eure Hilfe, bei unserer Befreiung.«
»Yes, yes, very fine!« freut sich der Amerikaner.
Dann sagt man zu dem Dolmetscher:
»Frag ihn mal, wann sie denn endlich mit unseren Schuften den Krieg anfangen?«
»What?« schreit der Ami voll Entsetzen, nachdem ihm der Sinn der Frage endlich klar geworden ist. »Aber mit wem denn?«
»Na mit wem denn sonst, als mit der Sowjetunion!«
Da blieb von dem strahlenden Lächeln des Amerikaners nun keine Spur mehr übrig. Sehr ernst, sehr ausführlich erklärte er, daß Amerika die Sowjetunion als seinen besten Freund und Verbündeten betrachte und niemals mit diesem, seinem besten Freund einen Krieg anfangen würde.

»Waas?« brüllten nun ihrerseits die Russen. Wollten zuerst sogar dem Dolmetscher nicht glauben, hätten fast den armen Kerl massakriert, doch dann richtete sich ihr Zorn gegen den Flieger und er bekam seinen Teil.
»Ach was! Das ist überhaupt kein Amerikaner!« entschied man später. »Sicher ist's ein von Moskau geschickter Provokateur! Sieht man ja gleich, will nur die Amerikaner in unseren Augen schlechtmachen!«

Zu jener Zeit, es war 1950, begann in der ganzen Sowjetunion, hauptsächlich aber in Moskau, die Hetze gegen die »von Scholle und Boden gelösten Kosmopoliten«, auch »Kriecher vor der westlichen Kultur« genannt.
Diese Kampagne richtete sich hauptsächlich gegen Journalisten, Kritiker, Schriftsteller, überhaupt gegen viele Künstler, von denen ein großer Teil, wie sich herausstellte, Juden waren.
Mit vielen dieser »von Scholle und Boden gelösten« Kosmopoliten traf ich später zusammen und kam auf Grund der gemeinsamen künstlerischen Interessen in freundschaftlichen Kontakt mit ihnen. Meist waren es sehr nette und gebildete Leute, Freischaffende aber konnte man sie auf keinen Fall nennen, denn auf welchem Gebiet der Kunst sie sich auch betätigten — ihre ganze schöpferische Tätigkeit beschränkte sich auf die strenge Erfüllung der Parteidirektiven.
Und da der sogenannte »sozialistische Realismus« ein recht schlüpfriges Pflaster darstellt, waren es nicht wenige, die darauf ausglitten.
Mitunter gab es auch Opfer des blinden Zufalls. So war einem meiner Bekannten, einem ehemaligen Maler, folgende tragikomische Geschichte passiert:
Er war ein guter Porträtist, bereits in solchem Maße anerkannt, daß er die offizielle Genehmigung zum Malen der Machthaberporträts besaß — eine Gnade, die bei weitem nicht jedem zugestanden wurde.

Eines Tages nun erhält dieser Maler von einer hohen Behörde einen großen Auftrag: das überlebensgroße Bild unseres »von allen geliebten Jossif Wissarionowitschs«.
Honoriert werden solche Aufträge königlich, und mein Bekannter reibt sich schon die Hände.
Da er ein Meister der alten Schule war, folglich sehr sorgfältig und methodisch vorging, nahm er also die Leinwand, stellte sie auf die Staffelei und machte sich mit großer Sorgfalt an die Arbeit, das heißt, er untermalte zuerst einmal mit Ocker nach allen Regeln der plastischen Anatomie das Skelett und die Muskeln. Als alles trocken war, rührte der Maler die anziehendste, zarteste Körperton-Farbe zusammen und begann das Skelett mit Fleisch zu versehen, fertigte eine Nase mit edlem Buckel, darunter einen prachtvollen schwarzen Schnurrbart und um die Lippen das liebevollste, väterlichste Lächeln. Uniformmantel, goldene Achselstücke, Knöpfe, Orden — das alles war schon ein Kinderspiel. Mit einem Wort, es wurde der Generalissimus aller Generalissimi! Einen besseren hätte selbst Gerassimow nicht zustande gebracht. Also lieferte der Maler seine Arbeit ab, erhält das Geld und geht sehr zufrieden nach Hause.
Es vergeht ungefähr eine Woche, da wird nachts an seine Tür gehämmert.
»Was ist los? Was soll der Lärm?«
»Mach auf, Volksfeind — MWD!«
»Was? Warum? Ja wieso denn?«
»Schweig Schuft! Dich werden wir lehren, unseren genialen Führer zu verhöhnen, verdammter Terrorist!« — und ab zur Lubjanka. Dort stellt sich heraus:
Der Ocker war zu ätzend gewesen, hatte die Deckfarben durchgefressen und vor den Augen allen ehrlichen Volkes war »der Koryphäe aller Wissenschaften« als grausiger Sensenmann erschienen.
Die schlechte Qualität der Farbe zu bescheinigen, lehnte die Fabrik natürlich ab. Im Gegenteil, Fachleute bewiesen, daß die Farben ganz vorzüglich seien. Folglich also: Volksfeind und fünfundzwanzig Jahre!

Interessant ist auch das Schicksal des ehemaligen Fischereiministers der RSFSR, des Konter-Admirals Iwan Andrejewitsch Scheredeka. Kurz vor seiner Verhaftung war er, seinen Worten nach, ein Untergebener Schemtschuschinas, der Frau Molotows, mißfiel aber Wjatscheslav Michailowitsch aus irgendeinem Grunde. Also rief Molotow mal bei Berija an und der »Fall Scheredeka« wurde mit fünfundzwanzig Jahren honoriert.
Kaum hatten unsere Kriminellen von der Ankunft eines solches »Fasans« erfahren, rannten sie in Scharen los, um ihn sich anzusehen. Als der ehemalige Minister danach in Unterhosen verblieben war, begann ihn einer der Diebe mit einem getrockneten Stör zu ohrfeigen:
»Also du Aas bist es, der mich zehn Jahre mit faulem Hering gefüttert hat...«
Unter uns befand sich auch Kapler, der bekannte Regisseur des Films »Lenin im Oktober« und zwar, wie es hieß, dafür, daß er in seinem Film die grandiose Persönlichkeit Stalins nicht grandios genug wiedergegeben habe.
Nina Gorskaja, eine Moskauer Salonlöwin, die Frau des berühmten Schauspielers Tscherkow und Geliebte Admiral Golowanows saß dafür, daß sie sich mit der Geliebten Merkulows gezankt hatte. Genadii Moissejewitsch Rachlin, ein hoher Parteifunktionär ... Jewtuschenko, Chef der Wirtschaftskommission in den USA ... Korostowzew, einer der größten Ägyptologen der UdSSR – ihre Zahl ist Legion, die Zahl derer, die in einem Lande lebten, in dem es keine Unersetzlichen gibt.

Im Sommer wurden Deutsche im Durchgangslager konzentriert. Sofort kam eine neue Parascha auf.
»Die Fritzen kommen als Freiwillige nach Korea!«
»Man sagt, die Deutschen werden nach Hause geschickt!« »Die Deutschen sollen gegen die noch in Deutschland verbliebenen Russen ausgetauscht werden!« Und so weiter.
Die Deutschen, die früher meist in Kriegsgefangenenlagern ge-

wesen waren und sich in den Arbeitserziehungslagern gar nicht wohl in ihrer Haut gefühlt hatten, verwandelten sich über Nacht, strafften und streckten sich.
Plötzlich tauchten aus den Tiefen ihrer Säcke Uniformmützen auf. Der Schritt wurde sicherer, die Stimmen lauter. Den einstigen Vorgesetzten – unter den Deutschen gab es viele Stabsoffiziere, darunter auch die Generale Schmitt und Michaelis – wurden auf einmal wieder Zeichen der alten Achtung entgegengebracht.
Aber bald wanderten die Schirmmützen in die Säcke zurück: die Deutschen kamen zum Wiederaufbau nach dem zerstörten Stalingrad.
Auf der Inta gab es auch viele Japaner. Dank ihrer Hartnäckigkeit waren sie die einzigen, die es erreichten, geschlossen leben und arbeiten zu dürfen. Beispiellos war ihre Reinlichkeit und ihr bedingungsloses Zusammengehörigkeitsgefühl. Den anderen Gefangenen gegenüber benahmen sie sich zurückhaltend, wenn auch mit großem Taktgefühl. In den zwölf Jahren meiner Gefangenschaft ist mir kein einziger Fall von Verrat unter den Japanern zu Ohren gekommen. Außerdem lehnten sie kategorisch jeden administrativen Posten ab.
Chinesen waren seltener und arbeiteten meist in den Küchen oder Wäschereien. Aus eigener Erfahrung kann ich von den Chinesen sagen, daß sie sehr sympathisch, freundlich und hilfsbereit waren. Dem Einfachsten von ihnen war ein innerer Anstand und angeborene Höflichkeit zu eigen, Eigenschaften, die seltsamerweise den Koreanern meist fehlten. Diese waren oft Kriecher und zeichneten sich weder durch Ehrlichkeit noch durch Gutmütigkeit aus.

Die Lager werden von den Gefangenen manchmal »höhere Lehranstalten« genannt. Was die Erforschung der menschlichen Psyche angeht, so ist diese Bezeichnung sehr treffend, denn im grellen Licht des sozialistischen Realismus, erscheinen dort die

Menschen unter den Bedingungen des verzweifelten Daseinskampfes vollständig nackt. So erhält jeder die einmalige Gelegenheit, Einblick in die menschliche Natur zu gewinnen.
Menschenkenntnis ist in den Lagern, besonders aber in den Durchgangslagern von großer Bedeutung. Man muß manchmal auf den ersten Blick entscheiden, was einem der Nächste sein wird — Freund oder Feind.
Im Laufe der Zeit bekommt ein guter Beobachter ein fast untrügliches Gefühl dafür. Trotzdem kann man natürlich auch irren. So nahm ich z. B. lange an, Nikolai Dikow sei ein Schuft und gefährlicher Mensch. Als oberster Kultorg spielte er die Hauptrolle in der sogenannten »Kultur-Erzieherischen-Abteilung«. Er verlas Tagesbefehle, er rannte in den Baracken herum, er gab die Zeitungen aus, er schrieb die Plakate mit den Aufrufen zur höchsten Normerfüllung, er organisierte die Wettkämpfe der Brigaden, er war mit einem Wort, ein Hansdampf in allen Gassen, der sich für den Aufbau des Sozialismus und für die Umerziehung der Massen heiser schrie.
Man konnte Dikow gewisse Begabungen nicht absprechen. Eigentlich hatte er deren sogar zu viele: er sprach beredt und überzeugend, mit dem Pathos eines professionellen Redners, er fertigte Gedichte — schnell, gut und über jedes beliebige Thema. Spielte Harmonika, organisierte Theateraufführungen, saß nächtelang hindurch, malte und montierte selbst die Dekorationen und war außerdem ein unwahrscheinlicher Stimmenimitator, dessen Repertoire vom Nachtigallenlied bis zum Dieselmotorsummen reichte.
All diese Talente stellte Dikow rückhaltlos in den Dienst der Kommunistischen Partei. Ich muß wiederholen — der Kommunistischen, denn diejenigen, welche Dikow während des Krieges gekannt hatten, wußten, daß er mit gleichem Feuer und Enthusiasmus seine ungewöhnlichen Fähigkeiten zum Ruhme des Nationalsozialismus eingesetzt hatte. Genauer gesagt, Dikow war während der deutschen Okkupation Kollaborateur und hatte einen wichtigen Posten bei der Propagandaabteilung des EKD, dem Europäischen Künstlerdienst, eingenommen.

Und dennoch unterschied sich Dikow grundlegend von seinen Kollegen, den anderen »Aktivisten«. Bei genauerer Betrachtung konnte man feststellen, daß er aus seiner agitatorischen Tätigkeit nur sehr wenig Nutzen zog. Meist lief er zerlumpt umher, ungewaschen und unrasiert, und was für einen Ober-Kultorg schon gänzlich ungewöhnlich war – oft litt er sogar Hunger. Als ich mit Dikow näher bekannt geworden und überzeugt war, daß man offen mit ihm reden konnte, sagte ich einmal unter vier Augen zu ihm:

»Aber du bist ja ein richtiger Schuft, Nikolai! Wer glaubt dir denn deine Treue zur Kommunistischen Partei, wer wird deine Gedichte, in denen du Stalin lobhuldest, ernst nehmen, wenn doch allgemein bekannt ist, daß du vor einigen Jahren genauso Hitler und Goebbels besungen hast? Überhaupt möcht ich wissen, was du davon hast, daß du den Natschalniki ohne Seife in den Hintern kriechst?«

Dikow war tief beleidigt.

»Ich pfeife darauf«, sagte er, »was du und andere denken! Ihr seid klägliche Utilitaristen und schaut bloß auf euren eigenen Vorteil. Ihr könnt einen echten Idealisten überhaupt nicht würdigen ...«

Dikow ereiferte sich immer mehr und verteidigte mit Schaum vor dem Mund die Richtigkeit seiner Einstellung:

»Ich bin kein Heiliger, ich bin ein Mensch. Irren ist eben menschlich. Und auch du irrst, wenn du meinst, daß ich den Deutschen persönlicher Vorteile wegen gedient habe. Vielleicht habe ich damals genau so fest an die Gerechtigkeit der Sache Hitlers geglaubt, wie ich heute aufrichtig an die Gerechtigkeit des Kommunismus glaube! Nicht du, nicht ich – die Geschichte selbst hat den Nationalsozialismus gerichtet!«

»Aber siehst du nicht, welche Verbrechen der Kommunismus begeht? Siehst du nicht, wie dein Volk gequält wird und ...«

»Das ist unwichtig!« unterbrach mich Dikow. »Allein das Prinzip ist wichtig! Bis zum Kommunismus ist es noch weit. Wir beide können darüber nicht urteilen. Große Ideen fordern große Opfer!«

»Wenn ich nicht irre, sind es Worte des Führers?«
»Auch das ist unwichtig. Wichtig ist, daß wir Menschen irgendeiner Idee dienen müssen. Verstehst du – wir müssen! Tun wir das nicht, sind wir keine Menschen mehr, sondern elendes Vieh.«
Dieses Gespräch dauerte geschlagene drei Stunden, mit dem Ergebnis, daß jeder bei seiner alten Meinung verblieb.
»Und doch bist du ein Schuft!« entschied ich.
Dikow weinte beinahe, lief ganz dicht an mich heran und schrie schon ganz hysterisch:
»Nein, ich bin kein Schuft! Nein! Ihr, ihr seid alle Schufte! Ich glaube an den Kommunismus, auch dann, wenn mich morgen die Kommunisten unter ihren Panzern zermalmen. Man muß glauben! An Gott, an den Teufel – egal, an irgendetwas! Irgendeinem Gott muß man doch dienen ! . . .«
Einige Zeit darauf überstieg der Ultrakommunismus Dikows alle Grenzen. Da man uns damals kein Geld auszahlte, versagte er sich das Notwendigste, brachte hundert Rubel zusammen und zeichnete freiwillig eine Staatsanleihe für die Aufrüstung. Kurz nach Ausbruch des Koreakrieges beantragte er wiederholt, ihn als Freiwilligen an die Front zu schicken und richtete schließlich, als die Sowjetunion offiziell den Besitz von Kernwaffen bekannt gegeben hatte, einen Brief an den Kreml, mit der flehentlichen Bitte, ihn mit einer Atombombe in die USA zu schicken, auf daß er, Dikow, durch eine einzige Explosion Amerika vom Erdball ausradieren und damit den endgültigen Sieg des Kommunismus in der ganzen Welt sichern könne. Ob dieser Brief in den Kreml gelangte, bleibt ungeklärt. Tatsache ist, daß Dikow Ende 1953 ins Irrenhaus kam.

Es ist bekannt, daß sich in den sowjetischen Lagern viele Gläubige der verschiedensten Konfessionen befinden. Manche beten heimlich in den Waschräumen oder in ihren Pritschenecken. Die Mutigeren sammeln sich zu kleinen Gruppen.
Unter den Wattelumpen kommt die sorgfältig gehütete, in

einen Lappen eingewickelte Bibel, beziehungsweise der Koran zum Vorschein. Andächtig, als wäre das allein schon eine heilige Handlung, werden die vergilbten Seiten umgeblättert. Man liest im Flüsterton vor und bespricht dann das Gotteswort lange und ausführlich.

Es braucht nur eine blaue Mütze oder ein verdächtiger Gefangener aufzutauchen, schon verschwindet das Buch, die Gesichter verändern sich, und das Gespräch wendet sich der Produktion, den Prozenten oder dem Speisezettel zu.

In den Lagern gibt es auch zahlreiche Geistliche. Aber in der Regel sind sie sehr zurückhaltend und unterstreichen niemals ihren geistlichen Stand. Nur ein kleiner Kreis zuverlässiger Leute weiß Bescheid.

Zuweilen lebten Priester unter uns, beteten, ja hielten sogar Gottesdienst, ohne daß ihre Pritschennachbarn davon wußten. Einen von ihnen — Witas J. aus Wilnus — kannte ich vier Jahre lang und ahnte nicht einmal, daß er Geistlicher sei. Witas arbeitete als Schlosser in der Mechanikerwerkstatt, und nur zufällig erfuhr ich seinen wirklichen Beruf.

Pater Witas erzählte mir, daß in unserem Lager seit zwei Jahren eine kleine Gemeinde bestand, daß in einer Suschilka des Sonntags Messen in vereinfachter Form abgehalten und die Oblaten für das Abendmahl in der Lagerbäckerei zubereitet würden.

Und das alles geschah direkt vor der Nase der Tschekisten, trotz ihres ewigen Geschreis von der »Wachsamkeit«. Pater Witas, der keiner Fliege ein Leid antun konnte, war übrigens derjenige, der eines Tages ohne jeden ersichtlichen Grund die Fenster des Speiseraums einschlug, ja sogar so weit ging, einen Aufseher zu ohrfeigen. Und das alles — wie sich später herausstellte — um in den Karzer zu gelangen, denn er mußte die letzte Beichte eines zum Tode Verurteilten abnehmen, der bei einem Fluchtversuch zwei Wachleute getötet hatte und dort gefesselt auf seine Exekution wartete.

Die Sektierer dagegen betrugen sich manchmal ausgesprochen herausfordernd. Am meisten verbreitet waren die Baptisten. Doch es gab auch Zeugen Jehovas, Adventisten, die Fünfziger und die seltsamen Söhne Zions, oder, wie sie sich nannten: die Apostel. Ich habe es niemals fertiggebracht, mich in den Feinheiten der verschiedenen Religionsgemeinschaften auszukennen, muß aber gestehen, daß mir weder ihre Anhänger, noch ihre Theorien imponierten.
Den Baptisten gegenüber verhielt ich mich sehr skeptisch, nachdem mir die russische Ausgabe der Zeitschrift »Baptist« in die Hände gefallen war. Auf der ersten Seite prangte ein farbiges Porträt Stalins, dann folgte ein Dankesbrief der Sekte an den »Vater aller Völker« für allerlei erwiesene Wohltaten.
Da es in der Sowjetunion diesbezüglich keine Zufälligkeiten gibt, waren die Baptisten für mich indiskutabel geworden.
Die Zeugen Jehovas prophezeiten dauernd und endlos in höchst langweiliger Form den unumgänglichen, den unumstößlichen, kurz bevorstehenden Weltuntergang. Wonach es weder Himmel noch Hölle geben würde, und von ihren Anhängern genau 144 000 Personen auf dem Erdball verbleiben würden. Das Schicksal der Übrigen, — vom schlimmsten Tschekisten zum harmlosesten Arbeiter —, sollte zwar das gleiche sein, zeichnete sich jedoch in nur schattenhaften Umrissen ab.
Überhaupt mußte man bei aufmerksamerer Betrachtung feststellen, daß manchen Sektierern die Lebensmittelpakete, die sie von ihren freien Brüdern erhielten, als »Glaubensstimulans« dienten.
Wurden diese spärlicher, oder versiegten sie gar, erlosch auch der religiöse Eifer.
Eigentümlicherweise stammten die meisten Sektierer, hauptsächlich aber die Zeugen Jehovas, aus Bessarabien. Ohne jemanden verurteilen zu wollen, muß ich dennoch vermerken, daß sich viele von ihnen — unter dem Vorwand »dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist«, durch sklavisches Benehmen und durch ihre Kriecherei vor der Lagerleitung auszeichneten. Manche leisteten sogar Spitzeldienste und rechtfertigten sich, ent-

larvt und zur Rede gestellt damit, daß es Sünde sei »die Unwahrheit zu sagen, wenn der Vorgesetzte fragt«.

Die sympathischsten unter den Sektierern waren die sogenannten Apostel. Von 1950 an kannte ich sie, traf an die fünf Jahre in den BURs der verschiedenen Lager mit ihnen zusammen. Das gab mir die Möglichkeit, sie genauer zu studieren.
Im Sommer 1950 kamen sie nach dem Hohen Norden. Wegen ihrer langen Haare und wuchernden Bärte hielten wir sie zuerst für eingefleischte, politische Zuchthäusler. Bald stellte sich jedoch heraus, daß es die friedlichsten Menschen der Welt waren: Bauern, äußerst primitiv, aber unendlich gutmütig.
Von der Wache aus wurden sie sofort in den BUR befördert, wo man ihnen trotz jammervollen Klagegeschreis die Bärte abnahm. Das Betragen der »Söhne Zions« war höchst eigentümlich. Zuerst einmal erfuhren wir, daß sie sich streng sowohl an das Neue als auch an das Alte Testament hielten, infolgedessen kein Schweinefleisch aßen und vom Freitagabend nach Sonnenuntergang bis Montag früh trotz aller Drohungen nicht arbeiteten. Außerdem hatten alle, die ins Lager gekommen waren, ein Gelübde abgelegt, kein Fleisch zu essen – sie lehnten sogar die Suppe ab, die zu Fleisch meist nur noch symbolisch in Beziehung stand. Bald stellte sich heraus, daß diese Sektierer weder das Kreuz noch das Kreuzzeichen anerkannten, da sie das Kreuz als ein Folterinstrument der Verehrung für unwürdig erachteten. Die Apostel nährten sich ausschließlich von Brot, Fisch und Grütze, ohne Beifügung irgendwelcher Fette. Und wirklich, nur Gott allein weiß, woher sie die Kraft nahmen, sich überhaupt auf den Beinen halten zu können.
Mit den Jahren lernte ich vier dieser Leute recht gut kennen und erfuhr, daß sie außer ihren weltlichen Namen noch die Namen der Apostel trugen: Matthäus, Simon, Andreas, Jakobus. Aber wie groß war das allgemeine Erstaunen, wenn man zu hören bekam, »Prophet Elias« mit einigen anderen »Aposteln« sei im Durchgangslager Kirow zurückgeblieben.

Nach vorsichtigen Befragungen und langen Nachforschungen konnte ich mir ein Bild von diesen seltsamen Menschen und den Ursachen, die sie ins Lager gebracht hatten, machen.
Sie alle stammten aus einem Einöde-Dorf des Rawensker Gebietes in der Westukraine, das vor dem Kriege zu Polen gehört hatte. Dort lebten sie ruhig und friedlich dahin, bearbeiteten ihren Boden und wurden weder vom Schicksal, noch von der damaligen Regierung sonderlich verwöhnt.
Und nun, es mag fünf Jahre vor dem Kriege gewesen sein, da geschah in diesem Dorf ein »Wunder«. Eine der Frauen, anscheinend eine Epileptikerin, bekam die Stigmata, fiel in Trance, wonach von ihren Wunden weder Blut noch Narben zurückblieben.
Natürlich brachte dies die Bäuerlein in arge Verwunderung, besonders, als die »Wunderbare« nach einem solchen Anfall erklärte, sie sei die »Mutter Zions« und habe von Gott persönlich Vollmachten erhalten, eine neue Kirche auf Erden zu gründen und das Dorf in eine Art Heiligtum zu verwandeln.
Die Bäuerlein nun freuten sich über diese Mitteilung gar sehr und glaubten felsenfest der Prophetin. Die Autorität der »Mutter Zions« war unerschütterlich, ihr Wort war Gesetz. Sie suchte sich zwölf »Jünger« heraus und taufte sie mit den Namen der Apostel. Dann verteilte sie freigebig weitere Bibelnamen der Propheten und Seherinnen unter den übrigen Einwohnern und befahl, auf dem Grund und Boden des Dorfes das »Neue Jerusalem«, nach der genauen Beschreibung des Hl. Johannes zu errichten.
Zum Städtebau braucht man Geld. Darum schlossen sich die neugebackenen »Jünger« und »Propheten« zu einer Art landwirtschaftlicher Kommune zusammen, arbeiteten noch fleißiger, und der ganze Gewinn floß in die Gemeinschaftskasse.
Die Moral im Dorf wurde eine biblische: die Männer trugen Bärte, rasierten sich den Kopf. Die Frauen durften sich keine Frisuren machen, bunte Kleider und kurze Röcke waren streng verboten. Hochzeit wurde nach uraltem Brauch gefeiert, die eheliche Hingabe durfte ausschließlich der Fortpflanzung des Men-

schengeschlechts dienen. Welches das Schicksal und die Rolle der Kinder war, weiß ich nicht.
Kurz vor dem Kriege kam es zu einer Komplikation: die polnischen Behörden wurden aus der ganzen Sache nicht recht klug und schöpften Verdacht, in den »Söhnen Zions« eine Form der kommunistischen Infiltration vor sich zu haben — worauf die »Mutter Zions« mit ihren Lieblingsaposteln ins Gefängnis wanderte.
Hier nun mischte sich ein geheimnisvoller einheimischer Fürst ein und wurde zum Fürsprecher der »Mutter Zions«. Der Krieg brach aus, als Befreier kamen die Bolschewisten und errichteten die Macht der Arbeiter und Bauern. Zuerst einmal feierten die Kommunisten die »Söhne Zions« begeistert als Opfer der kapitalistischen Unterdrückung:
»Richtig macht ihr's, Genossen Apostel! Gemeinsam muß man die Erde bearbeiten, kollektive Methoden anwenden!« Und die Kommune erhielt fürs erste irgendwelche finanzielle Unterstützung, ja sogar einen Traktor zum Geschenk.
Alles ging glänzend, bis ein Auto voll Parteiagitatoren ins Dorf gefahren kam und einer von diesen unmißverständlich laut eröffnete:
»Von jetzt an bin ich hier der Natschalnik!«
Obwohl die »Mutter Zion« schon lange nicht mehr im Dorf weilte — sie hatte es dem Anschein nach vorgezogen, mit dem einheimischen Fürsten lieber nach Amerika Reißaus zu nehmen — empörten sich doch alle »Apostel« und dachten nicht daran, den neuen Vorgesetzten anzuerkennen. Und von der Ablieferung der für den Bau des »Neuen Jerusalems« bestimmten Gelder, nun davon konnte schon überhaupt keine Rede sein.
So also geschah es, daß die neuen Machthaber den Aposteln gar böse wurden. Zuerst versuchten es die Kommunisten mit Güte, den »Nebel religiöser Voreingenommenheiten« zu zerstreuen. Doch dabei kam nichts heraus. Dann, als ihre Argumente erschöpft waren, griffen sie zu radikaleren Maßnahmen und siedelten die Apostel einfach nach Sibirien um. Aber auch dort wollten sich diese nicht von ihren Verirrungen lossagen. Da

wurden die Sowjets ganz böse und jagten die »Söhne Zions« in die Lager des Polargebietes.
In den langen Jahren unserer Bekanntschaft setzte mich an diesen Sektierern vieles in Erstaunen: Vor allen Dingen ihr unerschütterlicher Glaube daran, daß sie tatsächlich von Oben erleuchtet und die Jünger Christi wären. Ferner: je strenger und unmenschlicher sie von den Tschekisten behandelt wurden, desto mehr freuten sie sich. Wenn man ihnen zum Beispiel für ihre allwöchentliche Arbeitsverweigerung am Sonnabend Karzer gab, so nahmen sie es als Geschenk des Himmels, und ihre Augen leuchteten förmlich vor Glück.
Schläge, Verhöhnungen und Spott beantworteten sie wahrhaft christlich, ohne jede Affektiertheit, indem sie mit den Worten: »Gott vergeb's dir —« ihre andere Wange zum Schlag darboten.
Was mich aber am meisten überraschte, war, daß die Sektierer oft wie auf Kommando niederfielen, in eine Art Trance gerieten und im Chor Gebete, ähnlich Litaneien — in einer, keinem Menschen bekannten Sprache, sangen. Und doch war es eine Sprache, da die Worte Rhythmus hatten, miteinander harmonierten, sich reimten und wiederholten. Wenn man fragte, in welcher Sprache sie gebetet hätten, pflegten sie zu antworten: »In der Sprache der Engel.«
»Und was bedeuten die Worte des Gebets im einzelnen?«
»Die Lobpreisung Gottes und seiner Barmherzigkeit.«
Und weder Bitten noch Drohungen konnten weitere Erklärungen aus ihnen herausbringen.
Wurde an ihrer Heiligkeit gezweifelt, warf man ihnen Blasphemie und Mißbrauch der Apostelnamen vor, so antworteten sie einfach und sanft:
»Hättest du zu Christi Zeit gelebt, hättest du IHN geschlagen, zerquält, mit dem Dornenkranz auf der Stirn gesehen — hättest du damals wohl geglaubt, daß er der König aller Könige, dein Gott sei? Hättest du wohl geglaubt, daß der arme Fischer Simon der Felsen ist, auf dem einst die Kirche Gottes stehen wird?«
»Die Apostel hatten Flammenzungen über den Köpfen und wenn sie redeten, verstand sie eine vielsprachige Menge. Ihr

aber seid ganz dunkle *Muschiki,* könnt nicht einmal euren Namen schreiben.«

»Die Flammenzungen haben damals auch nur diejenigen gesehen, die Augen hatten zu schauen, und die Apostel verstand nur derjenige, dem Ohren gegeben waren, zu hören«, lautete die Antwort der verkannten Apostel.

Wer sich in Diskussionen mit ihnen einließ, ihnen Verirrung, die Unlogik ihrer Überzeugung beweisen wollte, dem antworteten die Sektierer:

»Schau, du gehst durch die Welt und siehst nur das Böse, Gewalt, Haß und Leid. Du siehst dich darin selbst, wie im Spiegel, denn du selbst gehst böse, hungrig und unglücklich daher. Wir aber sehen die Welt voller Licht und Freude, hören die Vögel des Paradieses singen. Nun sag selbst, wer hat den besseren Teil erwählt, du mit deiner Bildung, oder wir mit unserem Glauben? Wer von uns, sag, ist wohl blind? . . .«

Zuweilen jedoch kam es auch zu Vorkommnissen, die den Atheisten Grund zur Empörung gaben und zu dem Vorwurf: »Da bittschön, seht euch doch mal die Gläubigen an!«

Da war zum Beispiel der ungebildete Muschik Tschernigow, der in den sibirischen Lagern unter dem Spitznamen »Prophet Tschernota*« bekannt war. Angeblich saß dieser Mann zwar wegen seiner religiösen Überzeugung, aber er gehörte zu keiner bekannten Sekte oder Konfession. Er hatte seine eigene, die »tschernigowsche Theorie«, die dazu noch höchst ungewöhnlich war:

Gott – das ist Eines. Seine Stellvertreter im Himmel sind Jesus, Mohammed, Buddha, die Heiligen Peter und Paul, die Propheten Elias, Daniel u. a. Seine irdischen Stellvertreter sind Roosevelt, Truman, Churchill und nicht zuletzt auch Stalin – hinzu aber kommt als einziger Prophet auf Erden er selbst,

* Finsternis

Tschernigow. Seiner Theorie nach waren Hitler, Tschiang Kai Schek und Franco dagegen die Vertreter Satans. Durch seine irdischen Gesandten regiert Gott die Menschen, belohnt und bestraft sie. Da es mehr böse als gute gibt, straft Er zumeist ... Was Tscherigow unter Gut und Böse verstand, war schwer zu sagen, da er parallel zu seiner sogenannten »prophetischen« Tätigkeit gern zu den Natschalniks ging und sich mit kleinen Zuträgereien beschäftigte. Tschernigow wurde mit sehr anständigen Paketen bedacht, denn seine in Freiheit lebenden Anhänger glaubten blind an die Heiligkeit dieses Schurken.

Da seine Machenschaften den Tschekisten von Nutzen waren, behinderten sie ihn in keiner Weise bei seiner »prophetischen Lebensführung«.

Es wird berichtet, daß Tschernigow in einem Invalidenlager eine Gruppe alter Leutchen um sich geschart hatte, denen er die leibliche Aufnahme in den Himmel versprach. Er versammelte sie und befahl ihnen, inbrünstig zu beten. Eine Bedingung war allerdings bei dieser Himmelfahrt dabei: vorher mußten alle irdischen Güter an Tschernigow abgeliefert werden, der sie verbrennen wollte. Mit anderen Worten, jeder hatte so auf die Reise zu gehen, wie ihn Gott erschaffen hatte.

Da versammelten sich nun die Gläubigen in einer im Bau befindlichen Baracke, fielen auf die Knie und verblieben — ungeachtet ihrer langen und inbrünstigen Gebete — auf der sündigen Erde. Es kam zu Streit und Zerwürfnis. Die Autorität des Propheten hing am seidenen Faden, und man wollte ihn schon einfach verprügeln, als plötzlich ein altes Mütterchen in Tränen ausbrach und bekannte, daß sie, Sünderin, für alle Fälle ein Paar neue Filzstiefel in ihrer Baracke versteckt habe. Nun wandte sich der ganze Zorn der enttäuschten Himmelsfahrer gegen das alte Weiblein.

Daß nämlich der Lügenprophet alle ihm zum Verbrennen anvertrauten Sachen bereits an die Freien verkauft hatte, kam erst viel später heraus und wurde auch nur von den »Uneingeweihten« geglaubt.

Es kam nicht selten vor, daß Tschernigow im Lager Prügel bezog.

Doch da dies nichts nützte, beschloß eine Gruppe empörter politischer Gefangener, den Leuten zu schreiben, die Tschernigow mit Paketen überschütteten, um den Schurken in den Augen seiner Wohltäter zu entlarven.
Man erreichte das Gegenteil: »Prophet« Tschernigow erhielt noch mehr Pakete, und die Briefe häuften sich, in denen seine Gläubigen ihm ihr Mitleid ausdrückten, daß er, ein »so heiliger Mann« derartige Verfolgungen seitens der Gottlosen erleiden müsse.
Einen noch schlimmeren Ruhm hatte im Hohen Norden ein gewisser Gorbunow, allgemein Maria Pawlowna genannt. Der Fall Gorbunow ist unbestreitbar pathologisch, in physischer wie psychischer Beziehung.
Alexander Gorbunow war an die fünfzig Jahre alt und von abstoßender Häßlichkeit. Vor dem Kriege hatte er die pädagogische Rabfak beendet und war als Dorflehrer tätig gewesen. Für den Kriegsdienst untauglich, kam er 1943 auf Geheimbefehl des Komsomol in ein geistliches Seminar, das er als geweihter orthodoxer Priester verließ.
Gorbunow verheimlichte das nie — fand es im Gegenteil völlig natürlich — seiner Gemeinde als Seelsorger, dem MWD aber als Geheimagent gedient zu haben. Im Lager befand sich Gorbunow auf Grund irgendwelcher Intrigen und »Ungerechtigkeiten«. Wahrscheinlich auf eine Anzeige seiner Gemeinde hin, denn im Lager stellte es sich heraus, daß Gorbunow passiver Homosexueller war, seelisch so verkrüppelt, daß er sein Laster nicht verheimlichte, sondern förmlich zur Schau stellte. Gorbunow sprach von sich nie anders als in weiblicher Form, brüstete sich mit seinen widernatürlichen Beziehungen und kam dadurch zu einer eigenartigen Popularität.
Die Tschekisten schauten durch die Finger, sie unternahmen — trotz eines offiziellen Verbots derartiger Beziehungen — gegen Gorbunow nichts, da er ihnen auch im Lager als kleiner Spitzel diente.
Das ekelhafteste jedoch war, daß dieses menschliche Ungeheuer sich anmaßte, von Gott, Tugenden und Glauben zu reden. Das

alles nahmen die Gefangenen oft zum Anlaß, die sogenannte »Maria Pawlowna« halb zu Tode zu prügeln.

Auf gänzlich anderer Ebene liegend, doch nicht weniger interessant war für uns 1952 das Eintreffen einer Gruppe Altgläubiger. Zufällig hatten Geologen in den Tiefen der westsibirischen Taiga eine Einsiedelei von Altgläubigen entdeckt, eine ganze Ansiedlung völlig von der Welt abgeschlossener Menschen. In jedem anderen Land hätte diese Entdeckung eine Sensation hervorgerufen. In der Sowjetunion jedoch zeigt man höchstes Taktgefühl. Sofort wurde eine Untersuchungskommission in die Einsiedelei entsandt. Diese stellte fest:
»Alles Opfer der blutigen Verfolgung des zaristischen Regimes.«
Und tatsächlich war die Einsiedelei noch vor der Revolution gegründet worden.
Der erste Weltkrieg war vorübergegangen, Revolution und Bürgerkrieg hatten das ganze Land auf den Kopf gestellt, der zweite Weltkrieg ging vorbei — in der Einsiedelei aber lebte man weiter still-friedlich dahin, ungefähr so, wie zur Zeit Peters des Großen. Man spann den Flachs, kleidete sich in Tierfelle, fing Fische, schlug mit Zündsteinen Feuer.
Da hätten wir endlich jemanden, dem wir mit unseren sozialistischen Errungenschaften imponieren können! dachten sich die sowjetischen Propagandisten.
»Bei uns, Genossen, fliegen eiserne Vögel in der Luft herum! Das ewige Licht brennt in gläsernen Gefäßen. Man kann über tausende von Kilometern hinweg miteinander sprechen! Sogar den gräßlichen Krieg haben wir gewonnen!«
»Vom Krieg, ja von dem haben wir schon gehört«, sagten die Einsiedler, »es heißt, daß der Zar eine Unmenge Menschen in den Tod geschickt hat!«
»Was für ein Unsinn! Von welchem Zaren faselt ihr denn?«
»Was heißt von welchem? Von Nikolai natürlich. Wir haben gehört, daß ihm das Volk sehr gezürnt hat, sich gegen ihn

wandte und die Macht in die Hände des Roten Teufels überantwortet hat. Nun ist es tot, das heilige Mütterchen Rußland — sagt man.«

Also begannen die Kommunisten den Altgläubigen Unterricht in Gegenwartskunde zu geben und schlossen auch das politische Einmaleins mit ein.

»Bei uns gibt's weder Zaren noch Großgrundbesitzer. Alle sind gleich, jeder ist sein eigener Herr. Freiheit und Gerechtigkeit herrschen bei uns!«

Sie wählten eine Abordnung der Sektierer aus und fuhren diese in den Kolchosen und Fabriken herum. Die Altgläubigen besahen sich alles, besprachen alles miteinander und anworteten:

»Nein«, sagten sie, »das alles kommt vom Teufel. Eure eisernen Vögel, und auch das Licht in den Flaschen, das alles stammt von der unreinen Macht. Darum geht in Frieden, liebe Leute, geht dahin, woher ihr gekommen seid, uns aber laßt in Ruhe!«

Wie sehr sich die Kommunisten auch mühten, die Altgläubigen waren nicht umzuerziehen. Und da zeigten sie ihnen eben, welche Freiheit und Gerechtigkeit jetzt in Rußland herrscht ...

Der erste dieser Sektierer, den ich zu Gesicht bekam, sah so aus, wie ich mir Robinson Crusoe vorgestellt hatte. Seine Kleidung war selbstgesponnen und gewebt. Das Schuhwerk glich indianischen Mokassins. Der Mann war noch ziemlich jung, Mitte dreißig, im Inneren der Taiga geboren und kannte nichts anderes als die Taiga. Er trug ein dünnes Bärtchen, war scheu, unglaublich wortkarg und hatte seltsam flackernde Augen. Wenn man bedenkt, daß die erste Eisenbahn, die er im Leben sah, ihn ins Polargebiet gebracht hatte, kann man sich leicht vorstellen, welcher Schock hinter ihm lag. Als ausgezeichneter Zimmermann kam er in die Reparaturbrigade und fertigte sich gleich mit seinem Beil eine Schüssel und einen Löffel aus Holz, weil er als Altgläubiger aus keinem Geschirr essen durfte, das »Unreine« benutzt hatten.

Auf alle Fragen, wie er denn in der Einsiedelei gelebt habe und wie er die Zivilisation fände, hatte er nur eine einzige, wie auswendiggelernt klingende Antwort:

»Früher haben wir unter der Herrschaft Gottes gelebt, und jetzt leben wir unter der Herrschaft des Satans.«
Für die Vorzüge unserer Zivilisation legte der junge Altgläubige keine sonderliche Begeisterung an den Tag – er schreckte vor allem zurück, und keine Macht der Welt konnte ihn dazu bringen, beispielsweise den Lichtschalter anzufassen.

Die Hauptsehenswürdigkeit des Inta-Durchgangslagers jedoch blieben die »Weibsleute«. Ich sage mit Absicht Sehenswürdigkeit, denn offiziell war es untersagt, mit ihnen zusammenzukommen, und für die weniger Mutigen, die Angst hatten, näheren Kontakt mit ihnen aufzunehmen, waren sie dann tatsächlich nur zum Ansehen da.
Es waren, in der Lagersprache ausgedrückt, an die fünfhundert »Stück« unglückliche Frauen, größtenteils angebliche politische Verbrecherinnen: Ukrainerinnen und Litauerinnen, deren Väter, Männer oder Brüder zu den Partisanen gegangen waren. Estinnen und Lettinnen, deren Väter, Männer oder Brüder in der deutschen Wehrmacht gedient hatten. Launenhafte Russinnen, schüchterne Deutsche, melancholische Jüdinnen, hochmütige Polinnen, verträumte Georgierinnen, laute Rumäninnen, rätselhafte Japanerinnen, jähzornige Tatarinnen ... Kastanienbraune, Rothaarige, Rabenschwarze, Weizenblonde ... Ihr Name ist Legion! Alte und Junge, Schöne und Häßliche, Hochgebildete und Analphabeten. Die einen – Matronen, die anderen – Kurtisanen, Freundinnen von Ministern und Gauleitern ... Millionärstöchter und Bauernmägde ... Ballerinen und Marktfrauen ... Nonnen und Straßenmädchen ... Fallschirmspringerinnen und Kontoristinnen ... Zarte und Grobe ... Gesunde und Kranke ... Ihre Zahl ist Legion! Alle hatten das gleiche Schicksal. Auf allen Schultern prangte der gleiche Schandfleck: »§ 58 – krepiere zum Ruhm des Kommunismus!« Emanzipation – *dawai, dawai!* Weg mit der Familie! Weg mit der Ehe, weg mit den Kindern! Es lebe die sozialistische Moral! Arbeit sei

deine einzige Freude! Die Sowjetmacht hat dich von Küche, Kindern und Kirche befreit! Die Sowjetmacht gab dir Buschlat, Fußlappen und eine große Schaufel! Nun zeige, Frau, daß du auch ein Mensch bist!

In Rußland behauptet man, Frauen seien zählebig wie Katzen. In gewisser Hinsicht entspricht das den Tatsachen. Gefangene Frauen zeigen beispiellose Widerstandskraft und Mut, sie kommen oft dort durch, wo Männer versagen. Und dennoch war es ganz verständlich, daß jede bestrebt war, sich so lange wie möglich im Durchgangslager zu halten, um recht spät in die Hölle der weiblichen Arbeitslager zu geraten.

Sie bewohnten Baracken, die von der allgemeinen Zone durch einen kleinen Stacheldrahtverhau abgetrennt waren. Die einen verbrachten hier die Quarantäne, die andern arbeiteten in der primitiven Teppichknüpferei oder als Schwestern im Krankenstädtchen.

Es ist natürlich, daß die jüngeren und besonders die unternehmungslustigeren Gefangenen sich bemühten, Bekanntschaften zu machen, oder intimere Beziehungen anzuknüpfen. Dagegen half weder die Wachsamkeit der Aufseher noch Stacheldraht. In manchen »guten Wachstunden« war es übrigens gar nicht schwer, in die Frauenzone zu gelangen. Auch die Frauen blieben nicht passiv – diejenigen, welchen Briefe und Kußhändchen nicht genug waren, schlichen sich als Männer verkleidet in unsere Zone. So kam es dann zu den sogenannten »Lagerehen«.

Ich muß hier bemerken, daß sich in der Atmosphäre der Unterdrückung und Unsicherheit alle Dinge intensiver darstellen. Und wenn in der Gefangenschaft die Schimpfworte drastischer, die Wut stärker, das Gelächter lauter und die Freundschaft fester ist – so ist die Liebe inniger und schmerzhafter und wird meist eine Oktave höher gesungen als üblich.

Und so verliebte auch ich mich, trotz meiner sechsundzwanzig Jahre, wie ein dummer Pennäler.

»In wen denn?« staunte Skuratow.
»In eine Generalstochter.«
»Was für eine Generalstochter?!« fragte Serge mißtrauisch.
»Allah weiß es! Sie ist kürzlich aus Moskau gekommen, soll Schauspielerin sein. Tatsache ist aber, daß ich so ein schönes Mädchen noch nie gesehen habe!«
Ohne auf nähere Einzelheiten einzugehen, setzte ich mich hin und schrieb einen Brief:
»Liebe, bezaubernde Unbekannte! Seit dem Augenblick, da ich Sie gesehen habe, sind Ruhe und Schlaf dahin. Ihre strahlenden Augen, Ihre kastanienfarbenen Locken, Ihr zartes Profil, Ihr kleines Muttermal am linken Mundwinkel haben mich um den Verstand gebracht. Wenn die Polarsonne Ihre Schönheit sieht — verblaßt sie, die Sterne verlöschen ...« und so weiter und so fort, vier Seiten lang. Meinen Brief illustrierte ich mit dem zartesten Profil, der modernsten Frisur und mit Wimpern, die sich gut als Fliegenwedel geeignet hätten.
»Scheußlich geschmacklos!« urteilte Serge. »Das Mädchen wird denken, daß du entweder ein Dummkopf bist oder sie auf den Arm nimmst!«
Weder — noch! Am selben Abend erhielt ich die Antwort, kurz aber klar:
»Lieber Max! Ich finde Ihren Brief unwahrscheinlich kitschig, wenn er ernst gemeint ist, und sehr nett, wenn es ein Scherz sein soll. Hier ist es sterbenslangweilig, darum gestatte ich Ihnen, mir zu schreiben und mir Ihre Zeichnungen zu widmen. Irina ... P. S. Ich bin auch Sonntagsmalerin.«
Zum Beweis dafür hatte das Mädchen versucht, mich mit äußerst primitiver Technik zu konterfeien. Das Ganze war einem mißratenen Gartenzwerg sehr ähnlich geworden.
»Der Brief ist natürlich sehr nett, nur zeichnen kann sie nicht!« bemerkte ich etwas enttäuscht.
»Der Brief ist trocken, furchtbar angeberisch, aber sie zeichnet sehr gut«, entgegnete Serge, der mich nur allzugern ärgerte. Doch als auch Serge das Mädchen kennenlernte, wurden wir sofort gleicher Meinung: Irina war märchenhaft!

»Sie besitzt das Faszinierende, was die Russinnen von allen Frauen unterscheidet!« beschlossen wir einstimmig.
Leider mußte ich feststellen, daß Serge Irina bald mit seltsam verdächtigen Blicken anzustarren begann, ähnlich wie ein Kater eine Schüssel voll Schlagsahne. Serge war von jeher ein Frauenheld gewesen — und ein stets erfolgreicher dazu. Zwar hatte er jetzt falsche Zähne, zudem noch aus Stahl, und er durfte nicht laut lachen, weil sie sonst herausfielen, aber dennoch hatte ich allen Grund aufzupassen.
»Das ist unfair!« empörte ich mich, »Irina ist meine Entdeckung, und du hast als anständiger Freund kein Recht, in meinem Beet herumzutrampeln.«
Serge bestritt meine »Priorität« keineswegs, hielt mir jedoch einen langen Vortrag darüber, daß Gefühle keiner Diktatur unterlägen, daß man einer Frau nicht befehlen könnte, wen sie zu lieben hätte.
»Übrigens, wer garantiert dir, daß sich unsere Generalstochter nicht längst in den Oberkoch verliebt hat?«
Eine durchaus vernünftige Bemerkung.
Nachdem wir unsere Chancen abgewogen hatten, kamen wir überein, es sei besser, ihr gemeinsam den Hof zu machen. Eigentlich nicht einmal den Hof zu machen ... aber da sie bestimmt ein anständiges Mädchen sei, müßten wir ihr eben jede Hilfe und Unterstützung gewähren.
Teils aus Papierersparnis, teils als Koordinierungsmaßnahme wurde beschlossen, auch die Briefe an sie gemeinsam zu schreiben. Bei diesem Gentlemen-agreement verblieben wir dann.
Aber bald begann die Praxis, wie oft im Leben, unsere Theorien ad absurdum zu führen. Überhaupt scheinen sich Frauen nur wenig aus rein freundschaftlichen Beziehungen zu machen.
Es stimmte — Irina war sehr nett zu mir, genauer gesagt: herablassend nett. In Serge aber hatte sie sich ganz offensichtlich verknallt. War sein Äußeres, waren seine Grand-Seigneur-Manieren oder aber die noch nicht ganz verlöschte Gloriole des Anführers einer monarchistischen Verschwörung daran schuld — schwer zu sagen! Jedenfalls fühlte ich mich zurückgesetzt und be-

leidigt. Und meine »Liebesklagen«, die ohnehin schon in den höchsten Tönen begonnen hatten, arteten nun zu einem gräßlichen Geheul aus. In langen Briefen an Irina verfiel ich oft in fiebrige Erzählungen und vergaß alles dabei. Ohne es zu merken, hatte ich mich im wahrsten Sinne des Wortes besinnungslos in das Mädchen aus Moskau verliebt.

War es die bedrückende Atmosphäre des Lagers, die erdrükkende Allmacht der Natur oder war es einfach darum, weil ich zum ersten Male im Leben ernsthaft verliebt war — Irina wurde zu einem süßen und quälenden Fieberwahn.

In den »guten Wachstunden« besuchten wir sie in ihrer Barakke und dann konnte ich stundenlang schweigend dasitzen, sie anstarren und zuhören, wie Irina, inmitten ihrer Kissenberge, zart wie ein Tanagrafigürchen, etwas aus dem Theaterleben Moskaus berichtete.

Ihre großen, grünlichen Augen mit dem goldenen Strahlenkranz verengten sich, wie bei einer Siamkatze — einmal lächelten sie, einmal leuchteten sie gleich Edelsteinen. In solchen Augenblicken verschwammen unter dem Klang ihrer dunklen Stimme die Konturen der hölzernen Pritschen, es verschwand der große Ofen, die Wände der Baracke aber rückten näher und verwandelten sich in die Säulen eines geheimnisvollen Schlosses. Gleich nebenan saß der rachsüchtige Zauberer, hinter dem Fenster flog die Hexe auf ihrem Besen vorbei ... ich blickte in die schimmernden goldgrünen Augen eines Mädchens und hörte stundenlang zu, wie es irgendwelche Nichtigkeiten erzählte ... Möglicherweise war es die Auswirkung meiner krankhaft erregten Phantasie, die mir Irinas Leben zu einem betörenden Märchen machte:

Es war schon lange lange her — noch zu jener Zeit, da die Quadrille in Mode war, die Männer der Ehre ihrer Dame wegen einander aus Pistolen totschossen, die Frauen sich schnürten und Hüte mit langen Bändern trugen — damals also lebte in einem großen, weißen Haus, mit lauter großen, weißen Säulen eine kleine Prinzessin. Sie war ein entzückendes und liebevolles Kind, so daß alle — vom alten Fürsten bis zum letzten Hofjungen —

sie vergötterten. Und alle lebten sie gut, einfach wie im Märchen, und keiner von ihnen ahnte, daß es auf der Welt so etwas wie Margarine geben könnte.
Doch da es ihnen allzu gut ging, vergaßen diese Leute, daß es andere viel schlechter hatten, in Not lebten und mit ihrem Schicksal haderten.
In dem großen, weißen Haus aber spielte immerfort die Musik, so daß die Klagen der armen Leute niemals an das Ohr des alten Fürsten gelangten.
Vielleicht war es darum, vielleicht aber auch aus einem anderen Grund, jedenfalls wurde Gott auf das Land, welches der Fürst regierte, sehr böse und schickte eine große Not. Es kam zum Kriege. Das Blut floß in Strömen. Städte und Dörfer loderten.
Der alte Fürst wurde im Kriege erschlagen. Böse Räuber nützten das aus und drangen in sein Schloß ein. Sie brachten die ganze fürstliche Familie um, zerschlugen die Spiegel, bespuckten die Marmortreppen, stürzten die Säulen – mit einem Wort, sie ließen von dem Haus mit den weißen Säulen keinen Stein auf dem anderen. Nur die kleine Prinzessin blieb am Leben.
Verstört stand sie vor dem Schutthaufen, der einst ihr Vaterhaus gewesen war und weinte bitterlich.
Da nähert sich ihr einer der Räuber mit dem Messer in der Hand.
»Hör auf zu flennen, Fürstenbrut!« sagt er, »du mußt auch sterben!«
»Warum denn?« stöhnt die kleine Prinzessin. Sie war damals erst siebzehn Jahre alt und trotz allen Kummers hatte sie gar keine Lust zu sterben.
»Weil du dein ganzes Leben lang zu viel Butter und Kuchen gegessen hast!« antwortet der Räuber und holt mit dem Messer aus, um die Prinzessin zu töten.
»Halt!« schreit da plötzlich der jüngste der Räuber, »wir wollen sie nicht umbringen. Gebt sie mir lieber zur Umerziehung, und ich werde eine gute Hausfrau aus ihr machen!«
Die Prinzessin schaut und traut ihren Augen nicht. Es war nämlich Wanjka, der Hofjunge, der sie so oft im Schlitten herumgefahren hatte.

Da freute sich die Prinzessin nun sehr, und als sie alleingeblieben waren, sagte sie zu ihm:
»Ich danke dir, daß du mir das Leben gerettet hast, Wanja. Also hat mein seliger Vater dich nicht umsonst so gern gemocht!«
»Du brauchst dich gar nicht zu bedanken!« sagte der ehemalige Hofjunge. »Ich hab's getan, weil's mir eben so paßte, und aus Dankbarkeit wirst du nun meine Frau!«
»Aber das ist unmöglich!« entsetzte sich die Prinzessin, »um deine Frau zu werden, muß ich dich doch zuerst liebgewinnen.«
»Wirst mich schon liebgewinnen!« sagte Iwan, »und wenn nicht, dann wirst du dich eben gewöhnen!«
Die Prinzessin wollte etwas erwidern, doch da wurde Iwan böse. »Ich«, sagte er, »werde diese Herrengrillen schon aus dir herausprügeln!« und da Iwan ein Mann der Tat war, so verprügelte er die Prinzessin erst einmal tüchtig.
Wie oft er sie geschlagen hat, darüber berichtet das Märchen nichts. Tatsache ist, daß sich die Prinzessin wirklich an Iwan gewöhnte und seine Frau wurde. Eine gute Hausfrau jedoch wurde sie nie, vielleicht darum, weil sie es nicht lernte, mit Margarine – und selbst diese fehlte im Hause auch oft genug – zu kochen.
»Warte ein bißchen«, tröstete dann ihr Gatte, »haben wir erst einmal alle Bourgeois auf der ganzen Welt liquidiert, dann werden wir sogar richtige Butter haben.«
Da Iwan nun ein begabter Bursche war, wurde unter den neuen Verhältnissen ein General aus ihm.
Und dieser Ehe eben, der Ehe der armen Prinzessin mit einem Räuber, entsprang ein kleines Mädchen mit den grüngoldenen Augen einer Siamkatze. Das aber nannte man Irina.
War es darum, weil sich der General einen Sohn gewünscht hatte, oder weil das Mädchen sein Leben lang zusehen mußte, wie unglücklich die Mutter war, jedenfalls mochten sich Vater und Tochter nicht. Und als das Mädchen ins Unglück geriet und verhaftet wurde, rührte der alte General keinen Finger, um zu helfen.
»Recht geschieht's ihr!« sagte der ehemalige Räuber, »dort wird man ihr die Herrengrillen schon austreiben . . .«

Jedes Märchen aber muß dort enden, wo mit dem Wort »Herrengrillen« das Nacherzählen eines antisowjetischen Witzes gemeint ist...

... Ja, wie ich schon sagte, ich fühlte mich teils gekränkt, teils vernachlässigt.
»Gib doch zu, daß du eifersüchtig bist!« zog mich Serge auf.
»Nein, das bin ich nicht!« protestierte ich. »Nur finde ich es ungerecht. Erstens haben wir eine Abmachung. Zweitens hocke ich nächtelang über den Briefen und habe schon alle Bleistifte verbraucht. Du aber haust dich währenddessen seelenruhig aufs Ohr und schnarchst dir eins. Ich bringe mich reinweg um, erschöpfe meine Phantasie — aber das Lächeln kassierst du.«
»Eben das nennt man Eifersucht! Im übrigen eine gänzlich grundlose!« belehrte mich Serge, »Du faselst, hast Halluzinationen und außerdem Komplexe.«
»Das ist wohl auch eine Halluzination — he?« und ich wies auf ein kleines Kissen, das Irina in der Teppichknüpferei gefertigt und Serge geschenkt hatte.
Mein Freund sah plötzlich schuldbewußt aus.
»Sicher kriegst du auch noch eins, sie kann doch schließlich nicht zwei auf einmal machen.«
Dieser Streit fand an einem Abend statt, da wir — hochtrabend ausgedrückt — von Irina zum Tee geladen waren.
»Kannst allein gehn!« sagte ich entschlossen.
Serge blickte micht erstaunt an.
»Nein, bist du im Ernst böse? Du weißt doch —«
»Ich weiß gar nichts und will überhaupt nichts wissen!« unterbrach ich ihn. »Ich pfeif' auf die ganze Geschichte und auf das Mädel auch. Eure Beziehungen interessieren mich nicht im Geringsten.«
Nachdenklich ließ sich Serge auf die Pritsche fallen, holte einen Lappen hervor und begann seine Stiefel zu wienern.
»Schön«, sagte er, »dann geh ich heute eben allein. Aber ich fürchte, daß du's morgen schon bereuen wirst.«

»Werde ich nicht!« schnaufte ich wütend, »hau ab! Deine Affären interessieren mich überhaupt nicht.«
Ich drehte mich um und vergrub meine Nase in ein Buch, um recht gleichmütig zu erscheinen.
Skuratow ging, und das Buch flog zur Seite. Ich zog mir die Decke über die Ohren und gab mich meinen traurigen Gedanken hin ... über die Undankbarkeit ... über die Unbeständigkeit freundschaftlicher Gefühle zwischen den Menschen ... über die Unfähigkeit der Frauen, wahre Liebe vom billigen Flirt zu unterscheiden ... Allmählich hatte ich mich derart aufgeputscht, daß ich vor Wut den Tränen nahe war.
Die Stunden vergingen. Durch die offenen Fenster drang die weiße Nacht in Nebelschwaden herein. Mit Erstaunen bemerkte ich, wie meine Zähne in Fieberschauern aufeinanderstießen. Im entzündeten Gehirn entstanden ungebetene Bilder:
Skuratow und *meine* Irina ... Skuratow und *ihre* Schultern ... Skuratow küßt *ihre* Hände ... flüstert *mir* abgelauschte Worte in *ihr* Ohr. *Sie* streichelt *sein* Haar ...
Vor Neid fing ich zu heulen an. Davon wurde mir etwas besser, und nun schämte ich mich. Ich putzte die Nase und begann, mich der Ungerechtigkeit zu beschuldigen.
Was bedeutete schon eine Frau – davon gibt's doch genug! Aber ich habe nur den einzigen Freund! Wie oft hatten wir für einander das Leben gewagt, hatten – ohne uns zu besinnen – den Kopf für einander hingehalten ... Irina ist ein liebes Mädchen, meines Freundes durchaus würdig. Meine große Liebe muß eben darin bestehen, daß ich großmütig verzichte, ihnen den Weg freigebe, um mich an dem großen Glück der beiden zu erfreuen. Bald werden wir alle frei sein. Serge wird Irina heiraten. Wir bauen ein großes Haus mit großen weißen Säulen. Natürlich werde ich der Taufpate ... dann bin ich schon ein bekannter, allgemein geschätzter Maler ... Man wird in den Ausstellungen von mir sprechen ...
Ernüchternd klirrte vom Wachtor die Schiene: Aufstehn! – und Serge war immer noch nicht zurück.
Gerade bemühte ich mich festzustellen, wie man in den Aus-

stellungen über mich urteilen würde, als das Erscheinen zweier Aufseher meine Träume jäh zerriß.
»Dich suchen wir gerade!« sagt der eine und reißt mir die Decke weg.
Daß ich ausgezogen daliege, betrübt ihn sichtlich.
»Rennt dein Freundchen jetzt vielleicht schon allein zu den Weibern – he?«
»Weiß von nichts!«
»Na, diesmal hast du Schwein gehabt, bist beizeiten durch die Lappen gegangen. Dein Freundchen nebst Braut aber wird seinen Honigmond im Karzer verbringen«, lachten die Aufseher. »*Dawai, dawai!* Habt ihr's Wecken nicht gehört, Faulpelze? Fühlt euch hier wohl schon ganz wie im Sanatorium?«
Skuratow im Karzer – Irina auch! Im Handumdrehn war meine ganze Großmut verflogen. Nun hatte ich den Beweis, daß er sie nicht wahrhaft liebte! Einer einzigen Nacht wegen hatte er das Mädchen in den Karzer gebracht. Das also ist seine Liebe! dachte ich nicht ohne Befriedigung, warf mir schnell etwas über und rannte zur Küche, dann zur Bäckerei, um nach Lagerbrauch den unglückseligen Heiratskandidaten ein Freßpaket zu organisieren. Wie groß aber war meine Überraschung, als ich am Nachmittag an der Teppichknüpferei vorbeiging und Irina an ihrem Webstuhl sitzen sah.
»Ira, Irina!« klopfte ich an die Scheiben.
Sich vorsichtig umblickend trat das Mädchen ans Fenster und öffnete einen Spalt.
»Irina, ja hat man Sie denn nicht auch eingesperrt?«
»Warum sollte man mich denn wohl einsperren?« kam es ziemlich ungnädig.
»Ich denke, man hat euch heute nacht zusammen erwischt.«
»Ihr Serge ist ein Schuft! Erwischt hat man ihn nicht bei mir, sondern in Baracke 18, mit irgendeiner solchen Person. Und ich dumme Gans habe gestern bis um zwölf auf euch gewartet!«
Das Fenster knallte zu.
Nach fünf Tagen kam Serge aus dem Karzer, und wir sprachen uns aus.

»Warum hast du das getan, Serge?« fragte ich ihn vorwurfsvoll.
»Damit du dich schämen sollst!«
»Ja, ich weiß, aber ich meine nicht das ... du hast Irina furchtbar gekränkt. Sie verdient es wirklich nicht ...«
Skuratow lachte hell auf.
»Du weißt ja selbst nicht, was du willst!«
Tatsächlich, Serge war ein echter Freund, mein Freund! Bald danach wurde alles so, wie ich es mir gewünscht hatte — oder zumindest beinahe so: Majestätisch wie eine wirkliche Königin ernannte mich Irina zu ihrem Lumpen-Paladin und hatte nichts mehr gegen meine Anbetung einzuwenden. Sie wurde zu meiner »gesetzlichen Muse« und ich besang sie mit verdoppeltem Eifer. Es kam so weit, daß ich sie anzudichten begann, was, von Serges Standpunkt aus, ein deutliches Zeichen geistiger Umnachtung war.
Als Gegenleistung verlangte ich wenig genug.
»Wärst du ein bißchen größer«, bemerkte einst meine Muse, »und könntest du dir angewöhnen, normal zu sprechen statt zu schreien — ich glaube, ich könnte dich wirklich gern haben.«
Und sogar dieser — doch wirklich nicht sehr schmeichelhafte — Ausspruch machte mich glücklich.
Doch leider ist, wie's so schön in Rußland heißt, »für eine Armenhochzeit sogar die Nacht zu kurz!« Eines Tages fand ich meine Muse in Tränen. Die Muse stöhnt, schluchzt und beichtet:
»Kapitän Dawidow, der Mitarbeiter vom MGB, dieser ekelhafte Oper mit der scheußlichen Mongolenvisage läßt mich nicht in Ruhe. Ruft mich jede Nacht heraus, droht, macht durchsichtige Anspielungen, will Mamas Pakete und Briefe sperren und die Hauptsache ...«
»Und die Hauptsache?«
»Ich soll mit diesem Halb-Blatnoi, dem Franzosen, diesem Schurken Schluß machen ...«
Der Schurke war natürlich ich!
Ich machte einen Versuch, meine Muse zu trösten — sie weinte. Ich versuchte es zum zweiten Male — sie weinte. Beim dritten

Male riß meine Geduld. Wortlos sprang ich auf und raste davon, zum Oper.
Na warte — dachte ich, du schlitzäugige Fresse, jetzt werde ich dir mal zeigen ...
Übrigens dachte ich wohl auch dieses nicht einmal.
Wie irr stürzte ich, einen Schürhaken in der Hand, ins Arbeitszimmer Dawidows.
Es gab einen Krach — dann begann der Schürhaken auf meinem eigenen Rücken zu tanzen, und kurze Zeit später flog ich, ohne den Boden unter mir zu fühlen, mit Hilfe zweier Aufseher in Richtung BUR.
Der »bewaffnete Überfall auf einen Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit durch den Gefangenen S-667« hatte keine juristischen Folgen, d. h. der Fall wurde einfach vertuscht. Wahrscheinlich wegen der großen Unannehmlichkeiten, die eine Gerichtsverhandlung für Kapitän Dawidow nach sich gezogen hätte. Überhaupt hatte er Glück, daß einige seiner Freunde in der Lagerverwaltung saßen, denn »Mißbrauch von Amtsgewalt zur Anknüpfung intimer Beziehungen mit einer Gefangenen« wird mit schlichtem Abschied oder drei Jahren Gefängnis bestraft. Mir aber hätte diese Geschichte den Kopf kosten können.
Statt dessen erhielt ich die Verfügung über grobe Verletzung des Lagerregimes vorgelegt, was nur sechs Monate BUR einbrachte. Zum Protest schnitt ich an beiden Händen die Venen durch. Doch man machte nicht viel Umstände. Aus der Verwaltung kam umgehend der Befehl, mich sofort in den BUR des Zweiten OLP zu überführen.
Da half weder Geschrei noch Proteste. Ich riß mir die Verbände ab. Ich wehrte mich sogar noch in der Wachstube mit wilder Verzweiflung: kratzte und biß um mich. Es half auch nichts, daß währenddessen Serge mit allen Kräften versuchte, das Tor zur Wache einzuschlagen.
Wir wurden getrennt.
Wie es im Protokoll hieß, mußten »auf Grund des geleisteten Widerstandes von der Wachmannschaft physische Maßnahmen

ergriffen werden« — das bedeutete in der Praxis, daß ich in einem recht kläglichen Zustand im BUR des zweiten OLP anlangte. In diesem BUR verblieb ich fast zwei Jahre, bis zu Stalins Tod im März 1953.

BUR — ich habe niemals genau feststellen können, wieviel Zeit ich in BURs zugebracht habe. Im BUR gibt es keine Zeit! Tag ist Nacht — und Nacht ist Tag ... Es vergehen Wochen, ein Monat. Es vergehen Jahre. In der Zelle ist es unerträglich dumpf ... In der Zelle ist es unerträglich kalt.

Man bekommt Handschellen an, wird zum Spaziergang geführt. Auf dem Hof läuft man herum, wie ein Eichhörnchen in seinem Rad. Im Gang klappert die Schöpfkelle gegen die Blechschüsseln: morgens — mittags — abends. Und wieder ein Tag, und wieder eine Nacht ... Die Zeit dreht sich und erstarrt. Wenn man nicht aufpaßt, erstarrt auch das Gehirn. Manchmal ist man zu faul, um von der Pritsche zur Parascha zu gehen.

Man liegt auf den Brettern, dreht sich von einer Seite auf die andere und träumt vor sich hin. Schlimm für jeden, der dazu nicht imstande ist.

Solche binden mit den Aufsehern an.

Von morgens bis abends hämmert es gegen die Türen.

»Bumm-bumm-bumm! Natschalnik — Waaasser!«

»Bumm-bumm-bumm! Natschalnik — bring die Parascha raus!«

»Natschalnik gib das Mittagessen aus!«

»Natschalnik, gib das Abendessen!«

»Natschalnik, hol den Arzt!«

»Natschaaaaalnik! ! !«

Natürlich, daß bei solchem Leben dem Natschalnik auch nicht gerade fröhlich zu Mute ist.

Und nirgends werden die »Romanisten« so geschätzt wie in den BURs. Zwei Monate mußte ich Verbände tragen, die einmal wöchentlich vom Unterarzt gewechselt wurden. Mein Kumpel war Mischka Schwarz, ein jüdischer Halbblatnoi, bekannt unter dem Spitznamen »Student«.

Schon seit etlichen Jahren waren wir durch viele Straflager geschwommen und kamen gut miteinander aus. Lange Zeit fütterte mich Mischka wie ein Kleinkind mit dem Löffel und trug auch später noch lange für uns beide die Parascha heraus. Ich revanchierte mich, indem ich Wochen hindurch die graulichsten und wildesten Geschichten erzählte. Mischka hörte stets mit großer Aufmerksamkeit zu und kam wohl nie auf den Gedanken, daß er selbst ein gutes Thema für eine Erzählung abgeben könnte.

Den Spitznamen Student trug er wegen seiner Belesenheit im Strafgesetzbuch, auf Grund dessen er bei den Blatnoi die Stellung eines Rechtsberaters einnahm. Die Schlauheit des Studenten war im Hohen Norden sprichwörtlich. Hier einer seiner typischen Streiche:

Es waren an die zweihundert Menschen aller Arten und Schattierungen in einem Straflager zusammengekommen, das »Schargolinskaja Datscha« genannt wurde. Die Lage dort war einfach entsetzlich. Es gab im wahrsten Sinne des Wortes nichts zu essen, nichts zu trinken. Die Läuse fraßen einen bei lebendigem Leibe. Und nichts zu rauchen! Die Tschekisten prügelten, und der Natschalnik Schargolin selbst – na, einen schlimmeren hätte man sich nicht einmal ausdenken können.

Da also begann der Student das »Wasser zu trüben«.

»Los, Brüder«, sagt er, »diesem Schargolin wollen wir mal eine Schlinge zusammenknüpfen – denn sonst können wir uns alle bald anhören, wie hierzulande das Moos wächst!«

Einwände gab's nicht. Jeder wußte, daß der Student nichts Schlechtes raten würde. Und wie ein gerissener Schachspieler begann Mischka, seine Züge auszuarbeiten.

»Du –« sagt er zu einem Siechen, »melde dich beim hiesigen Oper an. Sag, daß du dem Oper aus der Leitung des MWD etwas furchtbar Wichtiges mitzuteilen hättest. Aber paß auf – zu dem Unsrigen hier kein Wort!«

»Und was weiter?«

»Wenn der vom MWD kommt, dann teilst du ihm als großes Geheimnis mit, daß bei uns hier ein Aufstand vorbereitet wird.

Und mach auch solche Andeutungen, daß die Freien daran nicht ganz unbeteiligt sind. Das wird für ihn interessant sein.«
Einem anderen Strafnik – eine andere Anweisung:
»Du wirst einen Brief schreiben, den Text sag ich dir später. Sieh zu, daß dir beim Filzen der Kassiber abgenommen wird. Aber du mußt aufpassen – nicht nachgeben! Führ dich recht auf, tue so, als seist du schrecklich erregt und möchtest den Brief verschlucken,«
Zu den übrigen:
»Wer übernimmt es, als Zeuge aufzutreten? Ich brauche drei – aber mit schauspielerischen Fähigkeiten . . .«
Leute mit schauspielerischen Fähigkeiten gibt's in Straflagern übergenug. Die Figuren sind aufgestellt, der Student macht den ersten Zug, und zwar beschlagnahmt er jedes Blatt Papier, vermischt Brotleim mit Ruß und schreibt in bester Schönschrift die Flugblätter:
»Nieder mit der Sowjetmacht – es lebe die Anarchie!«
»Nieder mit Stalin – es lebe Hitler!«
Und so weiter . . . Über die Thematik seiner Flugzettel zerbrach sich Mischka nicht den Kopf.
Am Tage X, beim Morgengrauen, glauben die Tschekisten ihren Augen nicht zu trauen. Aus einer Matratze hergestellt, flattert über dem Straflager eine große, schwarze Fahne, mit Totenkopf und gekreuzten Knochen.
Eine Stimme gellt auf:
»Nieder mit der Sowjetmacht!«
Und wieder Stille.
Von den Wachttürmen peitschen Schüsse.
Und wieder Grabesstille, so, als wären alle im Lager tot oder geflüchtet.
Unterdessen summt im Wachhäuschen das Telefon:
»Alarm! Alarm! Außergewöhnlicher Vorfall – Alarm!« Die Strafniki befinden sich im offenen Aufruhr!
Jenseits des Stacheldrahts bricht eine unglaubliche Panik aus. Nach einer halben Stunde ist die ganze Lagerabteilung auf den Beinen. Großalarm!

Im Stab der Wachmannschaften ebenfalls Großalarm!
Beritten, zu Fuß und motorisiert eilen die Tschekisten zu Schargolins Datscha, um die Strafniki zur Vernunft zu bringen. Sie nähern sich der Wache — alles ruhig, öffnen die Tore der Wache — nichts zu sehen.
Mit vorgehaltenen Maschinenpistolen marschieren sie scharenweise in die Zone — und immer noch regt sich nichts.
»Kommt heraus — oder wir schießen!« schreien die Tschekisten und geben ein paar Warnschüsse ab.
»Wir ergeben uns!« ertönt eine Stimme aus den Baracken. Danach erscheint, einen Fußlappen als Symbol der Ergebung schwenkend, Mischka-Student. Ihm folgen — vorsichtig, mit hochgehaltenen Händen — die übrigen Strafniki.
Schluß. Der Aufstand ist beendet.

Ein solcher Fall unterliegt stets der Untersuchung durch eine Spez-Kommission der Tscheka. Die Strafniki werden zu den Verhören geschleift, geschlagen — befragt — wieder geschlagen. Aber niemand gibt etwas zu.
»Wer hat den Aufstand angezettelt? Von wem stammen die Flugzettel? Was bedeutet dieser rätselhafte Brief?«
»Sag ich nicht — ihr werdet's doch nicht glauben!«
Erneute Verhöre — erneute Schläge.
Da endlich hält es einer der Strafniki nicht mehr aus — bekennt alles. Die anderen folgen seinem Beispiel:
»Schargolin selbst — der war's! Der war die Seele des Aufstandes. Der Schuft, der verdammte, hat uns in die Irre geführt, sicher hat uns der Hund selbst verraten! Wollte auf unsere Kosten Karriere machen, wollte sich mit unserem Blut die Generalsepauletten verschaffen, das Schwein!«
Man stelle sich die Verblüffung des verdienten Tschekisten Schargolin vor, als man nun ihn seinerseits zum Verhör bittet.
»Nun, teuerster Genosse, jetzt erzähle mal, wer diesen Aufstand organisieren wollte ...«
»Aber Genossen! Um Gottes willen ...«
»Schau, schau, jetzt erinnert er sich sogar schon an Gott! Also

dann berichte mal, mit allen Einzelheiten, womit du dich vor und nach der Revolution beschäftigt hast . . .«
Das sowjetische Gesetz ist hart wie Stahl, taub wie Stein, störrisch wie jeder seiner Paragraphen. Vor der sowjetischen Justiz sind alle Menschen gleich! Die Aussagen dreier Zeugen genügen. Die Beweise liegen klar auf der Hand. »Bitte schön der Nächste, teuerster Genosse!« Schargolin ist entlassen, schachmatt gesetzt und erhält seine fünfundzwanzig, wie jeder andere. Die Strafniki aber kommen aus diesem Lager heraus — der Zweck heiligt die Mittel!

Bei den Tschekisten genoß Mischka-Student einen selten schlechten Ruf und sie vermieden jedes längere Gespräch mit ihm, denn das war gefährlich.
Da ertappt zum Beispiel ein Aufseher den Studenten beim Kartenspiel, schimpft natürlich. Eine Betrafung scheint unvermeidlich.
»Natschalnik, ich habe das Gefühl, daß du etwas gegen die Karten an sich hast—«, versucht der Student sich aus der Klemme zu ziehen.
»Aber natürlich!« versichert der Aufseher.
»Hm, das ist aber sehr schlimm, denn sogar Karl Marx war ein Kartenspieler. Da schreibt er im 11. Kapitel seines vierten Bandes darüber . . «
Bei der Erwähnung des Ahnherrn des Kommunismus wird es dem Aufseher unbehaglich.
»Hör auf, mir von Karl Marx vorzuspinnen, der ist dir kein Vorbild . . .«
»Was, kein Vorbild? Karl Marx kein Vorbild! Und überhaupt, wie darfst du Parasit in solchem Ton von Karl Marx sprechen?«
»Ich bin dir kein Parasit, sondern dein Natschalnik!«
»Nein, du bist ein Parasit! Darüber schreibt Karl Marx in seinen Werken. Jeder, der Uniform trägt und keine Produktion leistet, ist ein Parasit!«
»Halt's Maul! Ich verbitt mir den Ton!«
»Aha — dir paßt Karl Marx also nicht!« frohlockt der Student,

»Jungens, habt ihr's gehört, ihm paßt Karl Marx nicht!« ... Meist zogen die Aufseher vor zu verschwinden, verfolgt von lautem Gelächter.
»He, dir gefällt wohl die Sowjetmacht plötzlich nicht mehr?! ..«
Ob es Karten waren oder Desinfektion der Baracken, ob es sich um Essen handelte oder nur um ein Gespräch über das Wetter — immer verstand der Student zur Politik überzuleiten und den Feind sozusagen mit den eigenen Waffen in die Flucht zu schlagen.

Während wir also im BUR saßen, herrschte draußen in der Zone unumschränkt Major Polewoi, der sich auf der ganzen Inta einen Namen als querköpfiger Despot erworben hatte. Dick, mit schwammigem Gesicht und seelenlosen Schweinsaugen, rief er allein durch sein Erscheinen bei den Arbeitern helles Entsetzen hervor.
Jeden Morgen machte Polewoi, die Hände auf dem Rücken, langsam, ohne Eile den Rundgang durch seine Domäne — und alle Lagerstraßen verödeten im Nu.
Nicht umsonst trug Polewoi als Spitznamen »Ugrjum — Burtschejew«, den Namen des Gouverneurs aus einer Satire Saltikow-Schjedrins, vor dem alles zitterte und bebte.
Wo es zitterte, wo es bebte — blieb ungeklärt. Die Stadt war leer, denn beim Erscheinen »Ugrjum-Burtschejews« versteckte sich alles, kroch in die Mauselöcher und wagte dort nicht zu atmen. Ein Gefangener brauchte Polewoi-Burtschejew nur vor die Augen zu kommen, und schon rief ihn der Gefürchtete mit einer unmißverständlichen Bewegung des dicken Zeigefingers heran.
Der Gefangene riß seine Mütze ab, setzte sich in Trab und baute sich stramm vor dem Natschalnik auf.
»Name?«
»Gefangener Soundso! Nummer soundso. Paragraph ... Frist ... Beendigung der Straffrist! ...«

Polewoi musterte den Gefangenen mit prüfendem Blick, und es ist kein einziger Fall bekannt, daß er keinen Anlaß zur Nörgelei gefunden hätte.
»Warum sind die Schuhe nicht geputzt? Hast dich wohl dazu entschlossen, Staatseigentum verderben zu lassen?«
»Ja – aber – ich, Bürger Natschalnik ...«
»Halt's Maul! – fünf Tage Karzer!«
Zwanzig Schritte weiter trifft Polewoi einen anderen Gefangenen. Das gleiche Theater:
»Name?«
»Soundso, Bürger Major!«
»Nicht Bürger Major, sondern Bürger Natschalnik!« Blickt auf das Schuhwerk.
»Was ist denn das! Wieso glänzen die Schuhe bei dir, als ob du zum Ball willst? Woher hast du die Schmiere organisiert?«
»Ja – ich – Bürger Natsch ...«
»Halt's Maul! – fünf Tage Karzer!«
Ebenso wie die Gefangenen fürchteten auch die Aufseher und Freien den Major, denn er lenkte sie ebenfalls mit eiserner Faust, wobei er keine Möglichkeit ausließ, sie mit der Entziehung eines Monatslohns oder einer Geldprämie zu strafen. Er diktierte auch Hausarrest, und man erzählte sich, daß er sogar seine eigene Frau von Zeit zu Zeit in die Besenkammer sperrte und ihr nichts zu essen gab.
»Ich werde euch beibringen, wie man die Sowjetmacht lieben muß!« lautete sein Lieblingsausspruch.

So saß auch ich einmal, von Polewois Gnaden, meine fünf Tage Karzer ab. Diesmal tatsächlich für nichts und wieder nichts! Einfach weil ihm mein Blick mißfallen hatte.
»Was schielst du mich so an?«
»Verzeihung, Bürger Natschalnik, ich habe ja gar nicht zu Ihnen hingeschaut!«
»Halt's Maul! Also kann er seinem eigenen Natschalnik nicht mehr in die Augen sehen! Fünf Tage Karzer!« ...

Da hocken wir nun in Unterwäsche auf den blanken Pritschen, langweilen uns und verfluchen Polewoi nebst allen seinen Vorfahren, als auf dem Gang plötzlich ein entsetzliches Geschrei und Gequieke losgeht. Schimpfworte, Getrampel und über allem eine gellende Weiberstimme:

»Schufte, rührt mich nicht an! Hilfe! Wie dürft ihr wagen, einen Neffen Woroschilows anzurühren! Hiiilfe! ! . . .«

Die Karzertür wird aufgerissen und hereingeflogen kommt — völlig nackt — ein dunkelhaariges Bürschchen, fast noch ein Junge.

Nachdem er ein wenig zu sich gekommen ist, steht der Bengel auf, macht eine tiefe Verbeugung und stellt sich vor:

»Valentin Roditschkin aus Leningrad!«

Danach besieht sich der Pazan mit Kennermiene unsere Zelle — wie ein Reisender sein Hotelzimmer — und auf seinem Gesicht drückt sich höchste Mißbilligung aus.

»Pfui — wo bin ich da nur hingeraten!« murrt er. »Hier fehlen ja sogar die elementarsten Bedingungen der Hygiene.«

Im Karzer sind die Leute hungrig und böse, und darum fand sich sofort ein Grund, dem Bengel eine Tracht zu verabreichen, als es sich zudem noch herausstellte, daß er frisch aus der Freiheit kam. In dieser Beziehung ist man in der Gefangenschaft zu den Novizen recht hart.

Aber auf diesen Novizen machten die Prügel nur wenig Eindruck. Er kletterte auf die Pritsche und beäugte seelenruhig seine blauen Flecke.

»Ihr habt doch gar keinen Grund, euch über mich zu ärgern, Jungens«, sagt er, »na, eure Sache! Ich meinerseits aber werde alles dransetzen, um normale menschliche Bedingungen zu erzwingen, welche in der sowjetischen Verfassung jedem Bürger unseres Landes garantiert werden.«

Das kam betont hochtrabend, als gekonnte Parodie auf Levitan, den berühmten Sprecher von Radio Moskau, heraus.

Alles grölte vor Lachen.

»Komödiant!« stellte jemand fest.

Ein großer Komödiant, würde ich sagen. In dieser Beziehung enttäuschte uns der Junge nicht, übertraf sogar all unsere Erwartungen. Seine Streiche wurden bald zum Tagesgespräch des Lagers.

Roditschkin stammte aus Leningrad. Das sprach schon aus seinem Benehmen, denn bekanntlich haben ja sogar die Leningrader Diebe mehr Lebensart als viele sogenannte kultivierte Moskauer. Sein Vater war Gelehrter irgendeines Forschungsinstitutes gewesen, die Mutter Schauspielerin, und von ihr hatte Valentin wohl seine außergewöhnliche schauspielerische Begabung geerbt. Roditschkins Eltern kamen beide im Kriege um. Der Vater fiel an der Front und wurde nachträglich zum »Helden der Sowjetunion« erklärt. Die Mutter verhungerte während der Leningrader Blockade. Der siebenjährige Valentin wurde von einer Einheit bei Leningrad sozusagen als Regimentssohn adoptiert.

Die nächsten Jahre brachte Valjka unter Soldaten zu. Doch da er sich weder durch einen soliden Charakter noch strenge Disziplin auszeichnete, fand er in keinem Regiment eine längere Bleibe, wanderte von einer Garnison zur anderen und wurde endlich — schon nach Kriegsende — aus der Armee gefeuert. Da stellte er sich dann auf eigene Füße und lebte von dem, was ihm Gott schickte.

Da Valjka ein phänomenales Gedächtnis besaß, wußte er Namen, Vatersnamen, Rang und Posten der ganzen Führung des Leningrader Wehrbezirks, kannte den Mechanismus der hierarchischen Rolltreppe, die alle Stabsoffiziere zu den wundersamen, goldenen Marschallepauletten nach oben krochen. Diese Kenntnisse brachten Roditschkin auf den Gedanken, seine »Verbindungen« auszunutzen.

Also begibt sich Valentin, der Erwachsenenstimmen unübertrefflich nachahmen konnte, zur nächsten Telefonzelle, wählt die Nummer irgendeines Natschalniks, räuspert sich dann und spricht im tiefsten Baß in die Muschel:

»Pavel Stepanowitsch!«

»Ja, ich höre«, antwortet in nervösem Tonfall irgendein Major der Transport- oder Verpflegungsabteilung.

»Ich bin's Jefremow!« nennt Roditschkin jetzt den Namen eines würdigen Generals, den man sozusagen mit der Hand schon nicht mehr erreichen kann.
Die Stimme des Majors ändert sich sofort, wird zärtlich – einschmeichelnd.
»Ich höre Sie, Genosse General!«
»Kche-kche –« hustet »General« Roditschkin asthmatisch, »ach, mein lieber Pavel Stepanowitsch, ich habe gewissermaßen eine persönliche Bitte an dich –«
»Freue mich von Herzen, Ihnen zu Diensten zu sein, Genosse General!«
»Ja, siehst du, da haben wir also einen Jungen hier, Valjka heißt er, ist der Sohn eines gefallenen Helden. Also, kche – kche, man muß dem Jungen eine einmalige Hilfe gewähren. Bei uns im Stab ist für solche Fälle gerade der Fond ausgegangen. Kche – kche! Man muß den Jungen ein bißchen einkleiden, ihm eine Fahrkarte zu seiner alten Tante nach Kasan organisieren! Kche – kche! Mit einem Wort, sorg mal dafür!«
»Ich werde dafür sorgen, Genosse General!«
»Kche – kche! Und treib auch etwas Verpflegung auf, für die Fahrt. Kche – kche.«
Ohne weitere Kommentare verstummt die hustende Generalsstimme.
»Zu Befehl, Genosse General!«
Glückstrahlend lauscht der Major noch einige Zeit in den Hörer und legt ihn dann mit sanftester Behutsamkeit auf.
»Also das ist ein Ding! Jefremow selbst ruft mich an, kennt mich mit Namen und Vatersnamen, redet mich mit ›du‹ an! Also da kann man bald mit dem zweiten Sternchen rechnen ...« freut er sich händereibend.
Es vergeht keine halbe Stunde und Roditschkin erscheint. Ein braver, schüchterner Bub spricht mit seinem hellen Stimmchen:
»Ich komme vom General Jefremow, von Semjon Petrowitsch ...«
»Ich weiß, ich weiß!« antwortet wohlwollend der Major, geht zum Knaben und fährt ihm übers Haar.
»Also hast du dich zum Reisen entschlossen?«

»Ich — ja — ich will meine Tante in Kasan besuchen. Hab ja sonst niemand mehr auf der ganzen Welt.«
Der Major fühlt sich fast zu Tränen gerührt und tut alles, was in seiner Macht steht, um dem armen Waisenkind, dem Sohn eines an der Front gefallenen Helden zu helfen: drückt einige Knöpfe — schon hat das Lager den Befehl zur Ausgabe von Verpflegung für eine Woche. Die Kleiderkammer bekommt einen mündlichen Befehl:
»Der Kleine da muß eingekleidet werden. Macht nichts, daß ihm alles ein bißchen zu groß ist, seine Tante in Kasan wirds ihm schon ändern.«
In der Schreibstube genügt ein Federstrich — fertig ist die Fahrkarte.
»Ich danke, Genosse Major!«
»Keine Ursache, mein Junge. Es geschieht von ganzem Herzen, weil's doch um die neue Generation geht — unsere Ablösung gewissermaßen. Gute Fahrt!«
Muß man erwähnen, daß die erhaltenen Kleidungsstücke und Konserven noch am gleichen Tage auf dem Schwarzmarkt von einer Hand in die andere gehen, während sich ein dicker Schieber im Zug nach Kasan vor Freude immer noch nicht fassen kann, weil eine Fahrkarte, auf die man üblicherweise eine Woche warten muß, wie vom Himmel gefallen ist — und außerdem noch um den halben Preis! . . .
Diesen Trick wandte Roditschkin unzählige Male an, und jedesmal verzog seine alte Tante weiter und weiter, bis sie endlich ihren ständigen Wohnsitz in Wladiwostok aufschlug. Seine Leidenschaft fürs Autofahren wurde Roditschkin zum Verhängnis. Mit Hilfe des gleichen Telefons stellte Valentin den Anschluß zu irgendeiner Militärgarage her und bestellte sich im Namen eines »hohen Tieres« einen Wagen.
» . . . so für zwei oder drei Stunden. Meine Frau möchte, daß unser Kleiner einige Besorgungen macht!«
Wieder werden Knöpfe gedrückt. Ein Fahrer klemmt sich ans Steuer, der Motor brummt auf und ein glänzender SIS fährt los, um an der bestimmten Stelle dem »Generalssohn« zu Dien-

sten zu sein. Dann setzte sich Roditschkin sehr würdevoll neben den Fahrer, gab ihm zu rauchen, betrachtete die Umgebung und erzählte allerhand Fabeln über das Privatleben der Generalsfamilie. Manchmal ging seine Frechheit so weit, daß er den Wagen vor einem Kino halten ließ.
»Warte hier —« befahl er dem Fahrer, kaufte ein Eis und ging seelenruhig hinein, um sich irgendeinen lustigen Film anzusehen.
Doch die sowjetische Abwehr ist wachsam! Es vergingen keine anderthalb Jahre, als im SMERSCH festgestellt wurde, daß ein geheimnisvoller Knabe per Telefon sowjetische Militärautos anfordert und sie zu absolut rätselhaften Zwecken gebraucht. Die sowjetische Abwehr setzte nun alles in Bewegung, sie warf ihre Netze aus ... und ausgerechnet da beging Roditschkin den Fehler, sich als Sohn eines Generals auszugeben, der weder Frau noch Kinder besaß.
Der bestellte Wagen kommt angefahren. Ihm folgt ein zweiter, mit Beamten des MWD vollgestopft — und die übliche Spazierfahrt Valentins endete im »Großen Haus«, wie die Leningrader ihre Lubjanka nennen.
Seine Rolle als Generalssohn brachte Roditschkin fünfundzwanzig Jahre Arbeitserziehungslager ein. Doch keine Macht der Welt hätte Valentin davon abhalten können, Theater zu spielen. In den unerwartetsten und ungewöhnlichsten Formen setzte er es im Lager fort. Sicher schmeichelte ihm auch, daß rundum alles fragte: »Was hat denn Roditschkin heute angestellt?«
Valjka wurde zum Eulenspiegel des ganzen Lagers und verblüffte sogar den wahrlich kaum aus der Ruhe zu bringenden Polewoi. Es regnete nur so Karzer: Fünf Tage! — Zu wenig? — noch fünf Tage! Von Roditschkin aber prallte es einfach ab. Führt man uns Karzerinsassen zum Beispiel in die Banja — dann springt Valentin dort unbedingt splitternackt aus dem Fenster und rast geradewegs ins Arbeitszimmer Polewois, des »Vaters und Wohltäters«, wie er ihn höhnisch anzureden pflegte. Wirft sich also vor Polewoi in die Knie und zetert durchdringend:

»Ach, du mein Vater, ach, du mein Beschützer! Errette du mich vor der Willkür deiner Henker! Tritt doch du für mich unglückselige Waise ein! Du und Stalin – ihr seid die einzigen guten Menschen auf der Welt! Nur ihr beide seid gerecht ...«
Und dabei zerfloß Roditschkin im wahrsten Sinne des Wortes in Tränen. Solche Szenen setzten Polewoi dermaßen in Erstaunen, daß er tatsächlich in Verwirrung geriet und seine sakramentalen »fünf Tage Karzer« glatt vergaß.
Zum Lieblingsopfer für seine Späße hatte sich Roditschkin einen stumpfsinnigen und galligen Ukrainer, den Oberaufseher des BURs, Ribalko, erkoren. Fast täglich spielten sich folgende Auftritte ab:
Gelangweilt hockt Roditschkin da. Plötzlich geht er an die Tür und klopft.
»Natschaaaaalnik! !«
Der Stimme nach könnte man meinen, Roditschkin würde gerade umgebracht.
Eine Minute später erscheint Ribalkos Kopf in der Futterklappe.
»Was brüllst du?«
»Ich brülle nicht. Ich will dich heimlich was fragen.«
»Ich darf keine Heimlichkeiten mit dir haben. Frag laut!«
Roditschkin in vollster Lautstärke:
»Ribalko – weißt du, daß du ein Dummkopf bist?«
»Na und –« der Aufseher begreift nichts.
»Was heißt ›na und‹. Es ist sehr traurig, daß du ein Dummkopf bist, sonst würdest du ja kapieren, was du für ein Schuft bist und würdest dich schämen. So aber bleibst du eben ein schamloser Schuft!«
Ribalko runzelt seine rötlichen Augenbrauen, versteht absolut nicht, was das Ganze bedeuten soll, ahnt aber Ungutes und klappt wütend die Futterklappe zu.
»Dich werd ich noch tanzen lehren! Dir werd ich noch zeigen, was ich für ein Dummkopf bin! Selber bist du ein Dummkopf!« schnauzt er den Gang entlang.
Es vergehen fünf Minuten, und Roditschkin hämmert schon wieder an die Tür.

»Natschalnik! Natschalnik, komm! Ich muß dir etwas sehr Wichtiges sagen!«
Aufgebracht zeigt sich Ribalkos Gesicht in der Futterklappe.
»Hör auf zu lärmen, sonst sperr ich dich in den Karzer!«
»Aber das will ich ja gerade! Übrigens hab ich mir's überlegt, ich möchte dich um Verzeihung bitten. Du bist kein Dummkopf, wie ich dachte. Du bist bloß ein kulturloser Mensch. Und ich muß mich wundern, daß ein solcher Idiot so lange in der Partei geduldet wird!«
Diese Worte lassen den Oberaufseher sofort explodieren.
»Selber bist du ein kulturloser Mensch! Selber ein Idiot, wenn du es wagst, so mit deinem Natschalnik umzugehen. Fünf Tage Karzer!«
Roditschkin frohlockt:
»Und du bist doch ein Dummkopf! Ein Dummkopf! Was bist du mir für ein Natschalnik, wenn ich dich doch selbst dazu gebracht habe, mir die fünf Tage aufzubrummen!«
Nur gut, daß uns – trotz des strengen Regimes – die Kameraden aus der Zone halfen. Hauptsächlich natürlich denen, die im Karzer saßen. Sonst wäre Roditschkin auf diese Art bald verhungert. Aber der Bengel machte allen soviel Spaß, daß es schon eine Sünde gewesen wäre, ihm nicht zu helfen.
Ein anderer denkwürdiger Streich Valentins war der Fall mit den »Hühnchen und Hähnchen«.
Es war im Winter, und man jagte uns morgens aus dem BUR, um die Wege in der Garnison freizuschaufeln. Wir gingen ganz gern hin, da man bei den Soldaten – wenn nicht stehlen – so doch immer etwas schlauchen konnte. Die Hauptsache war für uns Machorka – Brot hatten wir selbst genug.
Eines Tages formte Roditschkin aus Brot eine Menge Spielzeug: winzige Häuser und Bäume, Hühnchen und Hähnchen, stellte dies alles auf die Pritsche und freute sich seiner Erfindung mit der Naivität eines Kindes.
Einmal nun ertappte ihn Ribalko bei seinem Spiel.
»Was sind denn das für Neuigkeiten?« knurrt er. »Gib her!«
»Nein!«

Ribalko kriecht auf die Pritsche, nimmt Valentin das Spielzeug fort.
»Los, komm mit in die Kommandantur, wirst eine Erklärung darüber schreiben.«
»Nein, ich geh nicht!«
Man schleppt Roditschkin mit Gewalt zur Kommandantur.
»Hast du dir ein neues Spiel ausgedacht?« leitet Ribalko die Untersuchung ein.
»Nein.«
»Und warum verdirbst du dann das Brot — kriegst wohl zu viel davon? Was soll der Blödsinn — erkläre!«
»Ich will nicht!« wehrt sich Valentin — aber plötzlich kommt ihm ein herrlicher Einfall.
»Du bist mir viel zu dämlich, wirst es sowieso nicht kapieren ...«
Endlich, nach langen Bitten und Drohungen, gesteht Valentin alles:
»Siehst du, neulich habe ich Kontakt mit ausländischen Spionen aufgenommen. Sie gaben mir den Auftrag, Nachrichten über die hiesige Garnison zu übermitteln ...«
»Was! Waaas?«
»Na ja, du weißt doch selbst, daß wir weder Bleistift noch Papier haben. Da wurde dann ausgemacht, daß ich meine Mitteilungen mit verschiedenen Hühnchen und Hähnchen ausdrücken soll. Dies Hühnchen ist zum Beispiel das Waffenarsenal und der Hahn hier ist die Wachstube. Das ist der Schießübungsplatz, hier der Stab ...«
Ribalko runzelt die Stirn. Unter dem dicken Schädel arbeiten schmerzhaft seine höchstgradig vereinfachten Gehirnwindungen: ... Ausländische Spione ... Hühnchen ... Schießübungsplatz ... und dazu noch die ständigen Befehle über verschärfte Wachsamkeit!
»Aber lügst du auch nicht, Roditschkin? Hast du dir das nicht einfach ausgedacht?«
»Aber was glaubst du denn von mir, wo werde ich dich denn belügen?«
Der Tschekist sperrt den Jungen in eine Einzelzelle, ruft dann

einen alten politischen Gefangenen, der immer die Öfen heizt und in Notfällen den Sekretär abgibt.
»Setz dich, schreib!« befiehlt Ribalko. »An die III. Abteilung des MINLAG — MWD-SSSR. Meldung. Punkt. Neue Zeile: Heute — schreib das heutige Datum — wurden von dem Oberaufseher Ribalko beim Rundgang in der Zelle des SK* Roditschkin rätselhafte Gegenstände entdeckt. In Klammern: Aus Brot geformt. Punkt. Gegenstände, deren Vorhandensein in der Zelle unzulässig ist. Bei der ersten Vernehmung hat SK Roditschkin gestanden ...«
Dem alten Männlein fallen fast die Augen aus dem Kopf. Er hält im Schreiben inne und schielt ängstlich zum Aufseher hin.
»Bürger Natschalnik«, stotterte er, »aber das ist doch absoluter Unsinn! Sie werden verzeihen, aber mir scheint, daß sich Roditschkin mit Ihnen einen Scherz erlaubt hat —«
»Schreib, schreib weiter, wenn man dir sagt. Euch Politische kennen wir schon, ihr wollt einander bloß decken! Und schreib genau, wie ich sage: ... mit dem Zweck der Übermittlung strategischer Geheimnisse an feindliche Agenten ...«
Die Meldung ging ihren vorgeschriebenen Weg und hatte eine stürmische Reaktion zur Folge: Blaurot vor Wut kam der Oper in den BUR hereingefegt.
»Wo ist Roditschkin? Her mit dem Halunken und Provokateur! Seid ihr hier denn schon alle übergeschnappt oder besoffen?«
Roditschkin — was kümmert es den!
»Ich hab doch nur Spaß gemacht, Bürger Operupolnomotschenyi. Der Ribalko hat sich ja alles selbst ausgedacht.«
»Ich werde dir zeigen, solchen Spaß zu machen! Fünf Tage!«
Was nun Ribalko anbetrifft, dem kam das Späßchen viel teurer zu stehen:
»Idiot! Wollen Sie unsere Verwaltungsorgane zum Gespött machen? Kennen Sie denn Roditschkin nicht gut genug?«
»Ich, ich dachte, Genosse Operupolnomotschenyi, im Sinne der Wachsamkeit ...«

* Abkürzung von sakljutschennij = Strafgefangener

»Sie Holzkopf haben überhaupt nichts zu denken! Wir werden den Fall vor die Parteiversammlung bringen. Nehmen Sie vorläufig zehn Tage Arrest zur Kenntnis! Und bereiten Sie alles zur Übergabe Ihres Postens als Natschalnik des BUR vor!« ... So unliebsam also können sich »Hühnchen und Hähnchen« auf die Karriere eines allzu wachsamen Aufsehers auswirken.

Im Sommer 1952 kam es in den Lagern des Polargebietes zu großen Veränderungen. Infolge der stark abgesunkenen Kohleförderung stand die gesamte sowjetische Wirtschaft kurz vor einem Zusammenbruch, so daß die seinerzeit von Lenin geprägte Losung »Kohlen sind das Brot unserer Industrie« besonders aktuell wurde. Nachdem sie sich von der Unrentabilität der Politik der Peitsche überzeugt hatte, griff die Sowjetregierung nun zum Zucker. Aus Moskau kam der Befehl, den Gefangenen den gleichen Lohn wie den freien Bergleuten auszuzahlen – natürlich mit Abzügen für die Erhaltung der Wachmannschaften, der Lagerverwaltung und all dessen, was wir »Steuern zur Vergoldung des Stacheldrahts« nannten.
Im Durchschnitt verdienten nun die Kumpel dreihundert Rubel monatlich. In den Lagern wurden Läden eröffnet. Marmelade, Margarine, Bonbons und Fischkonserven wurden für die Arbeiter erschwinglich. Mit Butter, Zucker und anderen Mangelwaren stand es nicht ganz so gut. Um diese zu erhalten, genügte Geld nicht allein, man mußte auch *Blat*, das heißt gute Beziehungen haben. Zweifellos wurde aber gerade diese Neuerung die Ursache einer inneren Umwälzung, zu der es damals in den Lagern kam.
Eines Tages füllte sich die ganze Zone mit wildem Geschrei:
»Schlagt sie, die Schufte!«
»Schlagt zu!«
»Tod den Blatnoi! Schlagt sie tot, bis auf den letzten Mann! ...«
Es entspann sich eine erbitterte Messerstecherei.
Die Kriminellen, die ja grundsätzlich nicht arbeiteten, waren

nämlich auf den Gedanken gekommen, von den Arbeitern ihren »Zinsgroschen« zu verlangen und waren zum ersten Mal auf einen entschiedenen und organisierten Widerstand gestoßen. Da die Arbeiter zahlenmäßig ihren Gegnern weit überlegen waren, gewannen sie die Oberhand.
Einige Kriminelle waren tot — die anderen kamen, ziemlich mitgenommen, rettungsuchend in den BUR gelaufen.
Die jahrelangen Erniedrigungen, die jahrelang ertragenen Schläge und Verhöhnungen hatten den plötzlichen Ausbruch hervorgerufen.
In lärmenden, schreienden, mit Spitzhacken und Brecheisen bewaffneten Haufen zogen die Arbeiter zum BUR.
Es wurde Alarm gegeben.
Die Tschekisten rannten hin und her.
»Halt! Halt! Jungens, was macht ihr denn? Im BUR sitzen doch auch andere, nicht nur Blatnoi!«
»Der Teufel soll auch die anderen holen!«
Flüche kamen aus der Menge.
»Macht das Tor auf!«
»Wo warst du, Hurensohn, als diese Schufte in all den Jahren unser Blut soffen?«
»Tod den Blatnoi! Alle sollen sie baumeln!«
Wir waren an die zwanzig Politische im BUR. Die Stimmung war düster. In diesem Durcheinander wird man uns wohl alle über einen Kamm scheren, dachten wir. Und plötzlich kamen dichte Rauchwolken durch die Gitter. Im Gebälk knisterte es, Feuerzungen leckten an den Wänden des BURs hoch.
»Brüder — die Banderowzy wollen uns lebendig verbrennen!«
»Ausräuchern!« kommt es von draußen.
Türen krachen unter den Axtschlägen. Rauch, Flüche ...
»Brüder, zu Hilfe! Wir werden erschlagen, Brüder ...«
Schwer zu sagen, welchen Ausgang die Sache genommen hätte, wäre nicht im letzten Augenblick eine Kompanie bewaffneter Soldaten erschienen. Wieder Geschrei — einige Schüsse — und zögernd wichen die Arbeiter zurück.

Der Brand wurde gelöscht. In der gleichen Nacht kamen die überlebenden Kriminellen in ein anderes Lager. Die Macht war in die Hände der Banderowzy übergegangen, der »Westlichen«, wie sie auch genannt wurden, denn die meisten Anführer stammten aus der Westukraine.
Nun, da das Lager von Kriminellen gesäubert war, hätte man annehmen können, daß die einfachen Arbeiter frei aufatmen durften. Nichts dergleichen! Die neuen Herren waren nicht besser als die alten.
In der Küche und den Vorratslagern wurden Ukrainer eingesetzt. Die Brigadiere und Arbeitszuteiler bekamen strenge Anweisungen, wie der und jener verpflegt, welche Prozente dem und jenem angerechnet werden sollten. Immer stärker ahmten alle Banderowzy-Anführer durch Manieren und Kleidung die Blatnoi nach.
Bald wurde die Frechheit der »Westlichen« unerträglich. Sie fingen mit den Litauern Messerstechereien an. Dann ging dasselbe zwischen West- und Ostukrainern los. Die Russen mischten sich ein, und es kam zu einer Massenschlächterei, wobei kein einziger mehr mußte, wer wen — wofür abstach.
Bei solch einem Karussell wurde sogar den Tschekisten schwindlig. Im BUR reichte der Platz nicht mehr und nur wir, die »ausgekochten Fraier«, hatten einen Vorteil: man ließ uns einzeln aus dem BUR und wies uns in die sogenannte Strafbaracke ein. Mein erstes Zusammentreffen mit den Banderowzy war durchaus kein erfreuliches.
»Wir haben gehört, daß du ›Seel in Seele‹ mit den Blatnoi gelebt hast, Hurensohn! Hast ihnen sogar Tätowierungen gemacht, Aas!« sagte einer der Atamane zu mir, als ein ganzer Haufen Banderowzy in unsere Zelle hereingebracht wurde.
»Ich gehöre keiner Partei an und bemühe mich, mit jedem ›Seel in Seele‹ zu leben. Und die Tätowierungen hab ich den Blatnoi gemacht, um mir ein übriges Stück Brot zu verschaffen.«
»Hör mit dem Blödsinn auf! Wir mögen keine Scherze! Sollten wir noch irgend etwas bemerken, drehn wir dir sofort die Seele aus dem Leib!« erhielt ich die unfreundliche Warnung.

Auch Roditschkin mochten die Banderowzy nicht.
»Den kennen wir schon — hat sogar den Polewoi Vater und Wohltäter genannt ...«
Allein daran konnte man ermessen, daß den Ukrainern wirklich jeder Sinn für Humor abging. Dennoch versuchte ich, mit ihnen diplomatische Beziehungen aufzunehmen, und es verging keine Woche, da machte ich auch ihnen Tätowierungen. Hauptsächlich den Dreizack, ihr nationales Symbol. Mit Ausnahme dieses Dreizacks aber unterschieden sich die Tätowierungen kaum von denen der Kriminellen.
Eines Tages hätte allerdings meine ganze »Diplomatie« fast ein Fiasko erlitten und zwar nur wegen meiner Vorliebe, die Nase überall dorthin zu stecken, wo sie nicht hineingehörte.
Die Banderowzy verfügten über einen recht begrenzten Gesprächsstoff: eins — zwei war er erschöpft. Das Hauptthema waren die Erinnerungen, wie sie in der Freiheit Speck mit Speck gegessen, Wodka gesoffen und Straßenschlägereien veranstaltet hatten. Die Verheirateten berichteten gern, wieviel Zentner »Titten« und wieviel Zentner Hintern ihre »Weibsbilder« gehabt hätten. »Ein erstklassiges Weibsbild war's — da war was dran zum Festhalten ...«
Doch hin und wieder geschah es, daß die Gespräche, sagen wir mal, abstrakteren Charakter annahmen.
»Was ist das eigentlich — Kultur?«
»Kultur — das ist, wenn ich dir eins in die Fresse gebe und mich hinterher entschuldige: Bitte verzeihen Sie, ich habe Ihnen aus Versehen eins in die Fresse gewischt ... das bedeutet dann, daß ich ein kulturvoller Mensch bin.«
»Und was bedeutet das — Bolschewiki?«
»Ach, hör mir doch auf! Hauptsache, du verstehst, daß alle Moskali, das heißt also die Russen, Juden und Bolschewiki, ein und dasselbe sind. Und alle miteinander sind sie Hurensöhne!«
Einmal bekomme ich ein Gespräch über die Entstehung der Welt zu hören. Über Sonne, Planeten und Mond. Ich höre und traue meinen Ohren nicht. Irgendwelche absolut wilde Vor-

stellungen werden da laut: ungefähr, daß die Erde auf drei Elefanten steht, diese aber auf vier Schildkröten. Ich höre und höre, bis mich der Weltschmerz überfällt: waren denn Kopernikus und Giordano Brunos Opfer gänzlich vergebens gewesen?
Also ergreife ich das Wort:
»Jungens«, sage ich, »ihr irrt da ein wenig. Ich selbst war ja nicht auf der Hochschule, aber immerhin . . .«
Daß sich mir die allgemeine Aufmerksamkeit zuwendet, feuert mich noch mehr an, mit meinen Kenntnissen zu glänzen:
»Also, nehmen wir mal an, meine rechte Faust ist die Sonne und in der anderen Hand halte ich also, sagen wir mal einen Apfel, welcher also die Erde vorstellen soll. Und nun beginne ich diesen Apfel um . . .«
Hier bemerke ich, daß sich die Stirnen meiner Zuhörer runzeln, die Gesichter düster-mißtrauisch werden und schon ertönt es: »Du verdammter Froschfresser du! Hör sofort mit deiner kommunistischen Propaganda auf!«
Ich faßte es gar nicht so schnell.
»Wieso?« frage ich.
Einer der Banderowzy springt von der Pritsche, tritt dicht an mich heran und hält mir die geballte Faust unter die Nase.
»Wir sitzen hier im Lager«, sagt er, »um diese Propaganda nicht hören zu müssen! Du«, sagt er, »glaubst sicher nicht mal an Gott und willst uns noch belehren. Mit diesen Scherzchen hör lieber auf, sonst . . .«
Kurzum, fast hätte ich noch Prügel bezogen.
Der Gerechtigkeit halber muß ich hier bemerken, daß Dorfrowdys sich den Namen »Banderowzy« unrechtmäßig angeeignet hatten. Diese, im Lager allgemein die »Westlichen«, von den Russen aber verächtlich »Zob-Zobé« genannt, hatten nicht einmal Anspruch auf die Bezeichnung politische Gefangene. Die echten Kämpfer für die Freiheit der Ukraine, die Mitglieder der Untergrundarmee UPA, kamen nur selten lebend aus den Gefängnissen und hielten sich dann in den Lagern immer »im Schatten«.

Unterdessen dauerte in der Ukraine der ungleiche Kampf eines Häufleins heldenhafter Männer gegen die Übermacht eines gerissenen Gegners an.

Die Lage war dort so verworren, daß es schwer war, Freund von Feind zu unterscheiden. Und betrüblich war die Tatsache, daß sich in den Lagern mit der Maske der Banderowzy oft die sogenannten »Habichte« tarnten, freiwillige Helfershelfer der Kommunisten bei der Vernichtung wirklicher Patrioten.

Ein Bild von diesem furchtbaren Kampf vermittelte die Erzählung eines älteren ukrainischen Bauern, der sich wegen seinen Beziehungen zu den Partisanen im Lager befand. Diese Erzählung hörte ich damals im BUR und war erschüttert.

»Was sollte man tun —« berichtete der Alte, »bis dahin waren die Deutschen da, hatten uns schon die Seele aus dem Leib gequält. Kein Tag verging, wo es nicht hieß:

›Papaschka — gib *Jaika*, gib *Maslo!*‹

Viel haben sie uns von der Wirtschaft nicht übriggelassen. Und dann schießen die Roten von rechts, und die Unsrigen von links.

Die Roten kommen: ›Wo hast du die Butter versteckt?‹ Und daß ich nur die eine Kuh hab und die ganze Hütte voll Kinderchen, das kümmert überhaupt niemand. Und daß mein Weib krank daliegt, ist denen auch egal ...

Die Jüngeren, die sind natürlich vor solch einem Leben auf und in den Wald davon. Wo aber sollte ich Alter hin, wo ich schon mit Müh und Not auf den Ofen raufkrieche ...

Nun also, da kommen mal wieder die Roten und wieder geht's los: ›Wo sind die Eier, wo die Butter?‹

›Hab nichts!‹ sag ich. ›Erst haben mir die Deutschen alles weggenommen, und den Rest haben dann die Partisanen davongeschleppt.‹

Da wurden die Russen dann recht böse. Sagen also:

›Aha, für die hat's dir also nicht leid getan, und für uns tut's dir leid! Dann sag wenigstens, wo die Partisanen stecken!‹

›Das weiß der Leibhaftige‹, sage ich, ›werden doch wohl im Wald stecken, wo werden sie denn sonst wohl sein?‹

Na, kurz gesagt, da haben die Russen mich also genommen und ins Gefängnis geschleppt. Das Weib weint, die Kinderchen wimmern ... Da haben mich die Russen also festgesetzt und begannen mich zu verhören.
›Wo sind die Partisanen?‹
Ich aber habe immer nur die eine Antwort, daß es der Leibhaftige wüßte.
Gut, daß wir in der Ukraine so ein störrisches Volk sind. Da schlugen mich also die Hurensöhne und schlugen mich immer wieder. Aber ich blieb dabei: ›Der Leibhaftige weiß es!‹ Eines Tages nun führen sie mich aus dem Gefängnis heraus, die Hände sind mir natürlich auf dem Rücken festgebunden, setzen mich in einen Lastwagen und fahren mich davon.
›Kommst in ein anderes Gefängnis!‹ sagen sie. ›Dort werden wir dich alten Knaster dann erschießen.‹
Also nach Lwow, denke ich mir, also hat Gott es doch noch so gefügt, daß ich vor meinem Tode unsere zweite Hauptstadt erblicken soll!
Und so fahren wir also durch den Wald. Mich Alten schüttelt's und rüttelt's nur so. Auf einmal höre ich: Bach —babach! Man schießt. Ich duck mich im Wagen und denk bei mir: Ach, Jesus, Maria! denk ich mir, das hat mir noch gefehlt! Der Wagen bleibt stehn. Der Fahrer ist tot. Der Wächter liegt auch wie leblos neben mir. Aus dem Wald kommen bewaffnete Leute. Die rufen: ›Hände hoch!‹ Und alle tragen sie — seh ich — gelb-blaue Binden um die Ärmel. Die Unsrigen sind's also! Und da sag ich nun zu denen: ›Nichts für ungut, liebe Landsleute, aber ich kann die Hände nicht aufheben, weil sie mir am Rücken festgebunden sind.‹
›Wer bist du, Alter?‹ fragen sie. ›Von woher?‹
›Der und der und von dort und dort! Man fährt mich von einem Gefängnis in das andere.‹
›Du lügst, alter Fuchs‹, sagen die Landsleute, ›euch kennen wir! Alle seid ihr Verräter. Gib zu, wieviele du von unsern Partisanen verkauft hast!‹
Na, lange haben sie nicht mir mir umeinandergefackelt, stülp-

ten mir einen Sack über den Kopf und führten mich tiefer in den Wald hinein.
Führen mich lange, lange. Biegen mal nach links ab und mal nach rechts. Dann geht's hinunter, unter die Erde. Es riecht nach Schimmel. Man nimmt mir den Sack ab – und was seh ich! Wir sind tatsächlich unter der Erde. Ringsherum brennen Fakkeln. Schrecklich rußig ist's. An der Wand, seh ich, hängt der Dreizack. Und dazu das Bild von irgendeinem Mann. Stepan Bandera, denk ich mir, unser Ataman wird's sein, der, wo sich jetzt im Ausland befindet. Und da sag ich dann zu dem Obersten von denen, die um mich herumstehen:
›Ich danke dir, Sohn, daß du mich von den Bolschewisten befreit hast!‹
Der aber sagt zu mir:
›Nur immer langsam, von wegen Verwandtschaft, zuerst müssen wir klären, ob du zu den Unsrigen gehörst oder nicht.‹
Und da hab ich ihnen dann alles erzählt: Mein Ältester ist schon längst nach Österreich geflohen. Der Schwiegersohn ist in dem und dem Rayon Bäcker, aber nachts geht er mit den Partisanen. Der Schwager ist auch schon über drei Jahre dabei. Mit einem Wort, hab von meiner ganzen Gevatterschaft die reine Wahrheit erzählt.
›*Dobre, dobre!* Väterchen!‹ sagt der Oberste und schreibt sich alles natürlich genauestens auf. Aber eingesperrt haben sie mich dann doch, die Partisanen. Na, denk ich mir, die werden alles überprüfen, und wenn sie sich überzeugt haben, daß ich zu den Unsrigen gehöre, dann werden sie mich schon rauslassen.
Aber woher denn!« seufzte der alte Mann auf und winkte hoffnungslos mit der Hand ab. »Am nächsten Morgen geht die Tür auf und was sehe ich: mein Landsmann von gestern, der Oberste, steht da und hat Tschekistenuniform an und lacht.
›Schlau bist du ja, Väterchen‹, sagt er, ›aber wie du siehst, ist die sowjetische Macht doch noch schlauer als du!‹ . . .«
Daß die Erzählung des Alten auf Wahrheit beruhte und derartiges Theater tatsächlich eine vielfach angewandte kommunistische Methode war, davon konnte ich mich etliche Jahre

später in Sibirien überzeugen, als ich einen Chinesen traf, dem etwas Analoges zugestoßen war, mit dem einzigen Unterschied, daß sich das Ganze im Fernen Osten abgespielt hatte. Dieser Chinese berichtete, daß im Gelben Meer damals — und vielleicht noch heutzutage — kleine Inseln mit Einheiten der Roten Armee besetzt sind, die in der Uniform und unter der Fahne der Kuo-Min-Tang ihre Spionage und Diversionstätigkeit gegen die Anhänger des Tschiang-Kai-Schek ausüben.

TAUWETTER

Anfang 1953 wurde ich – da der BUR die Banderowzy kaum mehr fassen konnte – in die Strafbaracke überführt. Dort war das Regime schon weitaus leichter. Wir hatten lediglich Arbeiten innerhalb des Lagers zu verrichten, und ich avancierte zum Straßenkehrer – kein sehr erhabener, aber desto ruhigerer Posten. Meine Freizeit verbrachte ich mit Lesen und Zeichnen. In unserer Baracke hing sogar ein Lautsprecher, und ich begann mich wieder dafür zu interessieren, was sich in der Welt tat.

Wenn ich mich recht erinnere, war es im Februar 1953, als Radio Moskau in wilde Verwünschungen ausbrach gegen die »Banden schändlicher imperialistischer Agenten, die sich mit der Maske sowjetischer Ärzte tarnten«. Es folgte die sensationelle Entlarvung der »gemeinen Mietlinge der internationalen Reaktion, welche mit Schmutz und Blut das heilige Banner der Wissenschaft entweiht hatten«, wobei Äußerungen unterliefen wie »verachtungswürdige Kosmopoliten«, »tollwütige Zionisten« und »gemeine Wallstreet-Lakaien«.

Dann stellte es sich heraus, daß in Moskau eine Gruppe namhafter Ärzte – hauptsächlich Juden – verhaftet worden war, welche man aller nur erdenklichen Vergehen, darunter des Giftmordes an bekannten Bolschewisten bezichtigte. Übrigens war ich schon viel früher, beinahe in jedem Lager auf Ärzte gestoßen, die wegen der angeblichen Vergiftung Gorkis ebenso wie Hunderte und Tausende wegen der Ermordung Kirows, ihre Strafe absaßen.

Die einheimischen Machthaber, die sich solchen Mitteilungen gegenüber mit unglaublicher Hellhörigkeit verhielten, reagierten blitzartig: am gleichen Tage waren alle Juden im Lager ihrer Posten enthoben.

Sofort kamen neue Gerüchte in Umlauf, wonach es in Kiew, Odessa und anderen Städten zu Pogromen gekommen sei.

Die Stimmung war gespannt. Eine neue Terrorwelle stand bevor. Diesmal würden Juden die Opfer sein. Ganz offen wurde

von einer »unvermeidlichen Kristallnacht in ganz Rußland« gesprochen. Ein gewisser Bogomolow, Parteimitglied und unser ekelhaftester Aufseher, stürzte ins Sprechzimmer der Chefärztin, beschimpfte sie mit »Judenfresse« und zertrümmerte alles. Er machte unter dem Vorwand einer Durchsuchung Pogrom auf eigene Faust.

»Du Stück«, sagte er, »wieviele unserer *Rechtgläubigen* hast du schon vergiftet?«

Wohlgemerkt, Bogomolow war Vorsitzender der einheimischen Gruppe »Militanter Atheisten«.

Und dann folgte, wie ein Blitz am hellichten Tage die Meldung: STALIN IST TÖDLICH ERKRANKT!

Alles scharte sich um die Lautsprecher und verblieb dort stundenlang. Die Tschekisten wurden kleinlaut. Das ganze Land schien mit angehaltenem Atem auf etwas Unwahrscheinliches zu warten. Am 5. März meldete Radio Moskau unter den Akkorden eines Trauermarsches:

JOSSIF WISSARIONOWITSCH STALIN IST TOT!

Der in alle Himmel gehobene Stalin, der Vergöttlichte, Stalin, dem zu Lebzeiten Denkmäler gesetzt wurden, war tot! Fast schien es ein Ding der Unmöglichkeit.

Und jedermann reagierte auf seine Art. Die verantwortlichen Parteibonzen suchten ihre Verwirrung zu verbergen, warteten auf die nächsten Meldungen aus Moskau.

Die meisten Gefangenen frohlockten. In den Frauenlagern, wird erzählt, weinten viele. Es ist jedoch nicht bekannt, ob vor Kummer oder Freude.

Im ganzen Lande wurden Parks, Gärten und Treibhäuser ihrer Blumen beraubt, diese dann tonnenweise in Flugzeuge verfrachtet, um zum Begräbnis des »Vaters aller Völker« zurecht zu kommen. Tausende von Aktivisten, darunter Hunderte von Gaunern, liefen von Tür zu Tür und sammelten Kranzspenden für den »Lehrer, der uns nun verlassen hat«.

Versuch mal – und lehne ab!

Tausend andere, alle, denen es nur in den Sinn gekommen war, drängten sich in die Eisenbahnwaggons.

»Wo wollt ihr hin? Wo sind die Fahrkarten?«
»Was brauchen wir Fahrkarten, wenn wir doch zum Begräbnis unseres großen Führers wollen!«
Versuch mal – und setze sie raus!
Alle jedoch, vom Parteibonzen bis zum einfachsten Arbeiter, waren verwirrt und wußten nicht, was ihnen der Morgen bringen würde.

Mein Freund Ibrahim, ein Jurist, der sich zu jener Zeit in Moskau befand, charakterisierte die Lage später folgendermaßen: »Jeder hatte den Kopf verloren, jeder zitterte vor Angst. Man fürchtete sich sogar noch vor dem Schatten des Diktators. Das kalte Entsetzen, das so viele Jahre unser Land in Bann gehalten hatte, war verblichen, doch niemand vermochte es zu glauben. Es besteht kein Zweifel, daß die Bewohner des Kreml, die Lakaien des toten Hausherrn, am meisten zitterten. Sie waren über die Lage im Inneren ausgezeichnet informiert. Angst hat große Augen: in ihrer Vorstellung war das Volk ein mißhandelter rasender Stier, der die Abwesenheit des Matadors bemerkt hatte, und nun jeden Augenblick losbrechen und alles auf seinem Wege zermalmen mußte.
Nichts dergleichen! Das sowjetische Volk, durch langjährigen Hunger entkräftet, ermüdet von der Schwere des kommunistischen Jochs, erwies sich als friedlicher Ochse, froh, wenn man ihn nicht allzusehr antrieb ... Außerdem weiß man bei uns in der Sowjetunion nur allzugut, daß es keine Lage gibt, die sich nicht noch verschlimmern könnte. Diesbezüglich war Stalin wirklich ein genialer Lehrer – er hat das Volk vom selbständigen Denken entwöhnt ... Damals hätte nur jemand ausrufen müssen – so laut, daß es über ganz Rußland hallte: ›Brüder – Stalin ist tot! Mit ihm ist auch die Sowjetmacht gestorben! Es lebe die Freiheit!‹ so wäre im gleichen Augenblick der Rote Koloß auf seinen tönernen Füßen zusammengebrochen. Es wäre zu einer furchtbaren Anarchie gekommen. Schwer zu sagen, wie alles dann ausgegangen wäre ...«

Aus Moskau kamen unterdessen feierliche Reden geflossen, deren Sinn darin gipfelte: »Bürger, bewahrt die Ruhe! Vertraut Partei und Regierung, sie sind einig und untrennbar und werden für euer weiteres Wohl sorgen!«
Die sogenannte Einigkeit und Untrennbarkeit äußerte sich zunächst darin, daß sich die neuen Machthaber, wie Spinnen in einer Büchse, aufzufressen begannen.
In Moskau kamen neue Witze in Umlauf. Dieser kennzeichnet wohl am besten die Stimmung der Märztage:
Roter Platz. Die Trauermärsche sind verklungen. Die Kremlglocken verstummt. Die Grabreden sind zu Ende gesprochen, und die Menge hat sich langsam zerstreut. Alles ist leer. Nur ein einziger zerlumpter, armseliger Kolchosnik steht am Fuße des Mausoleums und zerfließt in Tränen.
Da geht gerade Molotow vorbei. Verwundert, aber durch solch aufrichtigen Schmerzesausbruch eines einfachen Sowjetmenschen dennoch gerührt, beginnt er, dem Kolchosnik zuzusprechen.
»Ich verstehe, würdige und teile Ihren untröstlichen Kummer«, sagt er, »aber lassen Sie den Mut nicht sinken! Gedenken Sie der soeben ausgesprochenen Worte des Genossen Berija: ›Ja! Unser großer Führer ist tot – aber sein Werk wird ewig leben!‹«
»Darum weine ich ja eben«, schluchzt der Ärmste, »da sollte dann schon lieber unser teuerster Führer weiterleben, aber sein Werk krepieren!«
Auch bei uns im Lager kam es zu einigen kuriosen Zwischenfällen. Roditschkin verlieh am lautesten seiner Freude Ausdruck, hüpfte wie ein Affe über die Pritschen und brüllte:
»Urra, juchu! Jetzt gibt's 'ne Amnestie!«
»Wirst du wohl ruhig sein«, zischte man ihn von allen Seiten an, »Gott allein weiß, was *die* sich jetzt einfallen lassen ...«
Da erschien der Regimechef, Leutnant Petrenko.
Wie ein Kugelblitz rollte Roditschkin auf ihn zu, und bevor der Tschekist überhaupt wußte, wie ihm geschah, hatte ihm der Junge schon seine Achselstücke abgerissen.
»Petrenko, zieh die Stiefel aus! Das Blatt hat sich gewendet!« schrie der Bengel.

Der Natschalnik wandte sich zur Tür, doch da hatte Roditschkin schon einen Besen ergriffen und ihm den Rückzug abgeschnitten.
»Zieh die Stiefel aus, sag ich dir, Schuft!«
Drohend näherten sich von allen Seiten die Insassen der Strafbaracke:
»Was fällt dir ein, den Kleinen zu kränken . . .«
Dem Tschekisten blieb nichts anderes übrig, als tatsächlich die Stiefel auszuziehen und barfuß zur Wache zu laufen. Nach einer halben Stunde kam er zwar mit mehreren Aufsehern zurück, aber schon am Tonfall konnte man feststellen, das die Stalinperiode zu Ende und das »Tauwetter« angebrochen war.
Für kurze Zeit ließen die Machthaber im Kreml die Zügel lokkerer. Die Ereignisse überstürzten sich.
Amnestie für die kurzfristig Verurteilten, hauptsächlich die Kriminellen. Der großzügige Verzicht der Regierung auf die ausstehenden Abgaben der Kolchosen. Der Sturz Berijas und einiger anderer Parteibonzen des MWD. Der Juniaufstand in Berlin. Die Abnahme der Rückennummern, Verschwinden der Fenstergitter, Erhöhung des Arbeitslohns, Briefwechsel nach Belieben, Besuchserlaubnis für Verwandte und Massenversorgung der Lager mit Lebensmitteln, Adenauers Besuch in Moskau, die darauffolgende Amnestie für die Ausländer und so weiter.
Ohne Übertreibung kann man behaupten, daß die Gefangenen im Hohen Norden nun besser gestellt waren als die freien Bürger.

Nach dem Sturz Berijas passierte bei uns eine ziemlich interessante Geschichte.
Lange war in den verschiedenen BURs und Straflagern ein Bursche namens Schirow mit uns herumzigeunert, ein großer Kerl mit breiten Schultern, ein furchtbares Großmaul. Es hieß, er sei ein berühmter Flieger — im Kriege ein Aß gewesen. Ein Oberstleutnant, den man für seine Taten zum »Helden der Sowjetunion« ernannte hätte. Sogar Plakate wären im Kriege gedruckt worden: »Schlagt den Feind wie Schirow!«
Unwichtig! Damit konnte man im Lager niemandem imponie-

ren. Oberstleutnant waren viele gewesen – und ein Held war in gewisser Beziehung jeder von uns.
Da kehrte nun dieser Flieger von der Front zurück, heil, und die ganze Brust voller Orden und Sternchen, wurde natürlich von allen Seiten mit Achtung und Ehrerbietung nur so überhäuft. Wie es einem Helden geziemt, erhielt er eine neue Wohnung in Moskau und ein Auto und ein fettes Pöstchen beim Ministerium dazu.
Eine schöne Frau zu finden, war für solch einen Mann eine Leichtigkeit. Also gabelte sich Schirow eine Super-Schönheit auf, die Primaballerina eines Moskauer Theaters. Und alles wäre wohl gut gegangen, wenn diese Ballerina bei einem offiziellen Empfang nicht dem Hausherrn der Tscheka, also Lawrentii Pawlowitsch Berija persönlich aufgefallen wäre. Der aber war, wie man sagt, was schöne Frauen anbetrifft, durchaus kein Kostverächter.
Kurz nach dem Empfang bekommt Schirows Frau eine höflich-diskrete Einladung zum Besuch einer Traumvilla, keine zwei Schritte von Moskau gelegen.
Manche Frauen lieben ja dieses süße Gruseln, von Massenmördern und Henkern umarmt zu werden. Und so eilt, natürlich ohne dem Gatten ein Wort zu sagen, Madame Schirow zum Stelldichein und trägt nach diesem Besuch – von den aufregenden Gefühlen abgesehen – ein reizendes Andenken in Gestalt eines Brillantenarmbandes nach Hause.
Die Zeit vergeht. Immer öfter verschwindet Madame Schirow, und auch das Schmuckkästchen füllt sich immer mehr.
Aber nichts ist so fein gesponnen ... Der Held der Sowjetunion erfährt von den Abenteuern seiner ungetreuen Gattin. Seine Reaktion: Schirow reißt die Pistole heraus und macht einige Volltreffer in die Treulose.
Nachdem er seine Pistole wieder geladen hat, sagt er:
»Und jetzt werde ich dieses Tschekistenschwein ... «
Doch hatte er anscheinend nicht einmal den Satz beenden können, als er schon ergriffen und still-heimlich in die Lubjanka befördert worden war. Untersuchung. Gericht. Verlust des Ranges, aller Orden und Ehrenzeichen.

»Bitte nehmen Sie fünfundzwanzig Jahre für die Neigung zum konterrevolutionären Terror und für veraltete Ansichten über Gattentreue entgegen ... «
Die Mitteilung von Radio Moskau, Berija sei ein Hund und Schuft, und trotz seines hohen Regierungspostens nichts anderes als ein Agent des internationalen Kapitalismus gewesen — diese Mitteilung versetzte Schirow in helles Entzücken.
Sofort läßt er den Regimechef rufen.
»Laß mich raus!« sagt Schirow zu ihm. »Ich hab das Meinige abgesessen! Daß Berija ein Schuft ist, hat man soeben im Radio durchgesagt. Ich sitze seinetwegen — darum laß mich raus!«
»Ich weiß von nichts!« antwortet der Tschekist. »Wenn der Befehl eintrifft, werde ich dich rauslassen. Vorläufig aber sitz nur ruhig. Verstanden?«
Aber Schirow zeigte nicht einmal einen Schatten von Verständnis, schimpfte und ging auf den Regimechef los.
Man war gezwungen, ihm Handschellen anzulegen und ihn im Karzer unterzubringen.
»Ach, die Leute denken sich ja sonst was aus — « zweifelten die meisten. »Wieviele hat Jeschow seinerzeit eingesperrt. Ihn selbst hat man erschossen, aber seine Opfer sitzen bis heute noch schön brav ihre Zeit ab.«
Doch es war kaum eine Woche vergangen, als aus dem Verwaltungszentrum eine Gruppe Flieger dahergefahren kommt, Schirows einstige Kampfgefährten. Und die Papiere, die sie vorwiesen, sind von Woroschilow persönlich unterzeichnet:
»Oberstleutnant Schirow ist umgehend aus der Haft zu entlassen, unter Rückgabe des Ranges, aller Orden und Ehrenzeichen sowie seines Titels ›Held der Sowjetunion‹.«
Die einheimischen Tschekisten werden sofort recht kleinlaut, und alle begeben sich in feierlicher Prozession zu Schirow, um ihren Kotau zu machen.
Der Flieger nimmt die Mitteilung von seiner Rehabilitierung mit seltener Ruhe entgegen.
»Ich wußte es ja!« sagt er, dreht sich mit der gleichen Ruhe um und versetzt dem Regimechef eine solche Ohrfeige, daß die-

ser einige Meter zur Seite fliegt. »Das ist dafür, daß du mir Handschellen angelegt hast und mich Gefesselten noch geschlagen hast!« Er macht Anstalten, sich wieder auf den Regimechef zu stürzen.
»Schirow, Schirow, was machst du!« stottert der — halb tot vor Angst.
»Was für ein Schirow bin ich für dich, du Aas?« brüllt der Flieger, nun schon rasend vor Wut. »Stillgestanden! Und reden Sie mich gefälligst an, wie es sich gehört!«
»Zu Befehl, Genosse Oberstleutnant — Held der Sowjetunion!« antwortet der Tschekist mit bebender Stimme.
Lange noch tobte Schirow.
»Euch werd ich's zeigen, Hunde!« drohte er den Tschekisten. »Laßt mich nur erst in Moskau sein — dann werdet ihr mir noch alle als Propeller um den Schwanz wirbeln!«
Mit Müh und Not beruhigten sie ihn, führten ihn aus der Zone. »Lebt wohl Jungens«, winkte er über den Stacheldraht zurück, »laßt mich erst in Moskau sein, da werde ich erzählen, was die hier treiben. Ich werde euch nicht vergessen! Habt noch ein bißchen Geduld!«
Am selben Tage flog Schirow in voller Paradeuniform nach Moskau. Doch der Held der Sowjetunion hielt seine Versprechungen nicht. Niemand im Lager bekam von ihm auch nur einen Brief. Sicher hatten ihn in Moskau die »verantwortlichen Genossen« vorgeladen, eine offenherzige Unterredung mit ihm geführt und ihm bei dieser Gelegenheit eindringlichst geraten, alles Vergangene zu vergessen. Denn sonst . . .
Einige Jahre später besuchte einer meiner Kameraden, der seine zehn Jahre abgesessen hatte, Schirow in Moskau. Schirow war bereits Oberst, hatte eine neue Wohnung, einen neuen Wagen und eine neue Frau. Auf die Frage meines Kameraden winkte er schnell ab: »Komm, laß uns lieber was trinken!« und stellte eine Flasche armenischen Kognaks auf den Tisch.

Anfang 1954 wurde in unserem Lager das Leben zum »Himbeergarten«. Die Verkörperung des neuen Kurses war unser neuer Lagerchef, Oberstleutnant Bärmann, ein kluger, biegsamer und energischer Jude, mit allen Qualitäten eines erstklassigen Demagogen.

Gleich in den ersten Tagen seines »Regierungsantritts« gewann sich Bärmann Sympathie und Vertrauen der meisten Gefangenen. Er brauchte nur in der Zone zu erscheinen, schon umringten ihn die Arbeiter in Scharen. Es regnete Hunderte von Bitten. Zu Dutzenden wurden ihm Anträge und Gesuche entgegengestreckt.

»Natschalnik – ich möchte den Besuch meiner Frau beschleunigen!«

»Natschalnik – ich muß ein Paket nach Hause schicken, die Kinderchen hungern!«

»Natschalnik – warum gibt es wieder keine Butter im Laden?«

»Warum ist kein Eau de Cologne da? Keine Toilettenseife?«

»Ich muß mir technische Bücher bestellen!«

»Ich brauche neue Stiefel!«

»Ich Fußlappen!« Und so ohne Ende ...

Bärmann lachte, scherzte, fand für jeden ein nettes Wort. »Du kriegst dein Weibchen und du deine Fußlappen, wirst sie bald in Eau de Cologne waschen können. Kommt alles – nur nicht sofort!«

Bärmann riß die Mütze vom Kopf, wischte sich den Schweiß von der Stirn, legte die Anträge auf den Mützenschirm und unterschrieb sie im Weitergehen.

»Hier nimm – das Paket an die Kinder, da die Fußlappen! Schreib deinem Weibchen, daß es kommen soll. Im Besucherhaus reicht der Platz schon, werdet eben zusammenrücken müssen!«

Und alle hatten natürlich noch eine – immer die gleiche Frage:

»Natschalnik – wann läßt du uns endlich frei?«

»Ich weiß, ich weiß, daß ihr euch alle heimsehnt. Habt noch ein bißchen Geduld. Was sich jahrelang zusammengeknäult hat, kann man doch nicht in drei Tagen entwirren!«

Bärmann war es, der die Losung herausbrachte:
»Nicht eher gehe ich aus diesem Lager fort, bis sich das Wachtor hinter dem Letzten geschlossen hat. Den Stacheldraht und die Wachttürme aber werden wir alle gemeinsam abmontieren!«
Dieser Losung fehlte die Logik. Denn wozu sollte man wohl das Wachtor hinter dem Letzten zumachen, um dann Wachttürme und Stacheldraht abzumontieren? ... Aber die meisten Gefangenen waren von den neuen Hoffnungen wie berauscht — ihnen war nicht nach Logik zumute!
Die Strafbaracken wurden liquidiert, auf Befehl Bärmanns über dem leeren BUR eine weiße Fahne gehißt, und an der Tür brachte er selbst ein großes Schloß an.
»Bei uns wird es keine Regimebrecher mehr geben!« erklärte er feierlich.
Die neuen Richtlinien sahen die Intensivierung und Verstärkung der Arbeit des KWTSCH* vor. Es wurde ein »Aktiv« gebildet, eine Art Selbstverwaltung durch die Gefangenen, deren Mitglieder nach dem Vorbild kommunistischer Wahlen gewählt, genauer gesagt, ernannt wurden.
Es entstand ein eigenes Genossen-Gericht. Alles wie es sich gehört: mit Vorsitzendem und Staatsanwalt aus der Mitte der Gefangenen.
Die Tschekisten begaben sich hinter die Kulissen des Aktivs und zogen die Schnüre. Im Lager kam es zu der scheußlichsten Form der Tyrannei, bei der sich der Gequälte selbst die Daumenschrauben fester anzieht.
Mit jedem Regimebrecher führte Bärmann ein Gespräch unter vier Augen.
»Warum hat man dich so lange im BUR und in den Straflagern gehalten?« fragte er mich, in meinen Akten blätternd.
»Für das und jenes, Bürger Natschalnik. Meist wohl darum, weil jemandem mein Gesicht mißfallen hat.«
»So, so. Aber du bist doch dem Aussehen nach ein ganz sympathischer Kerl. Maler, sagst du. Auch ein ehrenwerter Beruf —«

* KWTSCH, Kultur-erzieherische Abteilung

»Man hat es mir jahrelang nicht erlaubt, hat mir die Bleistifte zerbrochen und das Papier weggenommen.«
»Macht nichts! Ich glaube, du bist ein begabter Bursche, wirst es schon nicht verlernt haben. Da hast du Papier und Bleistift. Geh in die Baracke, zeichne, was du willst. Dann werden wir zusehen, wo wir dich unterbringen. Jetzt ist nämlich Schluß mit der Faulenzerei!«
Am nächsten Tag wurde ich zum Chefmaler des Zweiten OLP ernannt. Ich bekam eine Werkstatt, zwei Zimmer und einen Wohnraum. Ein besseres Atelier hätte ich mir nicht erträumen können. Als Gehilfen durfte ich mir zwei Kameraden auswählen.
»Wirst jetzt unser Lager schmücken — soll wie eine Puppenstube aussehen, verstanden?« sagte Bärmann.

Unter den wärmenden Strahlen des vom Himmel gesandten »Tauwetters« wußte Roditschkin vor lauter Übermut überhaupt nicht mehr, was er noch anstellen sollte. Er nutzte die Konjunktur wirklich bis zum letzten aus. Selten verging ein Tag ohne einen seiner verrückten Streiche. Zum Beispiel liebte er es sehr, im Sprechzimmer der Chefärztin zu erscheinen.
»Guten Tag, Tante Rosa!«
»Guten Tag, Roditschkin«, antwortet die dicke Jüdin so sanft wie nur möglich.
»Tante Rosa, ich möchte um die roten Vitamine bitten, die wie Bonbons aussehen.«
»Du solltest wirklich ein Gewissen haben, Roditschkin«, protestiert Tante Rosa, »erst vorgestern habe ich dir fast ein halbes Pfund gegeben. Vitamine können im Übermaß auch schädlich sein.«
»Mach dir darüber keine Sorgen, Tante Rosa, die werden ja nicht dir schaden. Also gibst du sie nun — oder nicht?«
Die Chefärztin dreht und windet sich wie auf Nadeln.
»Paß auf, gibst du sie mir nicht — dann schrei ich. Dann kom-

men die Aufseher angerannt, und ich werde sagen, daß du mich vergewaltigen wolltest. Ich bin jung und schön und du bist alt und häßlich — natürlich werden sie's mir glauben.«
»Aber was fällt dir nur ein!«
Nun fliegt die Chefärztin schon am ganzen Körper.
»Dann gib die Vitamine her — sonst schrei ich. Du weißt doch, wie laut ich schreien kann . . .«
So war die Ärztin nur allzu froh, ihm auch ein ganzes Kilo Vitamine zu geben, wenn sie ihn damit nur loswerden konnte.
Eines Tages kommt Valentin zu mir mit der Bitte, ihm ein Plakat zu malen.
»Ich hab keine Zeit, mich mit dir abzugeben«, sage ich, »da hast du Papier, Farben und Pinsel, male selbst, wenn du willst.«
Nach zwei Stunden hatte Roditschkin in sorgfältigen Druckbuchstaben folgendes zusammengebracht:
»Mitteilung: Heute, den so und sovielten, um so und soviel Uhr wird ein Facharzt für Calvitie (Haarerkrankungen und Haarausfall) im Ambulatorium eine Sprechstunde abhalten. Es wird gebeten, die angegebene Zeit zu beachten. — Die Krankenabteilung.«
Nun hatten — nachdem man wieder Haare tragen durfte — viele Gefangene mit Entsetzen einen sichtbaren Schwund ihrer Haarpracht festgestellt. Kein Wunder — Jahre schwerster Entbehrungen und anstrengender Arbeit lagen hinter ihnen. Kurzum, kaum hing die Mitteilung im Speiseraum, als auch schon alle, die es anging, zu den Arbeitszuteilern und Brigadieren stürzten.
»Iwan — Petro — laß mich heute zu Hause!«
»Nikolai — verleg meinen freien Tag auf heute!«
»Stepan — richt' es irgendwie ein, daß ich heut in der Zone bleibe!«
»Ja, seid ihr denn alle verrückt geworden?« brüllten bald die Arbeitsverteiler im Chor. »Wieso ist's euch eingefallen, ausgerechnet heute Ruhetag zu machen. Auf die Art werdet ihr ja die ganze Schicht sabotieren!«
Aber die Bergleute pfiffen auf die ganze Schicht. Jeder träumte nur noch davon, mit einem Lockenschopf zu seinem Ehegespons

heimzukehren. Zur angegebenen Stunde verwandelte sich das Ambulatorium in ein Tollhaus.
Das Gedränge ist gräßlich: man drückt, schiebt, schreit — jeder will ohne Anstehen drankommen.
Auch die Ärzte schreien.
»Ja habt ihr denn alle Tollkirschen gefressen? Was für einen Spezialisten wollt ihr denn?«
»Warum haben sich plötzlich alle Glatzköpfe versammelt?« kreischt Tante Rosa.
»Welche Glatzköpfe? Welche Calvitie?«
»Um Himmelswillen! Was geht hier vor?«
Die Bergleute sind ein mürrisches und störrisches Volk.
»Euch verdammte Juden kennen wir schon! Wollt zuerst die Eurigen behandeln!« schimpfen sie.
»Sollen wohl erst die Pridurki drankommen! Unsereiner ist ja für euch kein Mensch! Unsereiner kann ja auch mit Glatze herumlaufen.«
Eine Schlägerei schien unausbleiblich. Endlich kam Bärmann mit den Aufsehern angelaufen.
»Was für ein Arzt? Welche Mitteilung? Was soll der Unfug?«
Alles begab sich zum Speiseraum — von einem Anschlag keine Spur. Unterdessen spazierte Roditschkin, die Hände in den Hosentaschen, durch die Zone und entrüstete sich lauter als alle:
»Also wem das bloß eingefallen sein mag, die Schicht zu sabotieren! Sowas Unverschämtes! Einfach scheußlich!«

Endlich brachte Bärmann Roditschkin in der Fahrdienstleitung der Grube unter.
»Valentin«, sagte er, »arbeite ehrlich und anständig sechs Monate lang, dann werde ich persönlich dich zur vorzeitigen Entlassung vorschlagen. Jetzt wirst du den ehrenvollen Posten eines Kuriers bekleiden. Wir werden dir beibringen, das Telefon zu bedienen, wenn der Fahrdienstleiter nicht da ist.«
»Das kann ich schon!« erklärte Roditschkin fröhlich.
An die zwei Monate stolzierte er nun würdig, konzentriert, und stets mit einem Buch unter dem Arm herum, in einer Haltung,

als trüge er die Verantwortung für die ganze Planerfüllung auf seinen Schultern.
»Roditschkin hat sich gebessert!« verbreitete sich die unglaubliche Kunde durch das ganze Lager.
Ich traute weder Augen noch Ohren.
»Bist ein Prachtkerl, Valentin«, sagte ich zu ihm, »gib dir ein bißchen Mühe. Sechs Monate sind keine lange Zeit, vielleicht hält der Natschalnik sein Wort!«
Auf Bärmanns persönliche Anweisung schrieb ich mehrmals die »Blitzmeldungen«.
»NEHMT EUCH EIN BEISPIEL AN RODITSCHKIN — ARBEITET GEWISSENHAFT WIE ER! EUCH WINKT DIE VORZEITIGE ENTLASSUNG!«
Zwei Monate lang gefiel sich Roditschkin in der Rolle des »verantwortlichen Mitarbeiters« der Grubenleitung. Dann aber geschah es, daß er eines Tages allein beim Telefon blieb. Es war langweilig.
Er grübelt und grübelt — und plötzlich fällt ihm etwas ein. Er nimmt also den Hörer ab und sagt zur Vermittlung:
»Geben Sie mir sofort den Chef des MINLAGs — General Halejew!«
Man vermittelt ihm Halejew, einen Tataren, der früher Feuerwehrmann gewesen ist.
»Ich höre!« sagt mit dröhnender Stimme der General.
»Halejew?« wendet sich Roditschkin mit nicht weniger gewichtiger Stimme an ihn.
»Ja. General Halejew, Chef der Verwaltung der Mineral-Lager! Wer spricht bitte?«
Die Stimme des Tataren klingt teils verwundert, teils gekränkt.
»Das werden Sie noch früh genug erfahren, wer mit Ihnen spricht!« Roditschkins Stimme wird drohend-ironisch. »Mich würde es interessieren, wieso in Ihrem Lager solch ein Bordell herrscht?«
»Waas? Wer spricht denn da?«
»Das werden Sie gleich erfahren! Bereiten Sie alles zur Übergabe Ihres Postens vor. Und denken Sie unterdessen über Ihre Beziehungen zu dem Volksfeind Berija nach . . .«

»Aber ich ... aber wir ...« Halejews Stimme erstirbt förmlich.
»Schweigen Sie!« brüllt Roditschkin. »Machen Sie alles fertig, man wird Sie gleich abholen!« und legt den Hörer auf.
Halejew fühlt sich einem Schlaganfall nahe.
Nachdem ihm ein wenig besser geworden ist, ruft er die Vermittlung an.
»Wer hat soeben mit mir gesprochen? Woher wurde angerufen?«
»Gesprochen wurde aus der Fahrdienstleitung der zweiten Grubenverwaltung, Genosse General!«
Eine Minute drauf kommt ein Zug blitzender schwarzer SIS-Wagen in einer Staubwolke aus der Lagerverwaltung gebraust, und bald hallt die zweite Grube, etwas später das ganze Kombinat von hysterischem Geschrei wider.
Der Fahrdienstleiter zittert wie Espenlaub.
»Ich weiß nichts! Weiß überhaupt nichts! Ich bin nur mal für fünf Minuten weggegangen, kehre zurück und seh, daß Roditschkin weg ist. Nur dieser Zettel lag da!«
Man liest den Zettel:
»Sucht mich nicht! Lebend werdet ihr mich nicht mehr in die Hände bekommen. Mit letztem Gruß – Valentin.«
Eine gräßliche Panik bricht aus:
»Natürlich ist er entflohen!«
Die ganze Zeche füllt sich mit Offizieren und Soldaten. Man bringt die Hunde, setzt die Feuerwehrleute ein. Alles läuft, drängelt, stößt, hastet und alles schreit:
»Wo ist Roditschkin? Wer hat Roditschkin zuletzt gesehen?«
»Der bekommt's fertig und sprengt die Grube in die Luft, von dem kann man ja alles erwarten!«
»Genosse Oberst, wäre es nicht besser, Leute zur Bewachung des Sprengstoffdepots aufzustellen?«
Roditschkin aber – nun der sitzt unterdessen seelenruhig in der Banja des Ingenieur-Personals. Und badet. Sicher hat er die ganze Geschichte schon längst vergessen. Kommt frisch, sauber und strahlend heraus, das Handtuch über der Schulter – auf den Gängen aber drängen sich lauter unbekannte Tschekisten.
»Was ist denn los?« erkundigt sich Roditschkin bei ihnen.

»Wir suchen Roditschkin! Weißt du nicht, wo er ist?«
»Roditschkin?« Valentin überlegt, »ja, den hab ich vorhin auf einem Bremsberg der siebten Richtstrecke von Zeche 5 gesehn!«
Hals über Kopf stürzen die Tschekisten dorthin.
Valentin spielt sofort mit und organisiert die Fahndung.
»Man sagt, Roditschkin wäre soeben auf der fünften Richtstrekke der Zeche 10 gesehen worden!«
Das ging so lange, bis einer der einheimischen Natschalniki ausrief:
»Genossen! Ja welchen Roditschkin sucht ihr denn überhaupt? Dort steht er doch selbst — neben euch!«
Da machte sich Roditschkin aber eiligst aus dem Staube.
Hinter ihm her rasen als brüllende Horde die Tschekisten.
»Genossen! Wir haben ihn! Greift ihn, haltet ihn!«
Aber woher denn . . .
Roditschkin rennt in das Arbeitszimmer des Chefingenieurs. Bumms! Zu die Tür. Und abgeschlossen. Und schreit:
»Versucht ja nicht, die Tür einzuschlagen — ich spring sonst aus dem Fenster!«
Er stellt sich auf das Fensterbrett im dritten Stock und hält eine Rede:
»Genossen Bergleute! Verlangt eure Rechte, die in unserer sowjetischen Verfassung garantiert werden! Kämpft für die Aufrechterhaltung der Leninprinzipien, die der Blutsauger Berija mit seiner Bande besudelt hat! . . .«
Unten sammeln sich die Zuhörer in Mengen. Die Feuerwehrleute halten Sprungtücher bereit. Geschrei. Lärm. Ein Betrunkener schreit: »Urra!«
Die Tschekisten laufen herum und beschwören:
»Geht doch auseinander, Leute, geht doch auf eure Arbeitsplätze. Wozu hört ihr euch den grünen Bengel an!«
Halejew selbst flehte eine halbe Stunde lang, mit dem Theater aufzuhören:
»Öffne doch, Roditschkin! Hör endlich mit deinen Possen auf!«
»Aber ich hab Angst!« antwortete Roditschkin durch die Tür.
»Vielleicht bist du doch ein gemeiner Agent des internationalen

Imperialismus. Wer kann's wissen – Berija, dein früherer Chef war immerhin auch Marschall ...«
Roditschkin ergab sich erst, als der General öffentlich, vor allem Volke, sein Parteiehrenwort verpfändet hatte, ihn nicht zu bestrafen.
Da öffnete Valentin die Tür, schob die Hände in die Hosentaschen und lächelte vergnügt: »Na seht ihr – wozu überhaupt der Lärm?«
Tatsächlich hat Halejew damals sein Wort gehalten: Roditschkin wurde nicht bestraft. Aber nach dem Ehrenkodex eines sowjetischen Generals war die Nachholung der Bestrafung absolut nicht ausgeschlossen.

Unter Stalin war das MWD ein Staat im Staate. Nach seinem Tode wurden die sowjetischen KZs zu einem riesigen Pulverfaß, auf dem ein Kind mit Streichhölzern spielte. Dieses verwöhnte Kind waren die Tschekisten, die sich unter keinen Umständen von ihren warmen Plätzchen trennen wollten und alles daransetzten, ihre Privilegien zu behalten.
Tschekisten gab es viele – Gefangene noch mehr. Und alle bedeuteten auf ihre Art eine Gefahr für den Staat. In Moskau begriff man das sehr gut und tat alles, die Wölfe satt – und die Schafe heil zu erhalten.
Im Kreml selbst ging der erbitterte, stumme Kampf um die Macht vor sich. Derjenige mußte siegen, der im Stande war, die Interessen der Partei zu wahren, die Tschekisten zu zügeln und dabei die Explosion zu verhindern, welche die Sowjetmacht in Trümmer legen konnte.
Bereits Ende 1953 besuchten Spez-Gerichte die Lager, sie hatten die Befugnisse, diejenigen Gefangenen freizulassen, welche von den einheimischen Vorgesetzten als »gebessert« empfohlen waren oder dreiviertel ihrer Strafe abgesessen hatten. Natürlich nutzten die Tschekisten diese Möglichkeit aus, all ihren Lieblingen und Spitzeln zur Freiheit zu verhelfen.

Bald darauf folgte der Erlaß für die ehemaligen Kollaborateure der Deutschen während des Krieges, der den Namen »Totenamnestie« erhielt. Hauptsächlich bezog er sich nämlich auf die neunzig Prozent der nicht mehr am Leben Weilenden sowie den kleinen Rest derjenigen, welche 1944 bis 1945 zu zehn Jahren verurteilt waren und sowieso schon dem Ende ihrer Strafe entgegensahen. Dem größten Teil der Häftlinge, die 1948 — meist für »nichts« — fünfundzwanzig Jahre erhalten hatten, erließ diese Amnestie nur die Hälfte der Strafe. All diese anscheinend humanen Maßnahmen waren lediglich dazu bestimmt, dem Volk Staub in die Augen zu streuen und die Gemüter zu beschwichtigen. Eine wichtige Rolle spielte dabei natürlich die Tatsache, daß die sowjetische Regierung mit einer breiten und gerechten Amnestie einen großen Teil ihrer Wirtschaft lahmgelegt hätte, die sich vollständig unter der Leitung des MWD befand.

Im Mai 1954 erreichte das »Himbeergarten-Leben« auf der Inta seinen Höhepunkt. Unerwartet wurden einige Lastwagen voll »Weiberchen« zu uns gebracht — unter dem Deckmantel der kultur-erzieherischen Arbeit. In aller Eile hatten die Tschekisten in den Frauenlagern Agit-Brigaden zusammengestellt, eine Art fliegender Theatergruppen. Plötzlich hatten sie sich dazu entschlossen, die Bergleute in ihrer Freizeit »mit Kultur« zu versorgen.

Die Explosion einer Atombombe hätte bei den Gefangenen keine größere Wirkung erzielt. Viele hatten seit acht — manche sogar seit über zehn Jahren keine Frauen mehr zu Gesicht bekommen.

Der Begeisterungssturm, mit dem diese empfangen wurden, ist unbeschreiblich. Einige Mädchen trug man wirklich auf Händen, anderen breitete man die Buschlats vor die Füße. In wenigen Minuten standen alle Regale im Lagerladen leer. Die Wände des Eßraums, wo das Konzert stattfinden sollte, bogen sich förmlich bei diesem Menschenandrang. Zuerst zitterten die Fensterscheiben unter dem wilden Applaus, später wurden sie aus dem Rahmen geschlagen, damit man nicht erstickte.

Die Begeisterung artete in Massenhysterie aus. Die meisten Mädchen waren hübsch, viele durchaus begabt, und alle waren sie so glücklich wie in einem wundersamen Traum.

Die Sorge um eine »kulturvolle« Freizeitgestaltung des Bergmanns war jedoch durchaus keine zufällige. Aus Workuta und dem nördlichen Ural kamen alarmierende Gerüchte:
»Jungens, in Workuta streiken die Kumpels!«
»Man sagt, Norilsk ist im Aufstand!«
»Ach, was wird das schon für ein Aufstand sein, sicher ist's eine neue *Parascha*, lauter Hirngespinste!« winkten die meisten ab.
»Keine *Parascha!* Die Jungen haben gesehen, daß Züge mit Soldaten und Panzern nach Norden fahren!«
»Spinnerei!« antworteten die Optimisten. »Wem wird ausgerechnet jetzt solcher Blödsinn einfallen. Manöver sind's – und ihr seht Gespenster!«
Es waren aber keine Manöver und keine Gespenster! Zur gleichen Zeit, da bei uns auf der Inta die Musik spielte, zur gleichen Zeit, da bei uns Oberstleutnant Koslow den Rekordisten Dankschreiben und gravierte Uhren ausgab, zur gleichen Zeit, da man bei uns fast vierundzwanzig Stunden am Tag Filme laufen ließ – floß in Norilsk und Workuta das Blut in Strömen.
Nicht aus purer Herzensgüte waren Bärmann und Koslow so freundlich.
Mit einigen der am Leben verbliebenen Rebellen traf ich anderthalb Jahre später zusammen und erfuhr, daß mit der Waffe in der Hand, im Kampf für die Freiheit, mein bester Freund und Waffenbruder Serge Skuratow gefallen war.

Dies geschah zu einer Zeit, als bereits die sogenannten »Lager des leichteren Regimes« eingerichtet waren, in denen man die diszipliniertesten und arbeitsfreudigsten Häftlinge zusammengefaßt hatte. Dort durften die Gefangenen ohne Konvoi zum Arbeitsplatz gehen, waren also »fast frei«!

Ein Jahr später kam es auch bei uns auf der Inta zu kleineren Erhebungen, und zwar völlig unerwartet, als Folge der Erschießung zweier Gefangener von den Wachttürmen aus.
Die beiden Häftlinge waren sternhagelbetrunken gewesen und teilweise selbst an ihrem Tode schuld. Trotzdem wurde diese Erschießung der Anlaß zu lauten Protestkundgebungen und einem allgemeinen Streik.
Man jagte die Tschekisten aus der Zone und hielt Versammlungen ab. Es kam zu Diskussionen und Streit. Einige verlangten nach einer Kommission aus Moskau und riefen zu organisiertem Widerstand auf. Andere lehnten jede Organisation ab und schlugen vor, zuerst einmal das Lager anzuzünden. Auch ich versuchte mich als Redner, allerdings ohne sonderlichen Erfolg. Mein Vorschlag, ein Gesuch an das Komitee zum Schutz der Menschenrechte in der UNO einzureichen, wurde mit Pfeifen und Hohngelächter beantwortet:
»Du willst wohl selber damit als Piepmatz nach New York fliegen?«
Doch bald verstummte das Lachen. Zwei Panzer kamen zur Wache gerollt, Maschinengewehre wurden auf die Wachttürme montiert. Etwa hundert Tschekisten, ausschließlich Offiziere, betraten die Zone.
»Wer ist der Organisator des Streiks?« fragte es aus dem Lautsprecher. »Wer hat Klagen, Ansprüche – vortreten!«
Natürlich gab es weder einen Organisator, noch hatte jemand Klagen.
Da nahmen sich die Tschekisten zu zweit und dritt jeden Gefangenen einzeln vor, redeten ihm zu, die Arbeit aufzunehmen. Aber arbeiten wollte auch niemand mehr.
Diskussionen begannen.
»Ja wieso? Ja warum? Ja weshalb denn nur?«
Ein jeder äußerte sich, wie er es verstand oder für nötig hielt.
Die Tschekisten hörten zu. Sehr höflich, sehr zurückhaltend, besahen sich alles, merkten sich alles – besonders aber jeden Gefangenen, der seine Zunge nicht genügend im Zaum halten konnte.

Gegen Abend spielten die Tschekisten ihren Trumpf aus. Mit honigsüßer Stimme begann der Lautsprecher:
»Für vorbildliche Haltung und hohe Arbeitsleistung spricht der Chef des Lagerverwaltungszentrums den Bergleuten des Zweiten OLP seinen herzlichen Dank aus und befiehlt: Alle Gefangenen, die sich ausgezeichnet haben, sind auf erleichtertes Regime zu überführen!«
Es folgte eine lange Liste:
»Abaridse, Abramowitsch, Abuschajew, Adamtschuk . . .«
Je länger die Lautsprecherstimme redete, desto leiser wurde das Gemurmel in den Baracken.
»Provokation!« schrie jemand, »Jungens, fallt doch nicht auf diesen bolschewistischen Trick rein!«
Ich glaubte Roditschkin zu erkennen – doch es war die Stimme eines Einsamen in der Wüste.
Und Abaridse, Abramowitsch, Abuschajew, Adamtschuk, vor kaum fünf Minuten noch wild darauf aus, das Lager in Brand zu stecken, verzogen sich still, seitwärts schleichend aus der Menge, um eilig ihre Habseligkeiten zu packen. Manche sogar ließen einfach ihre Sachen im Stich, stahlen sich wie Diebe zur Wache.
Ruhe und Ordnung waren wiederhergestellt!
Abends ging ich in die Baracke, wo Roditschkin hauste. Der Junge saß allein, in die Ecke gedrückt, düster vor sich hinstarrend.
»Was ist mit dir, Valentin?« fragte ich.
Roditschkin hob den Kopf, wollte lächeln und brach statt dessen plötzlich in Tränen aus. Zum ersten Male fehlte ihm die Kraft zu seinem üblichen Theater.

Im Herbst 1955 begannen die Tschekisten die Lager des Hohen Nordens von unerwünschten Elementen zu säubern, denn alle Einsichtigen sollten auf erleichtertes Regime überführt werden.
Uns, die keine berechtigten Hoffnungen auf »Besserung« gaben, angelte man in den Nächten förmlich heraus – und immer mit dem gleichen Trick.

»Pst – mach keinen Lärm! Weck die Kameraden nicht, sie haben schließlich den ganzen Tag gearbeitet!« flüsterte es.
»Was ist denn los?«
»Psst! Psst! Pack leise deine Sachen zusammen und geh auf die Wache. Dort wirst du's erfahren.«
Auf der Wache bekam man dann von irgendeinem Natschalnik einen kräftigen Händedruck und auch ein geflüstertes: »Ich gratuliere! Du hast wohl eine Klage eingereicht?«
»Nein – keine!«
»Das ist egal – du siehst, man läßt dich frei! Nun ist die Reihe auch an dich gekommen!«
»Nein, unmöglich!«
»Mein Ehrenwort als Tschekist! Hab ich dich jemals belogen? Ich hab's doch mit eigenen Augen in den Begleitpapieren gesehen, daß du freikommst. Dann fahr mal also los! Und alles Gute auf den Weg!«
Man glaubt – glaubt es nicht. Und möchte es doch so gerne glauben!
So kam ich zur Peresilka, zum Durchgangslager. Und zwar erschien ich dort im Hut, den mir ein deutscher Diplomat geschenkt hatte, einen Schal nachlässig über die Schulter geworfen, das Köfferchen mit den Farben in der Hand, die Palette unterm Arm.
Vom Standpunkt der dortigen Aufseher – ein recht verdächtiges Individuum.
»Was bist denn du für einer?« wurde ich gefragt.
Ich mußte mich wohl bei Roditschkin angesteckt haben – plötzlich verspürte ich eine unbezähmbare Lust, auch einmal Theater zu spielen.
»Vor allen Dingen bitte ich, mich nicht zu duzen!« sage ich also mit betont ausländischem Akzent. »Ich bin kein ›Irgendwer‹, kein Iwan-Kolchosnik, sondern ein ausländischer Korrespondent.«
»Was für ein Korrespondent?« reißen die Aufseher ihre Augen auf.
»Journalist, wenn ihr's genau wissen wollt. Bin unlängst aus

New York gekommen, im Auftrage meiner Zeitung, möchte eine Reportage über die sowjetischen Lager im Norden schreiben.«
»Waaas?«
»Natürlich«, erläutere ich nun gnädig, »ihr laßt ja ausländische Journalisten auf keine zehn Schritt an euch heran, darum mußte ich eben zeitweilig eine Strafe auf mich nehmen.«
»Und dann?«
»Ganz einfach! Wenn ich genug Material für meine Reportage zusammenhabe, dann wird mich ein Hubschrauer abholen, und auf Flügelchen flattere ich dann heim.«
Völlig verdutzt heben die Aufseher ihre Köpfe, als erwarteten sie das sofortige Erscheinen des Hubschraubers.
»Bleib mal vorerst hier, Bursche«, sagt einer, »ich muß erst mal wohin.«
Die anderen umstehen mich wie Kühe ein neues Tor.
Ich durfte nicht einmal mit den anderen in die Zone.
»Bleib in der Wache, gleich werden wir das aufklären!«
Ich bereute schon meinen Einfall, als aus der Wache ein Offizier herausgelaufen kommt.
»Was für ein Journalist? Was für ein Hubschrauber? Wer hat sich den Blödsinn ausgedacht?«
Der Tschekist schaut mich an, und sein Gesicht verzieht sich zu einem strahlenden Lächeln:
»*Job twoju matj*, ja wen seh ich denn da?«
Vor mir stand mein alter Bekannter Suslow.
Mit offenen Mäulern sahen die Aufseher zu, wie mir der Offizier auf die Schultern klopfte.
»Komm«, sagte er, »erzähl mir, was ihr so unterdessen auf dem Zweiten angestellt habt!«
Im Arbeitszimmer des Opers saß ich geschlagene zwei Stunden. Ich glaube es war das erste Mal im Leben — daß ich weder verhört noch geprügelt wurde.
Das Gespräch kam auch auf Skuratows Tod.
»War ein großartiger Kerl«, sagte Suslow mit einem Seufzer, »aber weißt du, heutzutage ist es eine Dummheit, Idealist zu

sein! Das Beste ist, man erfüllt die Direktiven buchstabengetreu.«
Der Tschekist verzog sein Gesicht, langte unter dem Tisch eine angebrochene Flasche Wodka hervor und reichte sie mir.
»Jetzt darf man das! Ach, diese Idioten – (er meinte die Aufseher) diese Holzköpfe, die leben noch immer nach den alten Anschauungen ... Wenn es aber keine Instruktionen betreffs Verschwörungen und Aufständen mehr gibt, dann sind sie also auch nicht mehr nötig, dann kannst du ruhig im Arbeitszimmer herumsitzen und Wodka trinken. Ja, andere Zeiten sind angebrochen –«
»Und wie geht es Warwara Nikolajewna und der Kleinen?« konnte ich meine Neugierde nicht unterdrücken.
Suslow nahm einen Schluck, verzog wieder das Gesicht und winkte ab.
»Weggefahren ist sie, meine Allerteuerste, und hat das Töchterchen mitgenommen. Siehst du, das Klima hier hat ihr nicht behagt. Aber du verstehst doch selbst, daß man bei dem Klima hier sich das da schlecht abgewöhnen kann!« sagte der Oper und schielte zur Flasche.
Ich fühlte, daß ich ein ihm unangenehmes Thema berührt hatte.
»Stimmt es, daß wir freigelassen werden?« fragte ich.
Suslow genehmigte sich noch einen Schluck und in seinen Augen schimmerten vergnügte Lichter auf.
»Das hängt alles von Moskau ab. Offen gesagt, würde ich an deiner Stelle nicht allzusehr darauf bauen. Du stehst schon längst auf der Liste derer, welche die Freiheit ebensowenig zu sehen bekommen wie ihre eigenen Ohren. Du paßt in keine einzige soziale Kategorie, die eine Daseinsberechtigung in unserer sozialistischen Gesellschaft hat.« Er überlegte etwas und fügte dann ironisch hinzu: »Überhaupt hättest du schon längst ein Voll-Blatnoi werden sollen. Das wäre für dich viel besser gewesen, als dauernd an allem deine Zunge zu wetzen.«
Zum Abschied erbettelte sich Suslow ein kleines Bild, auf dem eine Frau zu sehen war, die vor einer Tischlampe ein Buch las. Profil und Frisur erinnerten stark an Warwara Nikolajewna.

Aber Suslow rührte mit keinem Wort an diese Ähnlichkeit. »Weißt du, bei mir daheim sind die Wände so kahl. Da muß man doch irgendwas aufhängen, nicht wahr?« sagte er, als wollte er sich rechtfertigen.

IM GOLDENEN KÄFIG

Noch einmal ging ich in die Baracke 16, betrachtete die Ecke, in der einst Irina gewohnt hatte. Doch nun war die Baracke schon kein Zauberschloß mehr. Irina war weit – sicher wieder frei und in Moskau. Auf keinen meiner Briefe hatte ich jemals eine Antwort erhalten.

In kleinen Gruppen, anscheinend als Vorsichtsmaßnahme, transportierte man uns Tausende von Kilometern ins Innere Ostsibiriens, wo die Sowjets ihre »verlorenen Haufen« konzentrierten.

Aber diese unerfreuliche Aussicht kümmerte die Strafniki nur wenig. Eher schien das Gegenteil der Fall.

Gänge und Zellen der Durchgangsgefängnisse hallten nur so wider von fröhlichen Rufen und stürmischen Begrüßungen.

»Koljka, *job twoju matj!* Das ist ein Wiedersehn! Lebst also noch ... Und uns wurde erzählt, sie hätten dich umgelegt, wie du das letztemal getürmt bist!«

»Wassjka – du Schuft! Wie viele Sommer, wie viele Winter! Weißt du noch, wie wir in Marmeladows Sommerhäuschen nackt im Schnee herumgehopst sind ...«

»Jungens schaut, wen sie da angeschleppt bringen! Natschalnik, Natschalnik – her zu uns! Es lebe der große Komödiant Roditschkin! ...«

»Hat dich also der alte Fuchs Bärmann auch gekauft, Valentin? Macht nichts, fahren wir also zusammen weiter.«

»Dort in Sibirien lassen sie sich ja nicht träumen, was wir ihnen für Kunststücke vormachen werden ...«

Typisch ist, daß bei diesem Zusammentreffen die Blatnoi uns »ausgekochte Fraier« bereits als Ebenbürtige betrachteten und keinem von ihnen in den Sinn kam, uns irgendetwas abzunehmen, denn in diesen furchtbaren Jahren waren viele Fraier in derartigen Klemmen gewesen, daß sie damit manchen Blatnoi ausstechen konnten.

Ich traf zwei Diebe, mit denen ich im Neunten Straflager zu-

sammen gewesen war. Bugai und Hase begrüßten mich wie ihren leiblichen Bruder.

»Hab ich's dir nicht gesagt, Franzus? Wer einmal bei Petjka Ludanow zu Gast gewesen ist, der wird noch lange leben!«

In den neun Jahren, die ich ununterbrochen hinter Stacheldraht verbracht hatte, waren die beiden fast ein dutzend Male auf Grund verschiedener Amnestien und Ausbrüche »draußen« gewesen und hatten fast in jeder Stadt »geheiratet«.

Beide waren groß in Schale. Einerseits hatten sie im Kartenspiel gewonnen, andererseits hatten sie kurz vor der Etappe das Arbeitszimmer des »Hausherrn« abgestaubt, das heißt, sie hatten den Lagerchef bestohlen und unter anderem sogar einen Plattenspieler mitgenommen.

Unterwegs beschäftigten sich die Blatnoi gewohnheitsmäßig damit, sich mit dem Konvoi zu zanken, und der Hase, der an die acht Uhren am Arm trug, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, die Wachsoldaten zu ärgern.

»Schau her, du dämlicher Trottel«, hänselte er, »du wirst noch hundert Jahre als Kettenhund bellen müssen und wirst dir doch keine einzige Uhr verdienen. Ich aber sitz im Lager, tue nichts, fresse Speck, saufe Wodka und hab ein Dutzend Armbanduhren!«

Zum ersten Male bemerkte ich bei den Blatnoi das Erwachen eines eigenartigen politischen Bewußtseins.

»Paßt mal auf, bald wird Dulles kommen und euch alle aufhängen«.

»Wartet nur ein wenig, dann kommt Truman, der wird euch Hurensöhne alle in die Kolchosen schicken!« spotteten sie und gaben sich wohl kaum Rechenschaft darüber ab, wer Dulles und Truman in Wirklichkeit waren.

Wenn es den Wachsoldaten allerdings zu bunt wurde, griffen sie sich die Diebe einzeln heraus und bläuten sie auf dem Gang durch.

Im Durchgangslager von Kirow – wiederum Lärm und Geschrei. Dort traf ich mit unserem Globetrotter Ljoschka Tjereschenko zusammen. Muß ich erwähnen, wie sehr wir uns freuten?
Leider war von seinem alten Wesen nur wenig übriggeblieben. Nicht daß er weniger lebhaft gewesen wäre – nur waren jetzt seine Späße alle mit Galle durchtränkt. Denn Ljoschka hatte die letzten drei Jahre auf der Uchta, bei der Gewinnung des sogenannten schweren Wassers gearbeitet und dadurch alle Haare, ja teilweise sogar die Augenbrauen und Wimpern verloren.
»Der Ei-Mensch!« spottete er. »Wenn ich erst frei bin, kann ich mich für Geld sehen lassen! Kann mir auch den Friseur sparen, ja und heiraten wird auch schon ganz unnötig sein ...«
Damit spielte Kreisel auf seine Impotenz an, die furchtbare Folge einer längeren Beschäftigung mit radioaktiver Substanz.
»Macht nichts« – fügte er mit einem bösen Auflachen hinzu, »die Stunde ist nicht mehr fern, da wir all diese Kreuzottern vernichten werden. Ich werde solange schießen, bis mein Zeigefinger erlahmt.«
Kreisel lebte in dem Wahn, daß der Krieg täglich ausbrechen müßte. Der Haß gegen den Kommunismus und die Tschekisten hatte bei ihm bereits einen pathologischen Charakter angenommen. Jedes Gespräch lief bei ihm in Politik aus, und er konnte nur noch darüber reden, auf welche Art er die Bolschewisten ausrotten würde.
Jeden Morgen, kaum hatte er die Augen offen, brach Kreisel in eine Flut nicht wiederzugebender Flüche und Verwünschungen gegen die Kommunisten aus. Daß uns die Wanzen bissen, daß draußen schlechtes Wetter war – sogar daran waren sie schuld.

Ende Oktober kamen wir in Swerdlowsk an.
Swerdlowsk, ehemals Jekaterinburg, ist die Stadt, wo im Keller des Hauses Ipatejew der letzte russische Zar mit seiner Familie heimlich ermordet wurde.
Das Gefängnis in Swerdlowsk ist groß, ausgezeichnet als Fabrikgebäude getarnt und befindet sich am Stadtrand.
Wir wurden in zwei großen, für politische Durchgänger bestimm-

ten Zellen untergebracht. Auf unserem Flügel war alles ruhig, friedlich, man konnte nicht einmal behaupten, daß die Aufseher schlecht mit uns umgingen. Und dann — es war am 2. November — begann das Gefängnis plötzlich zu summen, als wär's ein riesiger menschlicher Bienenkorb. Durch die Gänge hallten Schreie, die das Blut gefrieren ließen. Flüche. Alarmsirenen heulten auf.

Die Schreie wurden noch lauter. Schüsse fielen.

»Aufruhr — Aufruhr!« schallte es durch das ganze Gefängnis.

»AUFRUHR« tickten die Morsezeichen durch die Dampfheizung.

»Die Minderjährigen haben angefangen!« brüllte es von Fenster zu Fenster.

Jemand, der die sowjetischen Minderjährigen kennt, kann sich kaum etwas Schrecklicheres vorstellen. Der roheste unter den erwachsenen Mördern ist nicht solcher Bestialitäten fähig, wie sie sich diese Halbwüchsigen einfach zum Spaß ausdenken. Aus welchem Grunde es damals zum Aufruhr kam, weiß ich nicht. Sicher irgendeiner Geringfügigkeit wegen.

Tatsache ist, daß sich einige Minderjährige in die Haare eines Aufsehers verkrallten, ihn überwältigten, und dann ging's los: sie nahmen ihm die Schlüssel ab, befreiten ihre Altersgenossen aus den anderen Zellen, rannten in den Trakt, wo sich die Todeskandidaten befanden. Nun, und diese hatten ja wirklich nichts mehr zu verlieren.

Ob Aufseher oder Aufseherin — wer ihnen in die Hände geriet, wurde förmlich in Fetzen gerissen. Nach einer halben Stunde war das ganze Gefängnis in der Hand der Aufrührer. Auch unsere Zellentür flog auf.

»Kommt heraus, Fraier! Es lebe die Freiheit — unser ist die Macht! In Küche und Lagern reicht das Fressen — kommt heraus!«

Doch die Politischen verhielten sich sehr zurückhaltend: Was sollte man tun? Wie sollte man handeln?

Der größte Teil stimmte gegen eine Beteiligung am Aufruhr. »Außer einer Kugel in den Kopf erreichen wir damit doch nichts!« Nur einige, darunter Kreisel, waren anderer Meinung.

»Wenn es zu Vergeltungsmaßnahmen kommen wird und es

wird dazu kommen, ergeht es uns sowieso schlecht. Die Tschekisten schieben uns Politischen doch grundsätzlich die Schuld in die Schuhe. Darum lohnt es sich gar nicht, unter die Pritschen zu kriechen.«
»Wozu sollen wir unsere Hintern für die Kriminellen hinhalten?«
Einige gingen auf Kundschaft.
Das Gefängnis sah aus, als wäre ein Taifun darüber hinweggebraust. Draußen – hieß es – wurden Soldaten und Miliz zusammengezogen.
Plötzlich erklang im tiefen Baß ein Lautsprecher:
»Häftlinge! Geht sofort in eure Zellen! Häftlinge! Geht sofort ...« wiederholte die Metallstimme wie eine beschädigte Schallplatte.
Der Tag und die Nacht vergingen in qualvoller Unruhe. Wir saßen in einer riesigen Mausefalle, und jeder war innerlich auf das Schlimmste gefaßt.
Das Licht brannte nicht. Auch die Wasserleitung war abgestellt. Im Hof tobten die Kriminellen, wie berauscht von der Fünf-Minuten-Freiheit.
»Schlag! Brenn! Schlag tot!«
Aber – es graute eben der Morgen – als das Geheul »SIE KOMMEN!« ertönte und gleich darauf, wie das Kläffen eines widerlichen kleinen Köters, die kurzen Salven der Maschinenpistolen.
»SIE KOMMEN!«
Einige dumpfe Explosionen.
Durch die Gänge krochen Tränengaswolken.
Bald darauf war das ganze Gefängnis von dumpfem Lärm, Schüssen und beißendem Rauch erfüllt.
Alles wurde still – erstarb ...
Es kam heran – das SCHRECKLICHE ...
Und plötzlich ein Schrei, ein hysterischer, wilder Schrei:
»Feiglinge! Habt ihr Schiß, Feiglinge! Habt ihr noch nie Schüsse gehört?«
Es war Kreisel. Wie rasend sprang er von der Pritsche herunter, hustete, keuchte, von Gaswolken gewürgt.
»Wollt ihr Hurensöhne warten, bis man euch abschießt, wie

die Hasen? Wer ein Mann ist — geht mit! Wenigstens eine Kreuzotter werden wir mit unseren bloßen Händen erwürgen. Hört doch, wie sie die Menschen morden! Oder sind Kriminelle für euch keine Menschen?«
Niemand rührte sich.
Das Schießen kam näher.
»Verdammte Feiglinge!« Kreisel stürzte zur Tür.
»Kreisel! Kreisel, komm zurück!« rannte ich hinterher.
Zu spät.
Im Todesfächer pfiffen die Kugeln durch den Gang. Zurückspringend sah ich, wie Kreisel stolperte — zusammenfiel.
Danach wurde es plötzlich sehr ruhig. Die Minuten zogen sich hin, wie Jahre. Vom Hof klangen Flüche, Schüsse und Stöhnen. Der Aufstand war zu Ende.
Hustend, niesend, durch die beißenden Rauchwolken fast blind, schleppte ich Kreisel irgendwie in unsere Zelle zurück. Er war blutüberströmt, von Kugeln durchsiebt, aber er lebte noch, richtiger gesagt, er klammerte sich verzweifelt ans Leben. Und wieder Schüsse auf dem Hof und das Brummen von Wagenmotoren. Kreisel öffnete die Augen. Wimpernlos, schienen sie aus den Höhlen herauszuquellen.
»Brüder, hört ihr —«, stützte er sich mit übermenschlicher Anstrengung auf die Ellbogen, hob sich etwas, »Brüder, hört ihr die Motoren ... das sind die Amerikaner! Brüder ... sie ... sie kommen uns zu Hilfe!« Sein Mund verzerrte sich zu einem Lächeln, »Brüder — die FREIHEIT!« kam ein letztes Stöhnen.
Lange noch saß ich bei dem Körper meines Freundes. Saß, hustete, nieste und weinte ...

Neue Stimmen schreckten mich aus meiner Versunkenheit.
»Faschistengezücht — kommt heraus!«
Alle duckten sich, standen wie festgeklebt an den Wänden.
»*Dawai, dawai!* Kommt heraus, sagt man euch ...«
Vor den Mündungen der Maschinenpistolen gingen wir einer

nach dem anderen hinaus, die Hände über dem Kopf zusammengelegt, und stellten uns im Hof auf.
Ein Flügel des Gefängnisses brannte. Rundherum lagen in gräßlichen Verrenkungen die Leichen.
Drei — in Ledermänteln, die Pistole in der Hand — schritten die Reihe ab.
»Eins — zwei — drei — vier — der Fünfte raustreten!«
Und wieder:
»Eins — zwei — drei — vier — der Fünfte raustreten!«
Etwa dreißig politische Gefangene wurden zur Seite geführt und vor unseren Augen erschossen.
Das geschah zur gleichen Zeit, da einer der »Friedensapostel«, der indische Premierminister Jawahral Nehru als Ehrengast in Swerdlowsk weilte, in Begleitung seiner Suite die Stadt besichtigte und der sowjetischen »Demokratie« begeistertes Lob spendete.

Uns, die das Schicksal begnadigt hatte, transportierte man weiter. Im Gefängnis von Nowossibirsk trafen wir mit den Teilnehmern des Dscheskasghan-Aufstandes (Mittelasien) vom Sommer 1953 zusammen, von dem wir schon früher, allerdings nur in zusammenhanglosen Berichten, gehört hatten.
Vierzehn Gefangene — darunter eine Wolgadeutsche — sollten den Aufstand geführt haben. Alle vierzehn waren zum Tode verurteilt worden. Da sie Berufung einlegten, wurde das Urteil kassiert und der Fall der nächsthöheren Instanz übergeben. Der Aufstand selbst war urplötzlich ausgebrochen. Eine Gruppe Krimineller war über einige politische weibliche Gefangene hergefallen. Andere politische Gefangene waren ihnen zu Hilfe geeilt. In das Handgemenge mischte sich die Bewachung, und gegen diese wandte sich der gemeinsame Haß.
Dabei wurde ein Gefangener erschlagen, und sofort stand das ganze Lager auf, wie ein Mann. Die Abrechnung mit den Tschekisten, Provokateuren und Spitzeln begann.

Zur Niederwerfung der Aufständischen setzte man die dortigen Einheiten der »Rotachseln« ein. Aber diese weigerten sich, auf die unbewaffnete Menge zu schießen. Da wurden diese Einheiten zurückgezogen und durch »Schlitzäugige« ersetzt.
Diese genierten sich nun überhaupt nicht und veranstalteten ein Blutbad sondergleichen. Gegen die mit Ziegelsteinen bewaffneten Gefangenen wurden Panzer eingesetzt. Das Ergebnis: Hunderte von Toten, Verstümmelten, Verwundeten.
Und nun waren diejenigen Vierzehn, deren Bestreben in Wirklichkeit nur darauf ausgerichtet war, eine gewisse Ordnung zu wahren und dem Aufstand einen Anstrich von Gesetzmäßigkeit zu geben, zum Tode verurteilt.
Der Fall war so durchsichtig, daß sogar einige der dortigen Parteimitglieder für die Verurteilten eintraten, um die blutigen Machenschaften der Tschekisten aufzudecken.
Abgesehen von mündlichen Berichten hatte ich außerdem die Möglichkeit einen dicken Band Kopien der Untersuchung und Gerichtsverhandlung zu lesen, welchen einer der Verurteilten vom Kassationsgericht erhalten hatte.
Es waren über tausend Seiten Protokolle, so daß ich mir in der kurzen Zeit beim besten Willen nicht alle Einzelheiten des Prozesses einprägen konnte, außer einem typischen Vorfall, der besondere Aufmerksamkeit verdient.
Gegen die Angeklagten wurden von den Tschekisten falsche Zeugen gestellt — ebenfalls Gefangene. Manche waren selbst Opfer der Strafaktion geworden. So sagte ein Häftling, dem ein Panzer BEIDE BEINE ABGEFAHREN HATTE, folgendes aus:
»... *Wie viele andere anständige Häftlinge, nahm ich keinen Anteil am Aufstand und verurteilte ihn sowie die Anstifter desselben von ganzem Herzen. Als diese nun meine Einstellung erkannt hatten, haben die von Blut berauschten Anstifter* — es folgen die Namen — *bei dem uns befreienden Angriff der Einheiten des MWD mich und andere Gleichgesinnte gepackt und uns absichtlich unter die Raupen der herankommenden Panzer geworfen. Andere Gleichgesinnte haben sie einfach mit Stöcken und Ziegelsteinen niedergemacht ...*«

Ob dieser Zeuge durch Drohungen oder Versprechungen zu seiner Aussage bewogen wurde, ist unbekannt. Aber es ist wohl recht unwahrscheinlich, daß dreizehn Männer und eine Frau imstande waren, Hunderte unter die Raupen der Panzer zu werfen. Wieso jedoch die anderen, »mit Stöcken und Ziegelsteinen Niedergemachten« von Kugeln durchsiebt waren – das zu erklären, war schon ganz unmöglich.
Für die Tschekisten jedoch war das nichts Ungewöhnliches. Sie waren schon immer der Meinung, daß Lüge – je dicker man sie aufträgt – um so leichter geglaubt wird.
Über den Ausgang dieses Prozesses habe ich leider auch später nichts erfahren können.

Das Weihnachtsfest und das Neue Jahr 1955/56 verbrachten wir in einem der düstersten Gefängnisse, das ich kenne – in Krasnojarsk, und kamen in den ersten Januartagen im Durchgangslager in Taischet an.
Was uns »Polarfahrer« am meisten verwunderte, war ein ununterbrochenes, seltsames Rauschen in den Ohren – das sich später als Rascheln der Blätter und Zirpen der Vögel herausstellte – Geräusche, die wir schon jahrelang nicht mehr gehört hatten.
Als zweites setzte uns die Ordnung in Erstaunen, welche auf der Taischeter Trasse herrschte.
»Die Trasse – auf der es keinen Regen gibt!« – also getauft, weil man bei jeglichem Wetter zur Arbeit gejagt wurde.
Die Zustände waren dort noch »vorsintflutlich« und erinnerten uns unliebsam an die ersten Jahre der Gefangenschaft: Unverschämte Behandlung durch die Tschekisten und den Konvoi, ekelhafte Verpflegung und solche Lebensbedingungen, mit denen verglichen, die, unter denen wir noch unlängst gestöhnt hatten, geradezu paradiesisch erschienen. Die Gefangenen waren eingeschüchtert, ausgemergelt, zitterten vor jedem Vorgesetzten und schufteten wie die Ochsen.

Uns gegenüber verhielten sich die Tschekisten jedoch vorsichtig und stuften uns sichtlich in die Kategorie der Blatnoi ein. Wir erfuhren, daß in den Straflagern 0-307 und 0-308 etwas im Gange wäre, entweder ein Aufstand oder aber ein Streik. Das war wohl auch der Grund, warum wir nicht dorthin, sondern ins Innere der Taiga, zum 0-19 DOK, dem Holzbearbeitungskombinat, gebracht wurden.
Als wir jedoch dort die Arbeitsbedingungen und Bezahlung erfahren hatten, lehnten die meisten von uns die Arbeit kategorisch ab.
»Wir sind Bergleute!« brüllten wir im Chor. »Wozu hat uns der Staat ausgebildet? Wozu das Geld aufgewendet, wenn wir jetzt umsatteln sollen?«
Man sperrte uns schleunigst — an die zwanzig — in die Banja, sichtlich, um eine weitere Zersetzung der Arbeitsmoral zu verhindern. Und dann ging das Geschimpfe mit den Natschalniki los.
»Ja versucht's doch erst mal, Jungens, es ist doch nicht schwer, an der Hobelbank zu stehen!«
»Wir scheißen auf deine Hobelbank! Wir sind Bergleute! GULAG hat die Verfügung herausgegeben, daß jeder in seinem Beruf eingesetzt werden soll.«
»Ja, sollen wir vielleicht euch zum Vergnügen hier Bergwerke ausheben?«
»Ist uns doch egal, was ihr macht! Und überhaupt hat man uns versprochen, daß wir freigelassen werden. Du aber bietest uns wieder ein Joch! Nein, Natschalnik — arbeite ruhig selber!«
Ich fügte zu meinem »Bergmanns-Titel« noch meine Immunität als ausländischer Staatsangehöriger hinzu, entrüstete mich und schrie nicht weniger als die anderen.
»Wer bloß Lust dazu hat, schießt auf uns, schlägt und beleidigt uns! Wann endlich wird diese ›Berijamanier‹ aufhören?«
Wir zeterten noch sehr lange. So lange, bis uns die Tschekisten überredeten, wenigstens zur ärztlichen Untersuchung zu gehen. Wir marschierten also hin, und alle, die den Mund recht weit aufgerisssen hatten, bekamen die Invalidenkategorie.

Die Lagerverwaltung war einen vorläufigen Kompromiß eingegangen.
So gelangte ich gänzlich unerwartet ins Invalidenlager 0-4, nicht weit von der Station Tschuna. Dort stellten sich die Lebensbedingungen als selten gut heraus. Eine anständige Ernährung, hohe, saubere Baracken. Unter den Invaliden viele Intellektuelle, eine kleine Bibliothek – und keinerlei Sorgen: du stehst auf, wann du willst, gehst zum Frühstück, vertrittst dir die Beine, um den Appetit fürs Mittagessen zu holen, ißt zu Mittag und wartest aufs Abendbrot. Ein traumhaftes Leben nach so vielen Unannehmlichkeiten.
Vom ersten Tage an hatte ich einen großen Bekanntenkreis, dank einem sympathischen Burschen aus Workuta, Wolodja S., einem Juden, von Beruf Maler, der mich »Polarfahrer« als Landsmann begrüßte.
Am selben Abend stellte er mich der »Jüdischen Kolonie« vor, und ich muß sagen, daß mir diese Leute äußerst freundlich entgegenkamen, obwohl sie wußten, daß ich als Freiwilliger bei den Deutschen gedient hatte.
Allenfalls wurde ich hier und dort damit aufgezogen:
»Nun sag mal, Max, Hand aufs Herz, wieviele Juden hast du denn während des Krieges erschossen?«
Oder:
»Nun erzähle mal, Max, wie man dich in Stalingrad verdroschen hat!«
Das Haupt der »Jüdischen Gemeinde« war ein alter Herr von selten sympathischem Wesen, Benjamin Lasarowitsch G., Onkel Ben, wie er dort genannt wurde. Hochgebildet, mehrere Sprachen glänzend beherrschend, stammte Onkel Ben von einer bekannten Moskauer Bankier-Dynastie ab. Er zählte damals an die sechzig Jahre, was ihn keineswegs daran hinderte, munter und sogar recht lebensfroh zu sein.
Wenn man sich erkundigte, warum denn Onkel Ben im Lager saß, pflegte er zu antworten:
»Wegen meinem verdammten arischen Aussehen!«
Onkel Ben war nämlich in deutscher Gefangenschaft für einen

Russen gehalten worden und hatte dadurch die Möglichkeit gehabt, nach dem Kriege heil und unversehrt heimzukehren. Auf der Lubjanka aber verhielt man sich dieser Version gegenüber äußerst skeptisch.

»›Hör auf, uns das Gehirn vollzuscheißen‹, sagten die Tschekisten, ›dir sieht man doch ohne jeden Meßapparat die Judenfresse auf hundert Meter an. Gib doch zu, daß dich die Deutschen angeworben haben ...‹ Sie wissen ja, was unsere Tschekisten für ein rechthaberisches Volk sind — ob man will oder nicht — zugeben muß man doch schließlich, ein deutscher Kollaborateur gewesen zu sein ...«

Der ehemalige General der Roten Armee, Gurjewitsch, Onkel Bens guter Freund, konnte mit einer genau entgegengesetzten Geschichte aufwarten.

General Gurjewitsch gehörte zur alten bolschewistischen Garde und war bis ungefähr 1950 der Chef einer geheimen Experimentierabteilung des Kriegsministeriums. Die Umstände, die den roten General ins Lager gebracht hatten, sahen etwa so aus: Der sowjetische Geheimdienst hatte seinen Agenten den Auftrag gegeben, unter allen Umständen im Westen die Geheimpläne einer neuen Waffe aufzutreiben.

Gesagt — getan! Zur bestimmten Zeit waren die Pläne — gestohlen oder für ein rundes Sümmchen gekauft — in Moskau. Wonach sie General Gurjewitsch anvertraut wurden, unter dessen persönlichem Kommando die neue Waffe rekonstruiert und zum Besitz der Roten Armee gemacht werden sollte.

Wieviel Geld und Zeit der Staat für diese Experimente aufgewendet hat — ist unbekannt. Aber eines schönen Tages stellte es sich heraus, daß die Geheimpläne eine vorzügliche Fälschung waren und höchstens als Toilettenpapier Verwendung finden konnten. Grandioser Skandal: jeder sucht dem anderen die Schuld in die Schuhe zu schieben und General Gurjewitsch zum Sündenbock zu machen. Er ist der Schuft! Er ist der Verräter. Er — ein Faschist und Taugenichts.

Der Alte geht seines Ranges, aller Orden und Ehrenzeichen verlustig. Man nimmt ihn am Kragen und setzt ihn ins Lager.

Das Unangenehme ist, daß der Fall Gurjewitsch mit einem Federstrich von Stalin persönlich unterzeichnet wurde:
»Verräter und Schweinehund — 25!«
Und dennoch war General Gurjewitsch einer der wenigen Kommunisten, die sich auch im Lager nicht von ihrer Vergangenheit lossagten. Trotz seiner hoffnungslosen Lage setzte er sich für die Unfehlbarkeit der Partei und ihrer Führer ein. »Jossif Wissarionowitsch hatte Recht!« beteuerte der starrköpfige rote General, »Jossif Wissarionowitsch konnte nicht irren! Dem Staat gegenüber wurde ein Fehler zugelassen, und jemand mußte doch dafür geradestehn.«
Ein Mann, der sein ganzes Leben dem Dienst des Bolschewismus geweiht hatte, konnte sich eben nichts anderes ausdenken.
Gleich nach Stalins Tode hatten in Moskau die Bemühungen um die Freilassung des alten Generals eingesetzt. Man ließ alle Beziehungen spielen — und Gurjewitsch hatte ihrer sehr viele.
Als wichtigste Fürsprecherin trat die Frau Molotows, eine Jüdin, auf. Aber sogar mit dieser Protektion war die Befreiung nicht so leicht zu erwirken. Und als endlich von einem seiner hochgestellten Freunde das Telegramm eintraf: *»Freue dich — du bist vollständig rehabilitiert!«* da lag der alte Mann vom Schlaganfall völlig gelähmt in der Krankenabteilung.
Darauf rief Gurjewitsch den Lagerchef zu sich und verlangte seine sofortige Freilassung, um als sowjetischer General wenigstens jenseits des Stacheldrahts sterben zu können.
»Verzeihung«, sagte der Lagerchef, »aber das Telegramm ist inoffiziell und besitzt rein persönlichen Charakter. Wir zweifeln keineswegs an der Glaubwürdigkeit Ihrer Worte, aber Sie selbst als alter Militär müssen verstehen, daß ich zuerst den Befehl meiner direkten Vorgesetzten abwarten muß. Also liegen Sie nur ruhig und regen Sie sich ja nicht auf, das hat der Arzt verboten.«
General Gurjewitschs Wunsch erfüllte sich, wenn auch nur teilweise, er starb dennoch innerhalb des Stacheldrahts. Aber er starb sicherlich glücklich, denn an sein Sterbelager kam eine ganze Delegation Tschekisten, stand stramm und meldete:

»Genosse General! Soeben ist aus Moskau der Befehl über Ihre völlige Rehabilitierung eingetroffen. Gestatten Sie im Namen der Partei und Regierung ...«, und mit großer Feierlichkeit wurde dem Sterbenden ein Kissen mit all seinen Orden dargebracht.

»›Besser zu spät, als überhaupt nie!‹ sagte ein Jude, als er zum Zug zu spät kam« – kommentierte Onkel Ben diesen traurigen Fall.

Während meiner Haftzeit bin ich vielen Juden begegnet. Ich nehme an, daß prozentual, das heißt im Verhältnis zur Anzahl der in der Sowjet-Union lebenden Juden gesehen, von ihnen mehr im Lager sitzen, als von jeder anderen Bevölkerungsgruppe. Was ihr Benehmen zueinander und zu anderen Gefangenen anbetrifft, so ist dieses meist im höchsten Grade anständig. Die Juden, die in den Lagern Pridurki-Posten einnahmen, betrugen sich zu den übrigen Gefangenen ebenfalls weitaus anständiger, als andere. Die Erklärung dafür gab mir Onkel Ben.

»Wissen Sie«, sagte er, »es wäre natürlich dumm anzunehmen, daß Juden bessere Menschen seien. Aber nehmen wir mal an, ein Russe, Ukrainer oder Deutscher begeht eine Gemeinheit. Dann werden alle sagen: Dieser Russe, dieser Ukrainer, jener Deutsche ist ein Schuft und man sollte ihm nicht mehr die Hand reichen ... Da haben Sie's! Wenn aber einer von uns Juden etwas Gemeines tut, so steht alles dafür, daß man sagen wird: Da seht die Juden an, alle sind sie Schufte! All diese Schurken sollte man hängen! ... Und das eben können wir uns nicht leisten.«

Es war nach dem aufsehenerregenden XX. Parteikongreß und dem berühmten Geheimbrief Chruschtschows an die Parteimitglieder, in welchem Stalin der Glorienschein abgerissen und der Personenkult zum ersten Male angeprangert wurde. Sehr bald wurde der Inhalt des Geheimbriefes der ganzen Bevölkerung bekannt und seitens der Häftlinge regnete es Fragen:

»Wann werden denn wir, die Opfer des Stalinterrors, freigelassen?«
»Wann kommt endlich die Amnestie heraus? Wann sehen wir unsere Frauen und Mütter wieder?«
»Wann wird man dieses Aas aus dem Mausoleum rausschmeißen?«
Doch die Tschekisten hatten immer nur die gleiche Antwort:
»Geduld! Geduld! Hält es die Partei für nötig – bleibt Stalin im Mausoleum. Hält sie's für unnötig – schmeißt man ihn raus. Das ist nichts für unseren Verstand!«
Zur gleichen Zeit wurden in Moskau nach einem unveröffentlichten Erlaß der KPDSU Spezial-Kommissionen geschaffen, die dem Zentral-Komitee der Partei unterstanden. Sie sollten die Fälle der Häftlinge gleich an Ort und Stelle überprüfen und nach eigenem Ermessen die Strafe heruntersetzen, begnadigen, oder völlig rehabilitieren. Ich erfuhr, daß mein Fall nicht der Kompetenz einer solchen Kommission unterlag, da ich speziell in Moskau geführt wurde.
Überhaupt mußte ich feststellen, daß die Hauptaufgabe der Kommissionen nicht darin bestand, der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen, sondern eher die Lager von unproduktiven Elementen frei zu machen. Die Tschekisten hatten einfach entschieden, daß all die Invaliden, Alten und Schwerkranken, von denen sie genau so wenig Produktion erhielten, wie Milch vom Ziegenbock, doch lieber in alle Winde auseinanderlaufen und ihren freien Familienangehörigen zur Last fallen sollten, als für nichts und wieder nichts das staatliche Brot in den Lagern zu essen.
Auf Freilassung konnten auch die moralisch Zerbrochenen rechnen, die vor den Tschekisten auf die Knie fielen, sich an die Brust schlugen und lauthals ihre einstigen Fehler bereuten.
Typisch war, daß in den Räumen, in denen diese Kommissionen tagten, Stalinporträts an gut sichtbarer Stelle hingen, obwohl sie sonst aus allen Lagern verschwunden waren und Stalins Ruhm überhaupt schon stark im Abblättern war: Ein Grund zum Nachdenken – Stalin blieb also weiterhin das Symbol der Macht.

Ich kannte einen Leningrader, der einige Jahre hindurch anonyme Schmähbriefe an den Kreml schrieb, in denen er Stalin einen Henker und Despoten, Berija einen blutdürstigen Hund, die anderen Mitglieder des Zentralkomitees aber Lakaienseelen nannte.

Vor der Kommission jedoch gab dieser Leningrader nicht genügend Zeichen der Reue zu erkennen.

»Aber jetzt beschuldigt doch Chruschtschow selbst Stalin der Bestialität und des Despotismus. Auch er nennt Berija einen blutdürstigen Hund!« rechtfertigte sich der Häftling.

»Was sich für Genossen Chruschtschow ziemt, der im Namen der Partei spricht, das ist Ihnen, einer Privatperson, verboten!« lautete die Antwort der Kommission. »Außerdem haben Sie alle Mitglieder der Regierung beleidigt. Darum sitzen Sie nur ruhig weiter.«

So blieben seine fünfundzwanzig Jahre weiterhin in Kraft.

Aus dem Invalidenlager kam ich bald noch weiter ins Innere der Taiga, näher an Bratsk, wo zu jener Zeit, wie es hieß, der größte Staudamm der Welt im Bau war.

Hier zeigte sich deutlich die Fügung des Schicksals. Im Invalidenlager hatte ich gar nicht schlecht gelebt, hatte mir ein kleines Atelier eingerichtet, mit den dortigen Freien Beziehungen aufgenommen und ganz gut dabei verdient. Ich trank an den Abenden mit der jüdischen Gemeinde georgischen Tee und führte allerlei Gespräche. Man sollte meinen, ich hätte nun still und zufrieden sein können. Aber nein!

Bald begann ich zu protestieren und verlangte, mich in ein Lager zu überführen, wo Ausländer konzentriert wurden. Man kam mir entgegen, und ich geriet ins o — 43, ein abscheuliches Loch, Siedlung Andsjoba genannt.

Da sich die Bedingungen dort als wesentlich schlechter erwiesen, begann ich wieder zu zetern, ohne zu ahnen, daß Andsjoba der erste Schritt auf dem Weg zur Befreiung war.

Das speziell für Ausländer eingerichtete Lager faßte außer den Russen noch an die hundert Häftlinge, welche von den Sowjets willkürlich in die Listen der Staatenlosen eingetragen waren: Rumänen, Polen, Juden, Chinesen, viele Emigranten aus der Mandschurei und zwei Deutsche, die von der Kolyma heruntergekommen waren.

Es versammelte sich eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft und begann, wie eine Familie zu leben: der Spanier José, ein ehemaliger Flieger, der gegen Franco gekämpft und später versucht hatte, im Schrankkoffer eines Diplomaten aus der Sowjet-Union zu flüchten, Eduard, ein Playboy, Sohn eines bekannten tschechischen Würdenträgers, der Ungar Béla, eine Fußballgröße, Viktor, ein freundlicher Baltendeutscher und Monsieur Walter, ein Deutscher aus dem Sudetenland.

Über Walter F., der eigentlich die Schlüsselfigur meines Berichtes ist, müßte ich, scheint's sehr viel erzählen. Aber so seltsam es ist – ich kann es nicht. Schon darum, weil ich eigentlich nur sehr wenig von ihm weiß, ausgenommen das Wichtigste, daß er nämlich ein Mensch mit großem Herzen und ein prachtvoller Kamerad ist.

Damals war Walter furchtbar dünn, mit einem Gesicht, wie aus Bronce gegossen. Dies unterstrich seine silberne Mähne, auf die er sehr wenig Sorgfalt verwandte und dadurch irgendwie an Beethoven erinnerte. Walters Augen waren hell und konnten – je nach Laune – furchtbar böse oder sehr gütig und Vertrauen einflößend wirken. Im Lager lief Walter, wie die meisten anständigen Menschen, abgerissen herum und vermied, obwohl er gut russisch sprach, jede Unterhaltung mit den Tschekisten – eine Ignorierung, die für diese manchmal schlimmer als eine Beschimpfung ist.

Bald zerstreute sich unsere internationale Familie. Walter und ich fanden eine Unterkunft im halbverfallenen Gebäude der ehemaligen Wasserküche, und dort eröffnete ich mein »Untergrund-Atelier«.

Die Lage im 0-43 war irgendwie seltsam. Entweder fehlte es an Arbeitsplätzen oder am Konvoi – jedenfalls arbeitete nur die

Hälfte der Gefangenen auf dem Bau. Die andere Hälfte drehte die Daumen. Von einer Kategorie in die andere zu gelangen, war fast unmöglich. So kam ein Paradox zustande: manche wurden trotz ihrer Bitten nicht zur Arbeit gelassen, andere aber als Arbeitsverweigerer in den Karzer gesetzt.

Walter und ich gingen natürlich nicht zur Arbeit und waren heilfroh, daß man uns in Ruhe ließ. Überhaupt hatte mein neuer Kamerad auch auf der Kolyma nicht gerade durch »Heldentaten der Arbeit« geglänzt und war daher als chronischer Arbeitsverweigerer oft genug in den BURs gewesen.

In Ostsibirien wurde ich Zeuge der sattsam bekannten »Vorteile des planmäßigen sozialistischen Aufbaus«.

Die sogenannten »Groß-Bauten des Sozialismus« werden in der UdSSR von ohrenbetäubendem Propagandarummel begleitet: Zeitungen, Rundfunk, Fernsehen, ständige Massenkundgebungen der Werktätigen – alles lobt einstimmig und in höchster Lautstärke die großen, nie dagewesenen Siege, die unfaßbaren Errungenschaften, die gigantischen Umwandlungen usw., denn während ihrer ganzen Existenz tun die Sowjets nichts anderes, als »Amerika einzuholen und zu überholen«.

Zu gleicher Zeit aber verschweigt die sowjetische Propaganda bescheiden die »kleinen Unstimmigkeiten« – wie die Sowjets es nennen.

Ein typisches Beispiel für diese »kleinen Unstimmigkeiten« passierte damals, 1956, bei Bratsk, während des Baues des »größten Staudammes der Welt«.

In einem Abschnitt dieses Riesenobjektes, das sich viele hundert Quadratkilometer ins Innere der Taiga erstreckt, wurde bereits seit einigen Jahren beschleunigt gearbeitet: Man baute Straßen und Werkstätten, errichtete Verwaltungsgebäude und Arbeitersiedlungen, zog elektrische Leitungen ... Plötzlich erscheinen auf diesem Bauabschnitt Vertreter des Ministeriums für Irrigation.

»Genossen«, sagen sie, »die Arbeiten müssen sofort eingestellt werden. Auf Grund einiger technischer Überlegungen sind die Pläne geändert, und das alles hier muß überflutet werden.«

»Es tut uns unendlich leid«, sagen die Genossen von der Bauleitung, »aber ihr seid nicht unsere Vorgesetzten. Wir unterstehen einem anderen Ministerium, und darum sind eure Befehle für uns gleich Null!«
»Kommt zu euch!« schreien die »Wassermänner«. »Das ist ja Sabotage. Wo ihr jetzt gerade baut, muß sich das neue Angarameer ergießen!«
»Ihr seid selber Saboteure!« antworten die Bauleute. »Wir pfeifen auf euch und euer Meer! Wir haben unseren Plan, den wir erfüllen müssen, und unsere eigenen Vorgesetzten! Was heißt das – die Arbeiten einstellen? Und wie bitte sollen wir dann unsere Arbeiter ernähren?«
Wonach der Bau mit Seelenruhe planmäßig fortgesetzt wird.
Telegramme fliegen nach Moskau.
In den Ministerien beginnen die Diskussionen.
»Wie – warum, weshalb? Und ging es denn wirklich nicht anders?«
Ein Monat vergeht nach dem anderen. In Moskau spricht man und plant.
An der Angara werden schon die Fensterrahmen gestrichen, in den Werkstätten die Werkbänke und Maschinen montiert, die elektrischen Leitungen gezogen, die Straßen gewalzt – da endlich kommt aus Moskau der endgültige Befehl:
»Bau sofort stillegen! Stop.« Sofort wird der Bau stillgelegt.
Und dann ging's erst richtig los: Alles abbrechen!
»*Dawai* – reißt die Rahmen raus! Schlagt die Türen, schneidet die Leitung – *dawai, dawai!* ... Jetzt werden wir mal unserem Land das Beispiel einer heldenhaften Arbeitsleistung zeigen!...«

Unterdessen hockten Walter und ich in unserer zerfallenen Bude, tranken von morgens bis abends Tschefir, rauchten Machorka und taten im übrigen, wie Viktor sagte, nichts anderes, als auf die Bolschewisten zu schimpfen.
Die Möglichkeit etwas zu verdienen, war in Andsjoba nur sehr gering, so daß ich zuweilen für ein Paket Tee oder ein halbes Pfund Zucker ein Bild weggeben mußte.

Abends, auf meinen Klapp-Brettern liegend, hörte ich Walters Erzählungen.
Streiflichtartig die Kriegsbegebnisse ... der Zusammenbruch. Gefangenschaft bei den Amerikanern. Gefangenschaft bei den Franzosen, bei denen man auch leicht vor Hunger krepieren konnte ... Es folgte die Zeit, da Walter, schon auf freiem Fuß, Manager eines Wandertheaters war ... Dann begann er den Dreck von der Straße aufzusammeln, um Gold daraus zu machen. Eine alte Mutter und ein jüngerer Bruder, der irgendwo in Südbayern als praktischer Arzt arbeitete ... Eine junge, sehr liebe Frau, Schauspielerin ... Und dann, der Augenblick da dies alles zerrann, als die Russen Walters Wagen bei einer Fahrt nach Wien anhielten: »Aussteigen! ...« und die Faust des Untersuchungsrichters beim ersten Verhör in Walters Gesicht landete: »Da – nehmen Sie, Herr Major der Abwehr! ...«
Ein Gefängniskeller und ein unendlich langer Weg durch das ganze Rußland, durch das ganze Sibirien zur äußersten Nordspitze an den Ufern der Beringstraße entlang bis zu den Goldfeldern Kolymas.
Walter sprach oft Deutsch, und ich verstand nicht alles, doch ich hörte gern die deutschen Laute, die mich an längst vergangene Zeiten erinnerten. Besonders aber hat sich mir ein Witz eingeprägt, den Walter erzählte:
Krieg ... Ein großes Schiff, das auf Deck eine Menagerie transportiert, überquert den Atlantik. Natürlich langweilen sich die Tiere.
»Komm, wir wollen Versteck spielen!« schlägt ein Äffchen dem Papagei vor.
»Hübsche Idee!« sagt der Papagei.
Das Äffchen erklärt die Spielregeln.
»Du mußt die Augen zumachen und inzwischen versteck ich mich. Ich rufe eins – zwei – drei, und dann mußt du mich suchen. Verstanden?«
»Verstanden!« Das Äffchen versteckt sich.
»Eins –« ruft es, »zwei –« aber es hatte nicht »drei« rufen können, als das Schiff auf eine Mine fährt und sofort untergeht.

Zwischen Himmel und Wasser flattert allein der Papagei. Zerrauft, verblüfft, erschüttert, flattert er verzweifelt mit seinen versengten Flügeln, flattert, schaut, sucht und begreift nichts.
»So ein blödes Spiel!« schimpft er endlich aus vollem Herzen.

In gewisser Beziehung glichen wir damals alle diesem unglückseligen Vogel. Krieg ... das Schiff, auf dem jeder seinen kleinen Käfig – jeder seine kleinen und großen Hoffnungen hatte ... Wir kniffen die Augen zu, hörten die schreckliche Explosion und flatterten dann noch jahrelang mit unseren verbrannten Flügeln und schimpften ...

Zwei neue Freunde erfreuten uns häufig mit ihren Besuchen. Der eine war Kostja-Admiral, ein Halbblatnoi, der andere Zigan, ein pechschwarzes, fröhliches Hündchen.
Mit richtigem Namen Popow, trug Kostja, dieses Unikum, seinen Spitznamen für immer in großen Druckbuchstaben auf seiner Stirn eintätowiert, wahrscheinlich als Folge eines Spielverlustes.
Kostja-Admiral hatte ein Prinzip, nämlich, daß es der Dumme im Leben leichter hat. Doch er war gar nicht so dumm, wie er scheinen wollte.
Meiner Ansicht nach war dieser Bursche für Rußland ungefähr das, was der Clochard für Frankreich und der brave Soldat Schweijk für die Tschechoslowakei bedeutet.
Wie die Russen selbst behaupten, liebt man in Rußland die Dummen. Sogar der Begriff *durak* – Dummkopf – entspricht in keiner Weise den europäischen Vorstellungen. Davon zeugen die russischen Märchen, in denen Iwanuschka-durak letzten Endes stets die Klügsten übers Ohr haut und die Zarentochter heimführt.
Kostja hatte bereits in frühester Jugend entschieden, daß die Klugen arbeiten sollen – er sich aber schon irgendwie anders durchschlagen würde.
Als er während des Krieges eingezogen wurde, konnte Kostja

rechts von links nicht unterscheiden, faßte das Gewehr grundsätzlich verkehrt an, und man mußte befürchten, daß er an der Front auch die verkehrte Seite beschießen würde. Darum schob man ihn in ein Arbeitsbataillon ab. Doch auch hier glänzte er keineswegs durch Geschicklichkeit. In einer politischen Instruktionsstunde brachte Kostja plötzlich seinen eigenen Vorschlag heraus:

»Ich weiß, wie wir die Deutschen am besten loswerden, und sogar ohne alles Blutvergießen!«

»Und wie?« fragte der Politruk.

»Also, wenn's nach mir ginge, ich täte die Deutschen ganz ohne Kampf zu uns hereinlassen. Wenn die sehen würden, was sich bei uns so tut, würden sie vor Schreck bestimmt gleich heimrennen.«

Kostja wurde unter die »Unzuverlässigen« eingereiht, und man brachte ihn lieber im Lager unter.

Nachdem er sich ein wenig mit dem dortigen Leben vertraut gemacht hatte, schlug sich Kostja schleunigst die Finger der rechten Hand ab und erkor sich ein neues Prinzip: »Ich hab den Wald nicht gepflanzt — also brauch ich ihn auch nicht abzusägen!« Er hatte aber auch noch andere Grundsätze: »Mach heute unter keinen Umständen, was sich auch morgen erledigen läßt. Und laß ja nicht etwas für morgen übrig, was du heute aufessen kannst!«

Dank der strengen Einhaltung dieser Prinzipien hatte Kostja verstanden, auch im Lager sein blühendes Aussehen und die Unbeschwertheit eines fröhlichen Schuljungen zu bewahren.

Außer dem Kartenspiel hatte Kostja noch eine andere Leidenschaft, und zwar die Bildende Kunst. In welches Lager er auch kommen mochte, sofort unternahm er einen Rundgang und merkte sich jedes einzelne Bild vor. Und wo es auch hing, im Speiseraum, Klubgebäude oder im Arbeitszimmer des Chefs — immer verschwanden diese Bilder eins nach dem anderen, gingen sozusagen in die Privatsammlung des Admirals über.

Und eben die Kunst, genauer die Malerei war es, die Kostja und mich einander näherbrachte, so daß wir uns schließlich an-

freundeten. In den Augen des russischen Diebes gewann ich bald eine unerschütterliche Autorität.
»Du bist ein großer Künstler!« pflegte Kostja seufzend festzustellen, wenn er mir stundenlang zugesehen hatte. Und dann fügte er betrübt hinzu: »*Bednyi* Max – armer Max, du hast goldene Hände. Wärst du in der Freiheit, würdest du ganz bestimmt Millionär werden, ach, welch ein Talent muß hier verderben ...«
»*Bednyi* Max«, es dauerte gar nicht lange, und »armer Max« haftete mir als Spitzname an. Und damit mein Talent nicht ganz ungenutzt darniederlag, wurde beschlossen, daß ich für Admiral ein Bild malen sollte.
Nackte Weibsleute! versteht sich. Mondnacht, Palmen. Ein Springbrunnen, Marmorstufen und darauf ein halbes Dutzend mangelhaft bekleideter Nixen. Nach Admirals Begriff – Märchen und Gedicht zugleich. Auch das Honorar wurde festgelegt: zwei Päckchen Tee für jede Schöne. Drei Päckchen sofort auf den Tisch, die anderen später. Das hing eben von der Zerstreutheit des Oberkochs ab, das heißt, wie oft er nämlich seine Schlüssel zur Vorratskammer an einem sichtbaren Platz vergessen würde.
»Außerdem werde ich euch mit Hammelleber versorgen!« versprach Kostja, der damals gerade eine Gastrolle als Schüsselspüler gab.
Der Admiral hielt sein Versprechen – Walter und ich wurden mit Hammelleber förmlich überschüttet. Zum Frühstück: Leber. Mittags: Leber. Abends: wieder Leber. Zwischendurch starker Tee. Gut, daß uns Zigan, der Liebling des Lagers, so oft besuchte, der sich dann mit der Leber das Bäuchlein vollschlug.
Nach Vollendung der Badenixen erhielt ich von Admiral einen neuen Auftrag. Diesmal ein Porträt. Die Komposition wurde mit Walter gemeinsam ausgearbeitet, und nach langen Erörterungen gelangten wir zu der effektvollsten Lösung:
Kostja sitzt mit einer Gitarre am Tisch. Vor ihm steht eine Wodkaflasche (eine noch nicht ganz geleerte), daneben liegen Spielkarten, Würfel und ein Finnendolch. Kostja trägt ein Matrosenhemd und

muß »verwegen-betrunken« aussehen. Und der Clou: Neben ihm sitzt eine Zigeunerin — gewünscht wird »von erschütternder Schönheit« — die mit ihren schlanken Armen seinen Hals umwindet.
Wieder wurde der Preis besprochen, und man verblieb bei einer vernünftigen Anzahl Teepäckchen und Margarine. Die Hammelleber lehnten wir ab, da selbst Zigan sie nicht mehr sehen wollte.
Ich machte mich an die Arbeit, und sie ging zur vollen Zufriedenheit vor sich. Nur daß die Zigeunerin — in Ermangelung eines Modells — nicht »erschütternd« genug ausfiel. Eines Tages nun erschien Kostja nicht zur Sitzung. Walter und ich begaben uns auf die Suche und fanden ihn in einer — für europäische Begriffe — geradezu entsetzlichen Situation.
Admiral saß nackt auf der Pritsche und krümmte sich vor Schmerzen, während ihm einer seiner Freunde, sogar sein bester, mit einer Nadel den Mund zunähte.
»Himmel! Kostja! Was macht ihr denn da?«
Admiral brachte ein unverständliches Muhen hervor.
»Er hat im ›Siebzehn und Vier‹ verloren —«, erklärte mir sein Kumpan.
»Aber das ist ja gräßlich! Es muß ja doch furchtbar weh tun!«
Der seltsame Schneider blickte uns mit sichtlicher Verständnislosigkeit an.
»Es tut doch nur ihm weh!« sagte er seelenruhig. »Geht noch nicht weg, gleich könnt ihr sehen, wie er erst hüpfen wird, wenn ich ihm den Knopf auf den Bauch nähe!«
»Admiral« krümmte sich, stöhnte, machte jedoch nicht den geringsten Versuch, sich zu wehren, denn dies wäre ein Verstoß gegen die Spielregel gewesen.
Alles ging gut, und nach einigen Tagen erschien Admiral wohlgemut mit geschwollenen Lippen zur Sitzung.
Nach Beendigung des Porträts kannte Kostjas Begeisterung keine Grenzen. Ohne zu warten, bis die Farbe getrocknet war, rannte er davon, um es überall in den Baracken herumzuzeigen. Typisch ist, daß Kostja allen seinen Freunden nun genauestens be-

richtete, bei welcher Gelegenheit er die auf der Leinwand abgebildete Zigeunerin kennengelernt hatte. Das war keine gewöhnliche Lüge, sondern allenfalls ein Beweis dafür, daß Kostja in einer eigenen Phantasiewelt lebte, die weit über den Stacheldraht hinausreichte, der uns umgab.
Mit der gleichen Genauigkeit malte sich Admiral in den lebhaftesten Farben jeden Schritt, jede Bewegung aus, die er nach seiner, sehnlichst erwarteten, Freilassung tun würde:
»Ich komm also ins Coupé herein und leg meine Sachen so ganz kulturvoll ins Netz. ›Guten Tag!‹ sag ich höflich zu der kleinen Bürgerin, die links vom Fenster sitzt. Der *Muschik*, so ein dicker ist's, mit zwei dicken Koffern, also der schielt mißtrauisch zu mir herüber, denkt natürlich, daß ich aus dem Lager komme. Da setz ich mich dann der kleinen Bürgerin gegenüber, steck mir würdevoll eine an und sag so ganz lässig: ›Zeit war's ja, vom Neuland wegzukommen! Hab mir dort eine Menge langer Rubel erspart, jetzt denk ich, mal nach der Krim zu fahren!‹ ... Natürlich möchte die Bürgerin gleich rauskriegen, wohin ich will, weil sie nämlich eine Tante in Sotschi hat. Wir kommen immer mehr ins Gespräch. Da hole ich dann also das Bild heraus! ›Ach! Ach wie schön! Entzückend, wunderbar schön!‹ schreit das Dämchen, wie sie mein Porträt sieht, ›Aber was ist das für eine Zigeunerin? So eine erschütternde Schönheit!‹ ... Nun erkläre ich, daß es meine ehemalige Geliebte ist, und denk bei mir, was wohl der Fraier in seinen dickbäuchigen Koffern drin hat. Und meine Nachbarin fragt mich ...«
Und so weiter und so fort, ohne Ende, durch alle Städte der Sowjet-Union, bis ihn einer seiner Zuhörer unterbrach:
»Admiral, wann wirst du endlich damit aufhören, mit deinem Quatsch den Leuten das Gehirn vollzuscheißen?«
Dann verstummte Kostja gekränkt. Gekränkt, weil man seine Wachträume als Quatsch bezeichnete.
Bald wurde Kostja tatsächlich von der Moskauer Kommission freigelassen. Er geriet in solche Freude, daß er einer unbekannten Bürgerin um den Hals fiel — der Frau des dortigen Opers, wie sich später herausstellte. Und am gleichen Abend stieg Kostja

wohl schon in den Eisenbahnwaggon, sagte höflich: »Guten Tag!« zu der kleinen Bürgerin, die links am Fenster saß. Sicher zeigte er ihr auch sein Porträt mit der Zigeunerin. Wenn aber der dicke Muschik wirklich etwas Wertvolles in seinen Koffern hatte, dann würde Admiral wohl nicht so bald nach der Krim kommen.

Eines Tages tauchte Pierre S. auf, einer der wenigen Franzosen, die ich in sowjetischen Lagern getroffen habe. Er kam von der 0-13, die ein erleichtertes Regime hatte. Gleichaltrig, mittelgroß und dunkel wie ich, erschien er in einer karierten Jacke und weißen, sorgfältig gebügelten Hosen. Er war ebenfalls Maler, allerdings Autodidakt, nicht sehr begabt, dafür aber unendlich fleißig und produktiv. Er hatte im Lager – wo er sich seit acht Jahren befand, malen gelernt. Meist kopierte er berühmte Gemälde und erwarb sich damit weitaus mehr Anerkennung, als ich jemals mit meinen Bildern. Doch seltsam, Pierre und ich kamen niemals in freundschaftlichen Kontakt. Walter – nun, der konnte ihn überhaupt nicht ausstehen. Hauptsächlich wohl darum, weil Pierre im Lager Aktivist geworden war, immer beim KWTSCH arbeitete und eine gute Nummer bei den Chefs hatte. Außerdem war er ziemlich prosowjetisch eingestellt.
Auf welche Weise Pierre in die Sowjet-Union geraten und weshalb er wegen Spionage verurteilt war, ist mir ein Rätsel geblieben. Ich weiß nur, daß er, obwohl seine Eltern in Paris wohnten, nicht nach Frankreich zurückwollte. Wahrscheinlich, weil ihn dort irgendwelche Unannehmlichkeiten erwarteten. In der UdSSR gefiel es Pierre schon deswegen, weil er hier als Pariser, Künstler und Intellektueller galt. In Frankreich hätte er sich mit dem Pinsel nicht durchbringen können – dort erwartete ihn bestenfalls ein Platz an der Werkbank bei Renault oder Citroën. Im gleichen Jahre, 1956, wurde Pierre entlassen und erklärte, freiwillig in Sibirien verbleiben zu wollen.
Aus seinen letzten Briefen, die er mir später nach Bykowo

schrieb, erfuhr ich, daß er vom Staat einen Zuschuß erhalten hatte, um sich ein Häuschen zu bauen. Er hatte geheiratet, war mit Aufträgen überhäuft, lebte nicht schlecht und war mit sich, seinem Haus und seiner Frau äußerst zufrieden.

Im Hochsommer, kurz bevor unser Lager aufgelöst wurde, traf ich Arkascha, den Tataren. Er war Teilnehmer einer heldenhaften Flucht von sechs politischen Gefangenen aus Workuta und der einzige Überlebende. Der Tatare schien düster gestimmt und krank.

»Wie geht's dir, Arkascha?« wollte ich wissen.

»Ach schlecht, Franzus, schlecht!« wiegte Arkascha seine pechschwarze Mähne. »Diese Lager hier sind nicht für unsereinen! Niemand wird hier umgebracht, niemand schlägt sich, nicht mal in die Fresse kann man jemandem hauen — es ist einfach zum Kotzen langweilig!«

Tatsächlich schien, im Vergleich mit dem Polargebiet, die Taischeter Trasse wie tot.

Von Walter trennte ich mich in sehr gedrückter Stimmung, ohne große Hoffnung, ihn jemals wiederzusehen. Man verteilte uns auf verschiedene Lager. Und dennoch, da ich annahm, daß mein deutscher Freund mehr Aussichten auf Freilassung hatte, schrieb ich auf dünnem Papier eine an die Französische Regierung gerichtete Bitte, man möge sich doch um meine Freilassung aus der UdSSR bemühen. Das war mein erster Versuch, mit dem Ausland Verbindung aufzunehmen.

In einem kleinen Spiegel verborgen, übergab ich den Brief meinem Freund.

»Adieu, Monsieur Walter!«

»Leben Sie wohl, *bednyi* Max! Wenn es mir gelingt heimzukommen, werde ich Sie auf jeden Fall herausholen!« versprach mir Walter. Dann trennten wir uns.

Meine letzten Eindrücke von Sibirien sind eng mit der Erinnerung an zwei Kameraden verknüpft, an Iwan G., einen Weißrussen, und Ibrahim Sch., einen Juden aus Moskau.
Ich traf sie auf dem DOK-19. Zu dritt lebten wir in einer baufälligen Erdhütte, in der sich Iwan, der Maler des dortigen Lagers, sein Atelier eingerichtet hatte. An den Abenden kamen viele Gäste, und ganze Nächte hindurch wurde über Kunst, Literatur, Politik und Religion diskutiert.
Mit seinem struppigen Bart und dem stets offenen Russenhemd, glich Iwan viel eher einem Räuber als einem Maler. Und so etwas Ähnliches war er auch bis zu seiner Verhaftung gewesen. Er stammte aus einer einfachen Bauernfamilie und blieb nach Kriegsausbruch auf Anweisung des Komsomol im Hinterland der deutschen Okkupanten, wo er terroristische Aktionen und Sabotageakte durchzuführen hatte. Mit seiner Aufgabe wurde Iwan glänzend fertig. Tollkühn und mit Organisationstalent begabt, scharte Iwan eine Gruppe tapferer Burschen um sich, mit denen er nachts durch die Wälder zog und den Deutschen schadete, wo er nur konnte: Hier sprengten sie eine Brücke, jagten dort eine Eisenbahnlinie in die Luft, setzten ein Lager in Brand oder beschossen einen Transport.
Iwans Haß verdoppelte sich, nachdem die Deutschen seine Frau Katja gefangen und erschossen hatten. Übrig blieb Bjelka, seine kleine vierjährige Tochter, die er Eichhörnchen nannte, Bjelka, die oft weinte und nach der Mama und nach Milch verlangte. Zwischen zwei Angriffen wiegte Iwan sein Mädelchen auf den Knien und tröstete:
»Weine nicht, Eichhörnchen, weine nicht! Du wirst sehen, bald wird Papa alle Faschisten totschlagen. Dann hat unser Eichhörnchen soviel Milch, wie es nur will. Dann wird es groß und schön, und kann sogar in Milch baden. Warte nur ein wenig —«
Iwans Träume erfüllten sich nur zur Hälfte. Zwar wurden die Deutschen verjagt, aber in Milch zu baden sollte Bjelka nicht beschieden sein. Nach Einmarsch der regulären Truppen kam es zwischen der politischen Leitung und der einheimischen Partisanenführung zu Zusammenstößen.

Die einen sagten:
»Ihr seid im Hinterland der Deutschen gewesen, der Teufel weiß, ob ihr euch nicht unterdessen mit ihnen angefreundet habt! Wir haben euch befreit, darum gebt eure Waffen ab!«
Die Partisanen antworteten:
»Diese Waffen haben wir mit unserem Blut bezahlt. Wir haben sie den toten Faschisten abgenommen und denken nicht daran, sie euch abzuliefern. Ihr selbst seid nach Osten getürmt, daß eure Hacken nur so glühten. Der Teufel weiß, womit ihr euch dort beschäftigt habt, und es ist auch an der Zeit, euch mal zu fragen, warum ihr uns — von der Verpflegung schon zu schweigen — ohne Munition gelassen habt?«
Der Streit endete damit, daß solche wie Iwan sich ihre Maschinenpistolen griffen und wieder in den Wald zurückgingen, womit diese Männer vom Standpunkt der Sowjetmacht gesehen aufhörten, Helden des Vaterländischen Krieges, Partisanen, zu sein und zu gewöhnlichen Banditen wurden. In solchen Fällen wird kein großes Federlesen gemacht: Einheiten des NKWD wurden eingesetzt, veranstalteten Razzien, und bald waren die Partisanen, die den Gehorsam aufgesagt hatten, entweder erschossen oder gefangen und nach Sibirien gebracht. Damit war der Fall abgetan.
In den ersten Jahren seiner Haft führte Iwan seinen wilden Lebenswandel weiter, schloß sich den Blatnoi an und besann sich erst, als eines Tages ein Brief in holpriger Kinderschrift eintraf:
»Papa, ich liebe Dich sehr und habe furchtbare Sehnsucht nach Dir! Wann wirst du heimkommen und wieviel Deutsche muß Du noch totschlagen, damit es viel Milch gibt? Ich küsse Dich — Deine Bjelka-Eichhörnchen.«
Iwan wurde schwermütig, ließ die Blatnoi sein und ging zur Waldarbeit, auf gute Bezahlung und vorzeitige Entlassung hoffend.
Wieder vergeht eine Zeit und wieder bekommt Iwan einen Brief aus Weißrußland. Doch diesmal nicht von Bjelka, sondern von der Nachbarin:
Sie schreibt:

»Man hat Ihre Bjelka totgeschlagen.«
Wer hatte sie totgeschlagen? Wer hatte es gewagt, Bjelka zu töten?
Später stellte es sich heraus, daß ein achtjähriger Junge die Siebenjährige mit einem Stück Stahlrohr erschlagen hatte. Der Junge war der Sohn des Kolchosevorsitzenden und hatte Bjelka dafür umgebracht, daß sie die Tochter eines »Faschisten« war. Der erlittene Schlag war so schwer, daß Iwan zuerst fast irrsinnig wurde. Doch in der Folge rief er einen völligen Umbruch in dem Mann hervor: Iwan ließ das Trinken und Fluchen sein. Früher schon sehr freigebig – überschritt seine Großzügigkeit nunmehr alle Grenzen. Seinen ganzen Verdienst – und er verdiente nicht schlecht – verteilte er wahllos.
Auf der Suche nach Vergessen trieb er Farben auf und widmete sich der Malerei. Dabei kam eine ungewöhnliche Begabung zum Ausbruch, die mit seltener Geduld und unglaublicher Arbeitsfähigkeit gepaart war. Zur gleichen Zeit suchte Iwan Annäherung an die »Gottesleute«.
Er suchte seinen Frieden mit Gott – wie er es ausdrückte. Und tatsächlich fand er ihn anscheinend, diesen Frieden. Allmählich wurden die düsteren Augen des ehemaligen Partisanen heller, als strahle ein geheimes Glück aus ihnen. Und wenn das Gespräch auf die Tschekisten oder Kommunisten kam, pflegte Iwan zu sagen: »Arme Menschen sind das –«
Es war Iwan, der mir zum Abschied sein Foto schenkte, auf dem er barfuß sitzt, mit wildwucherndem Bart, eine Gitarre in den Händen und gütig ins Objektiv lächelt. Auf der Rückseite steht: *»Meinem Bruder Max – Iwan. Es lebe die Bohème aller Länder. Für einen Künstler ist Leid genau so wichtig wie die Freude.«*
Und das schrieb ein einfacher russischer Bauernbursche, ein Partisan, der keine fünf Jahre zur Schule gegangen war.

Ibrahim, Iwans Freund, dagegen hatte einen gänzlich anderen Charakter. Er war Jude, ein Jurist, der für konterrevolutionäre Tätigkeit nach dem Tode Stalins ins Lager gekommen war. Ibrahim haßte die Kommunisten — wie man in Russland sagt — mit allen Fibern seiner feurigen Seele. Weil er sie allzugut kannte, wie er erklärte. Allzulange war er Mitglied des Komsomol gewesen, hatte allzulange das Parteibuch besessen — obwohl sich sein Vater seit 1937 im Lager befand und dort auch starb.
Ibrahim besaß eine verblichene Fotografie, die ihm alles bedeutete. Darauf war er selbst zu sehen, noch als Knirps, mit staunend aufgerissenen Augen. Zu beiden Seiten — Vater und Mutter. Beide jung, mit strahlend glücklichen Gesichtern. Dieses Bild hatte fünfzehn Jahre lang auf der Brust von Ibrahims Vater die Wanderung durch alle Lager und Gefängnisse mitgemacht. 1952 war es von der fernen Kolyma nach Moskau zurückgekommen. Mit den Begleitworten: »*Ihr Gatte starb mit dem Gedanken an Sie ... Er war ein Mensch von seltener Reinheit und ein wunderbarer Kamerad ...*«
Genau solch ein Mensch war auch sein Sohn Ibrahim, der ein Jahr später — als hätte er das Erbe seines verstorbenen Vaters antreten müssen — ins Lager kam.
»Erst hier, in der Gefangenschaft, konnte ich zum ersten Male frei aufatmen!« bekannte Ibrahim. »Jetzt schäme ich mich, daß ich mich solange unter falschem Namen versteckte. Ich schäme mich, daß ich mit der Waffe für den Sieg dieser unmenschlichen Macht gekämpft habe. Mit welcher Freude hab ich ihnen bei der Verhaftung mein Parteibuch ins Gesicht geworfen, mit welcher Freude die Orden ...«
Ibrahim, der gerne und gut sprach, erschütterte mich manchmal mit seinen Bekenntnissen:
»Du warst im Kriege auf der Gegenseite und weißt ja, wie sich die Deutschen zu den Juden verhielten. Das wußten wir genau so gut. Und trotzdem, erinnere ich mich, da steckt man nun bis über die Ohren im Dreck, über dir heult die ›Katjuscha‹, du liegst in vorderster Feuerlinie und denkst: Jetzt müßte man aufstehen können, sich aufrecken, so lang man ist und hinlau-

fen zu ihnen – zu den Deutschen! ... Man weiß ja, sie schießen dich ab, sie bringen dich um. Hundertprozentig bringen sie dich um. Kriegen sie dich aber lebend, dann quälen sie dich erst einmal, bevor sie dich umbringen ... Es sind Deutsche – Nazis, unsere Feinde, haben sich doch öffentlich vor der ganzen Welt zu unseren Feinden erklärt. Daher ist es logisch, daß sie mich umbringen müssen ... Und wer sind die in den Kommissar-Einheiten, die in den blauen Mützen, mit den roten Achselstücken? ... Die Genossen Tschekisten, die uns zu Millionen zum Abschlachten vorantreiben. Wer sind sie?... Towarischtschi – die Genossen Henker, denen es nicht genügt, das Volk zu würgen, die dafür auch noch Anerkennung fordern. Die von uns verlangen, daß wir wie hungrige Köter die Hände lecken, die uns unbarmherzig schlagen. Nicht einmal unter Dshingis-Khan wurde verlangt, daß zum Strang Verurteilte den Galgen besangen! ...«

»Vergiß das nicht, Max!« prägte mir Ibrahim immer wieder ein. »Vergiß es nicht und merke es dir! Ich bin sicher, daß es dir doch noch gelingt, ins Ausland zu kommen. Du mußt dort alles, alles erzählen! Dort in der freien Welt werden sie vieles nicht wissen. Du mußt das alles erzählen, im Namen derer, die mit ihrem Blut diese Erde getränkt haben! ...«

Ibrahim schenkte mir zum Abschied ein Heft mit Gedichten und schrieb dazu:

»Ich will der Letzte sein, der Dir beim ›schwarzen Feldgeschirr‹ Gesellschaft leistete in this heatful country!«

Ibrahims Worte waren prophetisch. Am 10. August – an Irinas Geburtstag – kam vom Innenministerium der Befehl, mich nach Moskau zur Eröffnung eines Wiederaufnahmeverfahrens zu überführen.

An den Gittern des Gefängniswaggons zogen endlose sibirische Wälder dahin, Felder, wie das Meer bis an den Horizont reichend, dazwischen Munitionslager. Flugplätze huschten vorbei, über

denen ununterbrochen Düsenjäger heulten. Endlose Reihen offener Güterwagen mit Mähdreschern, Traktoren und Lastwagen, mit Panzern und Flugabwehrgeschützen. Während ich die Weite Sibiriens durchquerte, empfand ich deutlich, wie hier die kommunistische Schmiede raucht, in der die Waffen für den morgigen entscheidenden Kampf geschmiedet werden.
Unwillkürlich fielen mir die Strophen Bloks ein, die er als Herausforderung ganz Europa ins Gesicht schleuderte:

»So kommt doch alle – drängt nach dem Ural!
Mit Stahlmaschinen rüsten wir die Kampfesstätte
Dort, wo der kalte Hauch des Integral
Durchweht den heißen Atem der Mongolenhorden.«

Und dann – es waren genau zehn Jahre vergangen – saß ich wieder in der Lubjanka. Doch im Vergleich zu damals war es jetzt ein Luxushotel.
Keine nächtlichen Verhöre, annehmbare Verpflegung, sehr gute ärztliche Betreuung. Der Spaziergang auf dem Dach durfte auf eine Stunde ausgedehnt werden. Und erst der höfliche Umgang des Wachpersonals! Alles übers »bitteschön«:
»Würden Sie durchgehen, bitteschön ...«
»Würden Sie die Hände auf den Rücken nehmen, bitteschön ...«
Während sich früher die Aufseher beim Schichtwechsel einen Wecker nebst Schnur übergeben hatten, und über den Spazierhöfen Sanduhren angebracht gewesen waren, gab es jetzt Wanduhren, und an den Handgelenken der Aufseher blitzte die vaterländische Produktion »Pobeda«.
Nur das ewige, unvermeidliche »Eiserne Buch« lag noch an seinem Platz, im Gang vor der Untersuchungsabteilung.
Auch der siebte Stock war kaum wiederzuerkennen. Alles war umgebaut, lackiert, modernisiert, die alten Möbel mit neuem Wachstuch überzogen. Sogar die Spucknäpfe waren modern, aus Plastik und schienen fast sauber.

Mein Untersuchungsrichter, ein sympatischer junger Kapitän im hellgrauen Sportanzug, empfing mich sehr freundlich:
»Nehmen Sie Platz, setzen Sie sich! Wir haben ja so vieles, worüber wir miteinander reden müssen.« Er bot mir eine Papyrossy an, während er selbst Karamelbonbons aus der Tasche holte und sie mit sichtlichem Vergnügen zu lutschen begann. »Sie werden entschuldigen«, sagte er, »aber ich habe mich daran gewöhnt, meine Leber zu schonen. Und nun strengen Sie mal Ihr Gedächtnis an und erzählen Sie mir, wie das alles gekommen ist!« Und die ganze Geschichte begann von neuem: Wo geboren — wo getauft! . . .
Doch nun — fiel mir auf — waren die Fragen durchdacht, und man lauschte den Antworten aufmerksam.
»Glauben Sie mir«, beteuerte mein Untersuchungsrichter gleich beim ersten Verhör, »wir haben keinerlei Interesse daran, Sie hinter Schloß und Riegel zu halten. Aber aus Gründen der Staatssicherheit können wir Sie nicht eher freilassen, bevor wir die GRÜNDLICHE, UNUMSTÖSSLICHE, die OBJEKTIVE Wahrheit, wie wir sie nennen, ergründet haben.«
Die Ergründung dieser komplizierten Wahrheit nahm immerhin an die drei Monate in Anspruch. Ich mobilisierte all meine inneren Kräfte, all meine Fähigkeiten, um möglichst überzeugend und klar zu wirken.
Manchmal nur verlor ich die Nerven, schlug hysterisch mit dem Kopf an die Wand und schrie:
»Ich bin kein Spion! Verstehen Sie, kein Spion! Ich habe nie Spionage gegen die UdSSR getrieben! Das sind alles Hirngespinste! Wie konnte ich denn Spionage gegen die UdSSR treiben, wenn ich doch nie vorher auf sowjetischem Territorium gewesen bin? Wenn ich doch nie einen Vertreter Ihres Landes gekannt habe! Wo hätte ich denn die Spionagenachrichten herholen sollen — vom Himmel etwa?«
Ich weiß nicht, ob meine Argumente wirkten, oder ob mir die Zeit günstig war, Tatsache bleibt, daß der damalige Vorsitzende des KGB*, General Serow, dem meine Akten vorgelegt wurden —

* Komitee des Staatssicherheitsdienstes

sie durchgeblättert, meine verschiedenen Namen und Abenteuer gelesen, wohl das Gesicht verzogen und in fetter Schrift »*Aus der UdSSR auszuweisen!*« darunterschrieben hat.
Denn ich paßte, wie schon Suslow sagte, wirklich in keine soziale Kategorie, die im sowjetischen Paradies eine Daseinsberechtigung hatte.
Die Mitteilung über meine Freilassung erschütterte mich dermaßen, daß ich nicht wußte, ob ich weinen, lachen oder meinem Untersuchungsrichter um den Hals fallen sollte.
»Ich gratuliere!« sagte Kapitän Rudakow und streckte mir die Hand entgegen.
Es war das erste Mal, daß ich einem Tschekisten die Hand drückte und dazu noch aus vollem Herzen.

Am Abend des 24. November 1956 verließ ich die Lubjanka. Ein Gefängniswagen brachte mich nach Bykowo, ins sogenannte Spez-Objekt Nr. 14, eine Villa, in welcher Leute der verschiedensten Nationalitäten auf ihre Repatriierung warteten.
Ich war solcher Laune, daß ich am liebsten auf dem Kopf gelaufen wäre. Meine Freude erfuhr allerdings einen Dämpfer, als ich vernahm, mein Freund Walter sei am Morgen des gleichen Tages mit einem Transport nach Westdeutschland abgefahren. Und trotzdem führte ich mich wie ein Irrer auf, umarmte Fremde und Bekannte — und deren waren es nicht wenige. Darunter Fürst Basil M. aus dem Polargebiet, der Spanier José und andere, die ich aus den Lagern des Hohen Nordens und Sibiriens kannte. Dort erfuhr ich auch von den blutigen Ereignissen in Ungarn — Nachrichten, die uns Anlaß zu den tollsten — und wie es sich später herausstellte — gänzlich unmotivierten Illusionen gaben. Bykowo, auch »Villa Paulus« genannt, da dort seinerzeit der Oberbefehlshaber der sechsten Deutschen Armee gewohnt hatte, befand sich übrigens, sicherlich aus Geheimhaltungsgründen, nicht in Bykowo direkt, sondern in der Nachbarsiedlung Ilinskaja, etwa vierzig Kilometer von Moskau entfernt.

Das Gebäude war nicht groß und durchaus komfortabel. Seine cirka dreißig Bewohner waren Vertreter aller Rassen und Konfessionen: Deutsche, Österreicher, Afghanen, Griechen, Perser, Japaner usf.

Doch sowohl die sowjetischen Behörden als auch die entsprechenden Konsulate — das deutsche und japanische ausgenommen — zeigten nicht nur keine Eile, sondern schienen förmlich miteinander zu wetteifern, Beispiele eines geradezu ungeheuerlichen seelenlosen Bürokratismus zu geben. So kam es zum Beispiel vor, daß Menschen drei oder vier Jahre im »Goldenen Käfig« Bykowo in Erwartung ihrer Repatriierung zubringen mußten.

Die bewachenden Tschekisten waren im Rahmen des Erlaubten freundlich und korrekt, Eigenschaften, die durchaus Anerkennung verdienten, da sich in Bykowo ziemlich viele schwer erträgliche Typen befanden:

So war es der Fürstin K., einer Spiritistin, ein Leichtes, einem Tschekisten den Schemel über den Kopf zu schlagen oder lauthals zu schreien, daß sie die Vollelektrifizierung der UdSSR schon darum begrüßte, weil es dann mehr Maste geben würde, um alle Kommunisten zu hängen.

Der Freund der Fürstin K., ein gewisser Dr. W. aus Jugoslawien, mit einem recht verdächtigen Doktortitel, angeblich ein persönlicher Feind Titos, drohte der Sowjetunion mit einem Atomkrieg, wenn man ihn nicht umgehend nach dem Westen ließe.

Frau Maria G., eine Zeugin Jehovas aus Rumänien, kreischte, daß sie die Villa in Brand stecken würde, wenn man sie nicht sofort nach Westdeutschland brächte. Ein gewißer Mister Arthur H. aus Kanada, der freiwillig in die Sowjet-Union gekommen war, beklagte sich dauernd, daß er aus vollkommen unerklärlichen Gründen radioaktiven Strahlen ausgesetzt würde. Und so weiter und so fort.

Es gab natürlich auch friedlichere, das heißt normalere Menschen. Darunter Heinz G., ein junger, geistreicher Jude aus Wien, der ebenfalls von der Taischeter Trasse gekommen war, wo er acht Jahre abgesessen hatte.

Heinz konnte auf eine stürmische, geradezu abenteuerliche Ver-

gangenheit zurückblicken. Seit dem »Anschluß« war sein ganzes Leben auf Rädern, in Exoden und illegalen Grenzübertritten verlaufen. Untergrundbewegungen, Schmuggel, der »Maquis« in Südfrankreich, eine verworrene Agententätigkeit in irgend jemands Diensten, all das führte schließlich dazu, daß Heinz von sowjetischen Agenten im westlichen Sektor Wiens gekidnappt wurde.
Die Freilassung verdankte er seiner unterdessen verstorbenen Mutter, welche die Anwesenheit Chruschtschows und Bulganins in Genf genützt und beinahe auf den Knien die Begnadigung für ihren verlorenen Sohn erfleht hatte.
Heinz war ein großartiger Kamerad, wir verstanden uns bis zum letzten Tage wunderbar und schieden in der Hoffnung, uns irgendwann einmal wiederzusehen.

Es ging auf Weihnachten zu. Ich begann Briefe und Pakete von Walter zu bekommen und verwandelte mich aus dem »armen« Max in einen reichen Paketonkel. Walters Fürsorge ging so weit, daß ich von allen nur möglichen Organisationen und unbekannten Personen Päckchen erhielt, was das Mißtrauen der Tschekisten hervorrief.
Der alte Oberst Leonow, Prototyp des sowjetischen Bürokraten, benahm sich uns gegenüber im großen und ganzen nicht schlecht, liebte es sogar, sich mit mir in Diskussionen einzulassen. »Siehst du, wie gut die Sowjetmacht zu euch ist! Ihr aber könnt nichts anderes, als sie beschimpfen ...«
Um uns die Güte der Sowjetmacht eindringlicher zu Gemüte zu führen, fuhr man uns gruppenweise herum, damit wir Moskau bewundern sollten.
Die schönste Metro der Welt! Die schönste Landwirtschaftsausstellung der Welt! Die schönste Bildergalerie der Welt! Das Haus, wo der beste aller proletarischen Führer – Lenin – gewohnt hatte. Nur mit dem glücklichsten Volk der Welt, dem sowjetischen zu sprechen, das wurde uns nicht empfohlen.
Moskau enttäuschte mich, wie ich gestehen muß. Nach dem ewigen Geschrei: »Herrliche Hauptstadt unseres Vaterlandes!

Köstliches, wunderbares, einzigartiges, zauberhaftes, schönes Moskau!...« hatte ich Besseres erwartet. Abgesehen von dem unsinnigen Kontrast zwischen riesigen, im Zuckerbäckerstil gehaltenen Dienstgebäuden und armseligen baufälligen Holzhütten gleich daneben, erschien mir Moskau unsauber und abgeblättert. Grünanlagen waren selten. Alles — Läden, Restaurants, Friseurgeschäfte, Siedlungshäuser — roch nach Verstaatlichung, erinnerte an eine große, ungemütliche Kaserne. Und wenn man die düsteren, angestrengten Gesichter der Menschen betrachtete, ihren zielstrebigen Blick, den geschäftigen Gang sah, mußte man unwillkürlich an Soldaten denken, die sich Zivil angezogen hatten.

Angenehm fallen in Moskau nur die Kinder auf, welche weitaus freundlicher und sympathischer sind als die Erwachsenen.

Meine Repatriierung erwies sich als sehr kompliziert. Ungeachtet dessen, daß Walter alles Erdenkliche aufwandte, Gott und die Welt in Bewegung setzte, nach Paris, Bonn, ja nach Genf geschrieben hatte, beeilte sich keiner unserer westlichen Natschalniki, mir die Tore zur Freiheit zu öffnen. Und was die Franzosen betrifft — die waren sicher heilfroh, mich nicht mehr sehen zu müssen.

Das war schlimm, denn die Zeit verstrich. Ich wartete und fühlte wirklich das Damoklesschwert über mir, denn nach einigen erregten Auseinandersetzungen hatte mir Oberst Leonow unmißverständlich angedeutet, daß ich den wohlbekannten Weg ins Gefängnis zurücktrappen müßte, wenn sich kein Land finden sollte, das mir — und zwar bald! — Asyl gewähren würde. »Denn mit Ihrer losen Zunge werden Sie bei uns nicht lange auf freiem Fuß bleiben!« lautete die wenig erbauliche Erklärung.

Im Sommer 1957, als Heinz G. schon in Israel weilte, riß mir die Geduld: nachts kletterte ich über den Zaun und lief einfach aus Bykowo fort.

In Moskau fand gerade das sechste Jugendfestival statt, und ich hegte die winzige Hoffnung, unter den ausländischen Gästen

eine mitfühlende Seele zu finden, mit deren Hilfe ich bei dem allgemeinen Durcheinander illegal aus der Sowjet-Union herauskommen könnte.
Eine lächerliche Illusion!
Als ich einen recht sympathischen Franzosen aufgetrieben hatte und ihm in großen Zügen erklärte, worum es ging, fielen ihm fast die Augen aus dem Kopf. Entsetzt sprang er vor mir zurück, als hätte ich die Pest.
Da ich bemerkte, daß die Augen meines Landsmannes einen Polizisten suchten, zog ich es vor, schleunigst in der Menge unterzutauchen.
Wütend und hundemüde wanderte ich dann noch lange durch die lauten, menschenüberfüllten Straßen Moskaus.
Wie ein rotes Meer wogten Transparente und Fahnen.
»Peace and Friendship!«
»Paix et Amité!«
»Frieden und Freundschaft!« besagten die Inschriften in allen Sprachen der Welt.
Orchester spielten. Lachend gingen Burschen und Mädchen aller Farben, aller Nationalitäten, untergefaßt die Straßen entlang, drehten sich, sangen, tanzten, küßten sich und wiederholten in allen Sprachen immer wieder:
»Frieden und Freundschaft!«
Zum ersten Male nach vielen Jahren empfand ich mit besonderer Schärfe, daß ich ein Ausgestoßener war, einer, den man über Bord geworfen hatte. Zum ersten Male seit all den Lagerjahren, fühlte ich mich vollständig einsam und unnütz.
Ich kannte Irinas Adresse, nahm allen Mut zusammen und beschloß, meine Polarmuse aufzusuchen.
Ihre jüngere Schwester Natascha öffnete und begriff nicht sofort, was ich eigentlich wollte. Doch dann lächelte sie:
»Aber ja doch — der Max! Irina hat viel von Ihnen erzählt. Nur hab ich Sie mir so ganz anders vorgestellt.«
Ein wenig verlegen bat mich Natascha einzutreten.
Die Wohnung war klein, einfach eingerichtet, aber gemütlich und sehr sauber.

»Ich wohne mit Mama hier«, erklärte das Mädchen.
»Und wo ist Irina?«
»Irina hat mit ihrem Mann eine neue Wohnung. Er bekleidet einen sehr wichtigen Posten ...« Natascha verstummte und blickte mich mit einem Gemisch aus Neugierde und Mitgefühl an.
»Ach so – ich freue mich sehr«, stotterte ich, um überhaupt etwas zu sagen.
Ich erinnerte mich dunkel an ein Foto, auf dem ich Natascha als Kind gesehen hatte. Jetzt war sie ein junges Mädchen, sehr hübsch, fast so schön wie die Schwester, vielleicht noch zarter, noch zerbrechlicher. Auf ihrer Bluse schimmerte das rote Komsomolzen-Abzeichen.
»Sie sind also auch freigekommen?« fragte sie vorsichtig.
»Ja –«
»Und bleiben Sie jetzt in Moskau? Oder wollen Sie nach Hause zurückkehren!«
»Wirklich, ich weiß es selbst noch nicht recht ...«
»Und Sie würden Irina sicher gern wiedersehn?«
»Ja natürlich – aber nicht unbedingt ...«
»Aber nein, warum denn nicht? Meine Schwester wohnt ganz in der Nähe und ist jetzt sicher daheim. Wir können hingehen ...«
Das Mädchen wurde etwas verlegen, überlegte dann und fügte hinzu: »Nein, es ist wohl besser, wenn ich sie hole. Hier ist es günstiger. Warten Sie zehn Minuten, ich setze nur schnell den Tee auf.«
Doch Irina kam nicht.
Natascha schien noch enttäuschter als ich. Zuerst nahm das Mädchen seine Zuflucht zu komplizierten Erklärungen:
»Sie kann einfach nicht fort! Sie ist ganz und gar nicht abkömmlich ... Gäste und keine Zeit ...«
Dann aber, an Lügen sichtlich nicht gewöhnt, platzte sie heraus: »Irina hat Angst! Verstehen Sie, sie hat eben Angst!« und wie zur Entschuldigung: »Sie verstehen doch, dieses ganze Grauen, das sie dort im Polargebiet erlebt hat ...« Es schien einen Augen-

blick lang, als würde das Mädchen in Tränen ausbrechen. »Sie dürfen ihr nicht böse sein — nein?«
Natürlich war ich ihr nicht böse! Natürlich verstand und begriff ich alles. Wir wechselten das Thema und sprachen vom Festival.
»Nicht wahr, ein wunderbares Festival?«
»Ja, tatsächlich — wunderbar!«
Zum Abschied schenkte mir Natascha eine kleine Taube aus Emaille. MIRU — MIR. Frieden der Welt!
Es war Abend. Lange noch wanderte ich durch die Straßen des festlich aufgeputzten Moskau. Der Lärm wurde unerträglich. »Es lebe unsere herrliche Hauptstadt! Das Herz der fortschrittlichsten Jugend der Welt!« brüllten unaufhörlich die Metallstimmen der Lautsprecher.
»Bim-bom! Bim-bom!« klang es vom Kreml.
»Bim-bom! Bim-bom!« klingelte es in meiner Erinnerung von den Wachttürmen ...
Plötzlich stand ich auf dem Dserschinsky-Platz.
Mit Purpurbannern geschmückt, erhob sich vor mir ein massives, siebenstöckiges Gebäude — DIE LUBJANKA!
Auf ihrer frischgetünchten Fassade schwebte eine überdimensionale Sperrholztaube, die an einen makabren Lämmergeier erinnerte.
»MIRU — MIR!« stand an den Wänden, hinter denen ich so viele unangenehme Tage zugebracht hatte. »FRIEDEN DER WELT!«
Gegenüber der Lubjanka befand sich — ebenfalls als sinnloses Paradox — ein hellerleuchteter riesiger Spielwarenladen: DIE WELT DES KINDES.
Wie ein Abbild der lärmenden Menge tummelte sich hinter den Schaufenstern das Spielzeug: Es sprangen, winkten, kreisten und fielen Kasperles, russische Matrjöschkas, Nußknacker und Stehaufmännchen ... Von unsichtbarer Hand aufgezogen sprangen sie, fielen und standen auf, um wieder zu fallen und wieder zu springen.
Und plötzlich sah ich IHN — den Papagei! Aus Stoff und Federn, bunt und lebendig, saß er in einen großen Ring gekettet. Und schaukelte. Ein Papagei der Nachkriegszeit ...

Einen Augenblick lang blinzelte mir der Vogel mit seinen gelben Glasperlenaugen spöttisch zu — und schien zu sagen: »Ist das nicht ein blödes Spiel? . . .«
Müde ging ich in eine Kneipe und vertrank meine letzten drei Rubel.
»Bürger Natschalnik! . . .« meldete ich mich dann beim erstbesten Milizionär. Dem war sogleich alles klar und am selben Abend saß ich wieder im »Goldenen Käfig«.

25. Februar 1958. Froh mich endlich loszuwerden, teilte mir der alte Tschekist Leonow glückstrahlend mit, daß ich die Einreisebewilligung in die Bundesrepublik erhalten habe.
Die Befreiungsaktion meines Freundes, Monsieur Walter, hatte geklappt.
27. Februar, neun Uhr früh, fand in den Räumen des Sowjetischen Generalkonsulats in Ostberlin die offizielle Übergabe statt.
»Und dann nehmen Sie auch noch dieses Subjekt in Empfang!« sagte der Major, der mich aus Moskau begleitet hatte, während er dem Vertreter des Auswärtigen Amtes, Legationsrat Dr. Breer aus Bonn, meine Papiere reichte. Und einige Minuten später fuhr ich in einem Wagen des Deutschen Roten Kreuzes durch das Brandenburger Tor — der FREIHEIT entgegen.

ANHANG

Seite 408: Eidesstattliche Erklärung von Walter F. vom 29. März 1962.

Tafel I: Übergabe-Bescheinigung des Deutschen Roten Kreuzes in Berlin vom 27. 2. 1958.

Vorbemerkung zu den Bildern auf den Tafeln II–IV: Vor dem Tode Stalins (1953) gab es in den Straflagern keine Möglichkeit für die Gefangenen, fotografische Aufnahmen zu machen. In der »Tauwetterperiode« waren diese nur möglich, wenn kein Stacheldraht, keine Schlägerei, keine Verwundeten oder Toten, also nichts, was das »System« hätte »kompromittieren« können, auf den Bildern zu sehen war.

Tafel II:
1 2
3 4

1 de Santerre am Anfang seiner »Karriere« in der deutschen Armee.
2 Der Blatnoi »Meteor« nach einem Überfall der Suki, von denen er einige dabei »umgelegt« hatte.
3 Der Blatnoi Mischka, genannt der Student.
4 Typischer Gehilfe der Blatnoi, in deren Auftrag er raubte und mordete.

Tafel III:
5
6 7 8

5 Vier »ausgekochte Fraier«, rechts der Verfasser.
6 Der Weißrusse und ehemalige Partisan Iwan G.: »Für einen Künstler ist Leid genau so wichtig wie die Freude.«
7 Walter F., dem der Autor die Freiheit zu verdanken hat.
8 Der Maler Wladimir S. in Workuta an Weihnachten 1954.

Tafel IV:
9
10

9 der Verfasser mit seinem Gehilfen Pjotr N. im Atelier (Inta-Schachtgebiet).
10 de Santerre beim Tschefir-Kochen.

Fotos, Pläne und Zeichnungen: M. de Santerre

Berichtigung: auf Seite 213, 11. Zeile von unten, muß es heißen: die das Workuta-Kohlebecken mit Norylsk verbinden sollte.

Eidesstattliche Erklärung.

Ich, Walter [redacted], wohnhaft in Wien [redacted] erkläre hiermit an Eides statt:

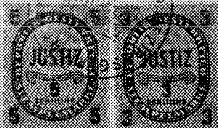
Vom 22.3.1956 bis 26.6.1956 war ich als politischer Gefangener im Straflager 043 Ansioba (Taischet) in Ostsibirien mit Herrn Maximilien Vincent de Santerre zusammen, der von der Tscheka auch unter den Namen SLAWJANSKY alias SINITZIN geführt wurde. Herr Santerre hat sich allen Gefangenen gegenüber stets als hilfsbereiter Kamerad gezeigt. Als Kunstmaler hatte er im Lager gewisse Verdienstmöglichkeiten – er hat das Wenige immer mit seinen Schicksalsgenossen geteilt.

Ich bestätige weiter, daß Herr Maximilien de Santerre weder dem sowjetischen politischen System Vorschub geleistet, noch durch sein Verhalten gegen die Grundsätze der Rechtsstaatlichkeit oder Menschlichkeit verstossen hat. Aus Berichten des Herrn Santerre im Lager war mir bekannt, daß er im Jahre 1945 durch sowjetische Agenten aus Paris entführt und nach Moskau verschleppt worden war, wo er wegen angeblicher Spionage zu einer langjährigen Freiheitsstrafe verurteilt wurde. Wegen mehrmaliger Fluchtversuche wurde Santerre immer wieder zu weiteren fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Nach meiner Heimkehr in die Bundesrepublik im November 1956 habe ich mich bei den zuständigen Behörden dafür eingesetzt, damit Herrn de Santerre die Einreise in die Deutsche Bundesrepublik genehmigt wird. Im Februar 1958 erhielt Herr de Santerre tatsächlich die Einreise in die Bundesrepublik und politisches Asyl.

Wien, am 29. März 1962

Walter [redacted]



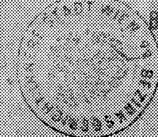
G 7.239/62 Die Echtheit der Unterschrift des *Herrn Walter* [redacted] *Wien* [redacted]

wird bestätigt.

Urkunde aus *1/4* Bogen bestehend, mit *96.–* gestempelt

zur Zahl —— beim Finanzamt ... zur Zahl ——

mit —— vergebührt, Befund erhoben.



Bezirksgericht Innere Stadt Wien

I, Riemergasse 7

am 29 März 1962

Jawrisk K.O.

DEUTSCHES ROTES KREUZ

SUCHDIENST

VERBINDUNGSSTELLE BERLIN

BERLIN-DAHLEM, den 27.2.1958
Im Dol 2 (U-Bahnhof Podbielskiallee)
Fernruf: 76 27 55 — Fernschreiber: 018 3785

Unser Zeichen: Ch-Ö/Mü.

(Bei Antwort Aktenzeichen und Betreff angeben)

B e s c h e i n i g u n g

Der Inhaber dieser Bescheinigung, Herr Vinzenz S a n t e r r e , geb. 24.8.1924 in Mean/Loire, angeblich früherer Angehöriger der ehemaligen deutschen Wehrmacht, wurde uns nach Vorankündigung durch das DRK-Präsidium in Bonn, Generalsekretariat, durch Fernschreiben, heute vormittag um 9.10 Uhr im sowjetrussischen Konsulat Berlin, Schadowstr., ohne Papiere übergeben. Die Übernahme wurde von dem Vertreter der Bundesregierung, Auswärtiges Amt, den russischen Konsulatsbehörden beurkundet.

Die Übergabe fand in Gegenwart eines Vertreters des Auswärtigen Amtes Bonn, Dienststelle Berlin, Herrn Legationsrat Dr. Breer, statt, und ist der Obengenannte dem Heimkehrerlager Friedland bei Göttingen zur Vernehmung und Einweisung zuzuführen.

Weitere Personalpapiere sind nicht vorhanden und werden erst in Friedland erstellt. In Friedland wird auch die Staatsangehörigkeit von Herrn Vinzenz S a n t e r r e , geklärt werden.

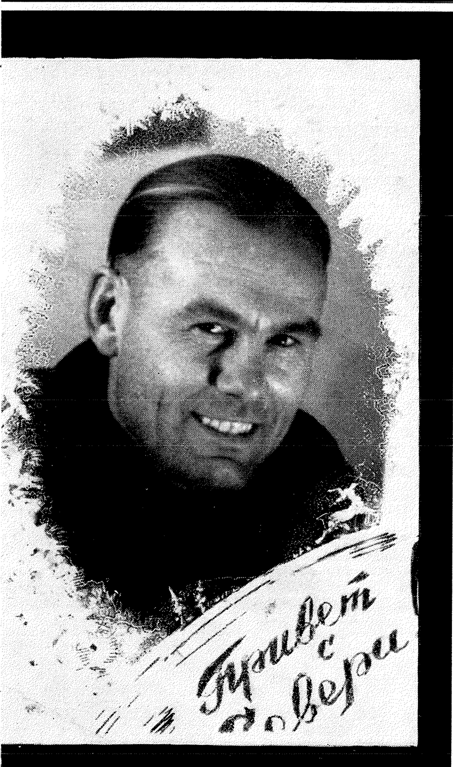
Der Ausflug erfolgt heute ab Flugplatz Berlin-Tempelhof, Wir bitten alle Behörden, den Heimkehrer bei der Überführung nach Friedland zu unterstützen.



(Zofel) (Oelschläger)
Direktor Direktor

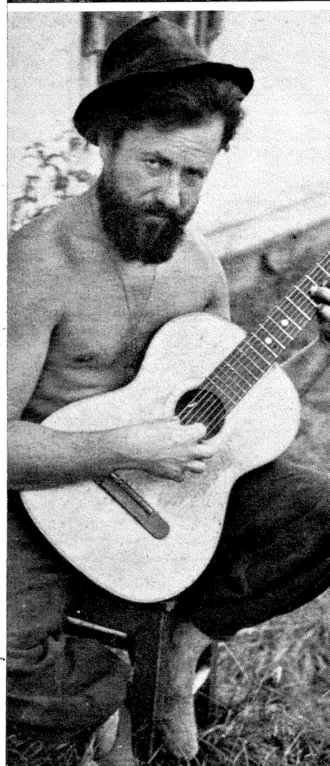


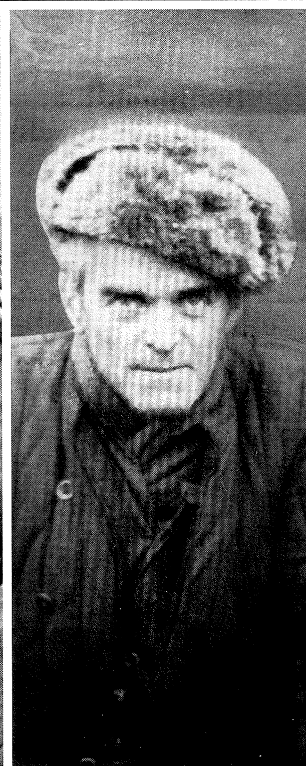




Привет
с









Erklärung der im Buche gebrauchten Fremdwörter

Begriffe aus der russischen Gaunersprache sind mit * versehen

Ataman, Kosakenführer, auch Bandenhäuptling

Banderowzy, Ukrainische Nationalisten, Anhänger von Stepan Bandera
Banja, russische Badeanstalt
Bednij, Armer
BERLAG, Spezial-Lager für politische Häftlinge im Kolyma-Gebiet
Besprisorniki, obdachlose Kinder
*Blat**, gute Verbindungen, Vetternwirtschaft
*Blatnoi**, Dieb in der Sowjet-Union
Borschtsch, Ukrainische Kohlsuppe
BUR, Baracke des verstärkten Regimes
Buschlat, mit Watte gefütterte Jacke

Datscha, Sommerhaus, Villa
Dawai! Dawai!, meistgebrauchter Ruf der Antreiber, ähnlich dem deutschen »Los! Los!«
Dochodjagi, Dystrophiker, an Unterernährung Erkrankter
Dnewalnyi, der ständig zum Stubendienst bestimmte Mann der Baracke
Dobre, gut (ukrainisch)
Dowod, zusätzliches Herausführen der Arbeitskräfte aus der Zone
Durak, Dummkopf

Etappe, Gefangenentransport

*Finnka**, Abkürzung für Finnendolch
*Fraier**, verächtliche Bezeichnung für diejenigen, welche nicht in die Geheimnisse der Verbrecherwelt eingeweiht sind

GPU, sowjetische Geheimpolizei, später NKWD, heute MWD
Gymnastjorka, russische Uniformbluse
GULAG, Zentralverwaltung der Strafarbeitslager

*Himbeergarten**, deutsche Übersetzung für »Malinnik«, von den Blatnoi als Bezeichnung für herrliche Lebensbedingungen gebraucht

*Hölzerner Buschlat**, Sarg
Hui s nim, unübersetzbares Schimpfwort
Huligan, Rowdy

Jaika, Eier (ukrainisch)
Job twoju matj, meistverbreitetes, unübersetzbares Schimpfwort

Inschallah, Wie Gott will (auf arabisch)
Iswestkowaja, berüchtigtes Straflager im Polargebiet
Iwan-Kolchosnik, verächtlicher Ausdruck für den Bauern der Sowjetzeit

Katjuscha, russischer Mädchenname (Abkürzung für Katharina), primitives Feuerzeug
Kommissowka, Ärztliche Untersuchung zur Kategoriebestimmung
Kulitsch, russisches Osterbrot
Kulturnyi, kultiviert
Krokodil, Moskauer politische satirische Zeitschrift, im Lager die Schandtafel
Komsomolze, Mitglied der kommunistischen Jugendorganisation
Konvoi, ein oder mehrere Soldaten der Bewachungsmannschaften
Konvoilose, Gefangene, welche ohne Bewachung zur Arbeit gehen
Kwas, russisches Erfrischungsgetränk
KWTSCH, Anfangsbuchstaben für die Kultur-Erzieherische Abteilung

Ljubuschka, Koseform für den Mädchennamen Ljubowj

Machorka, grob geschnittene Tabakstengel
Maslo, Butter
MGB, Ministerium für Staatssicherheit
MOPR, Internationale Gesellschaft zur Hilfe für verfolgte Revolutionäre
Moskali, verächtlicher ukrainischer Ausdruck für die Russen
Muschik, russischer Bauer
MINLAG, Spezial-Lager für politische Häftlinge im Inta-Gebiet
Mir, Frieden, Homonym für Welt
Moschkara, winzige, in ganzen Wolken auftretende Beißfliegen

Narjatschik, Arbeitszuteiler aus der Zahl der Gefangenen
Na sdorowije!, Prost!

Natschalnik, Vorgesetzter, Chef
NEP, Periode der Neuen Wirtschaftspolitik
Nitschewo, vielgebrauchter Ausdruck für »macht nichts, schadet nichts«
Normirowtschik, Kontrolleur der Plan- und Normerfüllung

OLP, Lagerabteilung (Abkürzung)
Oper, Abkürzung für Operupolnomotschennyi, Offizier des Staatssicherheitsdienstes
OSERLAG, Spezial-Lager für politische Häftlinge im Gebiet von Taischet am Baikal-See
OSSO, Ferngericht
Otrizalowka. negative, arbeitsscheue Elemente

Papyrossy, Zigarette mit langem Pappmundstück
*Parascha**, Mädchenname, Bezeichnung für Notdurfteimer und Lagergerüchte
§ 58, in vierzehn Punkte aufgeteilter Paragraph des sowjetischen Strafgesetzes, der bei allen konterrevolutionären Verbrechen angewandt wird
Patati und patata, französischer Ausdruck für Geschwätz (Lautmalerei)
Pazan, Junge (ukrainisch)
Peresilka, Durchgangslager
Petrowka, häufiger Straßenname
Pionier, Mitglied der kommunistischen Kindergruppen
Piroschki, mit Fleisch gefüllte Teigtaschen
*Pridurki**, Verwaltungsposten bekleidende Gefangene
Prokuror, Staatsanwalt
Proscharka, Hitzekammer, zur Entlausung dienend
Prowerka, Zählappell
Pud, ehemaliges russisches Gewichtsmaß = 16,38 kg

Rabfak, Arbeiterfakultät
Raswod, Herausführen der Gefangenen zur Arbeit
Regime, Lagerordnung
RETSCHLAG, Spezial-Lager für politische Häftlinge im Workuta-Gebiet
*Romanist**, Erzähler von Romanen und Gruselgeschichten
*Rotachseln**, Sonder-Bewachungseinheiten des MWD
RUR, Rayon des verstärkten Regimes

Sakljutschjonnyi, Häftling
Sakon, Gesetz
*Sakonniki**, die Gesetzlichen; Diebe, welche streng das Blatnoi-Gesetz wahren
Samagonka, selbstgebrannter Schnaps
*Schlitzäugige**, mongolische Bewachungseinheiten des MWD
Sdrastwuitje, Guten Tag
Selchos, Landwirtschafts-Lager
SIS, sowjetische Automarke
Sk, Abkürzung für Sakljutschjonnyi, Häftling
Solowki, einstiges Kloster, später in berüchtigtes KZ verwandelt
SMERSCH, Militärischer Abwehrdienst
SOLP, abgesondertes, mit Flößerarbeiten beschäftigtes Lager
Stoi!, Halt!
Stiljaga, Modeaffe oder Stenz
Strafniki, Insassen eines Straflagers
*Suki**, (Hündinnen) abtrünnig gewordene Blatnoi
Sutschennyi Dieb*, ein dem Blatnoi-Gesetz abtrünnig gewordener Dieb
Suschilka, Raum zum Trocknen der Kleider und des Schuhwerks
Taganka, berüchtigtes Moskauer Kriminalgefängnis
Tjurja, Gefängnisspeise, in Zuckerwasser aufgeweichtes Brot
*Tolkowischtje**, geheime Beratung unter Blatnoi
Towarischtsch, Genosse, Kamerad
Tschefir, überstarker Teeaufguß
Tschekist, Mitarbeiter der TSCHEKA, gebräuchlichste Bezeichnung unter den Gefangenen für jeden Lagerchef und Aufseher
Tschuny, aus Autoreifen hergestelltes Schuhwerk

Uchta, Stadt, Zentrum der Lager im Petschjora-Gebiet
UPA, Ukrainische Geheimarmee

Woina, Krieg
*Woltschjok**, Guckloch in der Zellentür
*Worowaika**, Diebin

Zentral-Isolator, der Lagerverwaltung angeschlossenes Gefängnis
Zob-Zobé, verächtlicher russischer Ausdruck für die Ukrainer
Zone, Lagerareal

INHALT

PAUL ROTH

OPIUM FÜR DAS VOLK

DER KOMMUNISMUS:
THEORIE, WIRKLICHKEIT, WELTGEFAHR

190 Seiten, 8 Kunstdrucktafeln

Dieses Buch ist nicht für jene bestimmt, die die Lehren, die Geschichte, das System und die Taktik des Kommunismus kennen. Es ist vielmehr geschrieben für die vielen, welche nicht mehr wissen, als daß der Kommunismus »böse« ist.

... Es ist genau das Illustrationsmaterial zu den Worten Lenins: »Nur Schufte und Idioten können sich einbilden, daß das Proletariat erst die Majorität haben muß in den Wahlen ... Wir dagegen behaupten, daß das Proletariat erst die Bourgeoisie stürzen und die Macht an sich reißen muß ...« Paul Roth verzichtet sehr bewußt auf Polemik, er läßt die nackten Tatsachen sprechen.

Gerade der nüchterne Stil des Buches, das die Fakten ehrlich wiedergibt, wird jeden Leser angenehm berühren. Sicherlich ein Buch, das man gelesen haben sollte, um so mehr, als es als Taschenbuch zweifellos für jedermann erschwinglich ist!

»Orientierung«, Zürich *Robert Hotz*

Auf 190 Seiten ist ein vollendetes Werk gelungen. Es antwortet auf die Fragen: Was lehrt der Kommunismus (Theorie und Weltanschauung)? Wie sieht die Verwirklichung dieser Lehre im kommunistischen Machtbereich aus (Wirklichkeit und System)? Wie breitet der Kommunismus seinen Machtbereich aus (Strategie und Taktik)? Aus eigener Anschauung und aus der Beherrschung der anfallenden Literatur ist in einfacher Sprache und mit gesundem Urteil die Antwort auf jede Frage gegeben. Man hat das Gefühl, der Autor steht überlegen über der Sache. ...

»Der große Entschluß«, Wien

